

Walter Mauerhofer

Eine Saat geht auf

Evangelisation als Lebenswerk

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2011

© 2011 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Satz: CLV

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86699-308-2

Meinem Bruder Martin gewidmet

Inhalt

Vorwort der Kinder	9
Vorwort des Verfassers	10
Die kostbare Lebenszeit	13
Ein schrecklicher Unfall	16
Im Elternhaus	22
Schrecken und Trost	31
Erste Schritte in der Mission	34
Der Herbst im Jahr 1968	45
Wieder in Österreich	53
Tiefer in das Land hinein	71
Neue Weichenstellungen	75
Bauernmission im Pongau	85
Der Garten und die Hausdruckerei	90
Zeltmission	97
Mission unter Kindern	106
Gastfreundschaft	115
Die Missionsarbeit weitet sich aus	120
Der Herr tat hinzu	133
Der Herr ist treu	136
Neue Wege	150

Der Beginn der Gartenvorträge	154
Ganzer Einsatz	160
Widerstand und Ermutigung	166
Brückenbauer	180
Nicht stehen bleiben	190
Neu beginnen	197
Die Missionsarbeit geht weiter	202
Die Gemeinde wächst	219
Die eigene Familie	223
Wieder Abschied nehmen	238
Noch einmal neu beginnen	247
Dem Himmel näher kommen	259
Österreich lieb gewonnen	265

Vorwort der Kinder

Von der behüteten Kindheit in Neuenegg im Kanton Bern über die bewegte Schul- und Lehrlingsausbildung als Gärtner bis zum missionarischen Dienst in Österreich finden sich in diesem Buch eine Fülle von wechselvollen und ergreifenden Erlebnissen aus dem Leben unseres Vaters Walter Mauerhofer.

Die größte Erfüllung seines Lebens fand er im völligen Einsatz für seinen Herrn Jesus Christus.

Jesus hat verheißen: »Ich habe euch dazu bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibe« (Johannes 15,16b). Dies zu erleben, war sein größter Herzenswunsch.

Unser Vater war viel unterwegs. Er hat den Samen der Frohen Botschaft Jesu Christi nahezu über ganz Österreich hinweg ausgestreut, bis in die hintersten Täler und umliegenden Länder hinein. Manches an Frucht hat der Herr in seiner Gnade ihn bereits sehen lassen. Manches wird wohl erst in der Ewigkeit offenbar werden.

Das Leben als Missionarskinder war mit vielen Herausforderungen verbunden. In unserer Familie lief auch nicht alles perfekt, doch wurden wir alle überreich beschenkt. Wir durften in einer Familie groß werden, in der die Liebe und Gnade Gottes auf wunderbare Weise zu erleben war.

Wir freuen uns darüber, dass nun ein Auszug der Geschichte unserer Eltern einer breiten Leserschaft vorliegen darf.

In großer Dankbarkeit gegenüber unserem Herrn und unseren Eltern,

Daniela, Lukas, Markus, Jonathan, Barbara

Vorwort des Verfassers

Während vieler Jahre wurde ich immer wieder dazu ermuntert, meine Erlebnisse und Erfahrungen in der Missionsarbeit niederzuschreiben. So liegen die Anfänge für dieses nun vorliegende Buch schon weit zurück. Bereits vor bald zehn Jahren sortierte ich mein Archivmaterial in Hinblick darauf, einmal ein Buch darüber zu verfassen. 2005 begann ich mit dem Verfassen der ersten Texte unter Heranziehen meines Archivmaterials der vergangenen 46 Jahre. Es war vor allem unser Sohn Jonathan, der mich zur Fertigstellung des Buches motivierte und mit viel Zeit- und Arbeitsaufwand dieses Projekt mit mir zu Ende brachte. An dieser Stelle danke ich all jenen, die zur Fertigstellung des Buches beigetragen haben – meiner Frau Esther und unseren Kindern Daniela, Lukas, Markus, Jonathan, Barbara sowie all jenen, die Korrektur lasen.

Es liegt mir fern, ein glorifizierendes Bild meiner Person und meiner Familie zu zeichnen. Diese Niederschrift wurde von einem Menschen verfasst, der nicht fehlerfrei und sündlos, sondern sich seiner Schwachheiten bewusst ist. Mein Leben war geprägt durch das wunderbare Handeln Gottes. Wenn es etwas in meinem Leben zu rühmen gäbe, dann will ich mich am ehesten meiner Schwachheit rühmen, damit allein die Größe des Herrn dem Leser vor Augen gemalt wird.

Das Buch wurde mit dem Wunsch verfasst, den Leser für das Werk des Herrn zu motivieren und zu begeistern. Die Lebensgewohnheiten unserer Gesellschaft haben sich in den vergangenen 40 Jahren in vielen Punkten verändert. Freilich können wir das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. Es nützt auch nichts, früheren Zeiten nachzutruern. Wir sind dazu aufgefordert, zu fragen, wie wir als überzeugte Christen das

zeitlose Evangelium heute verkündigen können. Wir sind als Einzelne und als Gemeinde Jesu herausgefordert, neu Opfer zu bringen und mutiger zu werden.

Wie gerne denke ich an die 1980er-Jahre im Salzburger Land zurück, als einige Gemeinden entstanden sind. Die Liebe vieler Christen zu ihrem Herrn war so motivierend, dass sie ansteckend wirkte. Der Hunger nach Gottes Wort war kaum zu stillen. Leider ist heute in vielen christlichen Familien die erste Liebe zum Herrn Jesus nicht mehr auf diese Weise sichtbar wie damals. Welche Gründe mögen dazu geführt haben? Haben sich manche Christen an ein »frommes Leben« gewöhnt? Ist der Hunger des jungen Glaubens einer Satttheit gewichen, ohne dass man dies wahrnimmt? Bewegt es die Herzen von Vätern und Müttern, dass ihren Kindern die Welt lieber geworden ist als ein Leben mit dem Herrn?

Es ist mein Verlangen, dass der Herr Jesus in unseren Gemeinden einen neuen Eifer entfachen möge – dass wir die Last der verlorenen Menschheit neu wahrnehmen, damit wir bereit werden, die Fackel des Glaubens zu den Menschen hinauszutragen, die ohne Bekehrung und Wiedergeburt ewig verlorengelassen sind.

Lasst uns bewusst über die vergangenen Jahre nachdenken. Vergessen wir nicht, dass unser Leben zu kurz ist, um es für Nebensächlichkeiten zu vergeuden.

Möge dieses Buch in jedem Leser Mut in der Nachfolge unseres herrlichen Erlösers Jesus Christus bewirken.

* * *

Die aufgeschriebenen Berichte stammen aus einem reichen Schatz an Erfahrungen und tragen exemplarischen Charakter. Die Erzähleinheiten sollen dem Leser mein Herzensanliegen näherbringen und zugleich einen gewissen Zeitabschnitt meines Lebens beleuchten. Sie sind in ihrer

Chronologie nicht lückenlos. Hier liegt keine echte Biografie, sondern vielmehr ein Bericht vor, in dem es vor allem darum geht, persönliche Ratschläge an die nächste Generation weiterzugeben. Der vorliegende Bericht möchte in erster Linie für das Werk des Herrn motivieren.

Viele Freunde hätten in diesem Buch Erwähnung finden können, die uns während der Missionsarbeit begleiteten und unterstützten, aber dies hätte den Rahmen des Buches gesprengt. Auch wenn sie hier nicht alle angeführt werden konnten, so haben sie doch einen besonderen Stellenwert in unserem Leben.

Walter Mauerhofer

Die kostbare Lebenszeit

Jedes einzelne Leben hat seinen besonderen Wert. Es ist nicht gleichgültig, was jeder mit seinen Gliedern, Gaben und Fähigkeiten tut, keinesfalls belanglos, welches Ziel erfüllt und erstrebt wird. Wir haben nur dieses eine Leben, und wir tun gut daran, zu überdenken, was uns das wichtigste und oberste Ziel ist.

Wer Großes für Gott im Vertrauen auf ihn in Angriff genommen hat, der wird Großes von Gott in seinem Leben erwarten können. Unsere Zeit ruft nach völligem Einsatz für den Herrn, der keine Mühe scheut. Der Herr Jesus Christus sucht nicht nach Männern und Frauen, die ihm ihre freien Abende, das Wochenende oder die Jahre ihres Ruhestands widmen möchten. Er sucht solche, die ihm den ersten Platz in ihrem Leben einräumen wollen, deren Herz für seine Sache, für seine Liebe und Gnade unserer Menschheit gegenüber schlägt.

Nichts, was der Mensch zu besitzen meint, gehört ihm selbst. Des Menschen Hände möchten geöffnet werden, an erster Stelle für Gott. Er, der Vater im Himmel, behält immer den ersten Anspruch – in allem, was wir sind und haben. Darin hat er das ungeteilte Recht, damit zu tun, was ihm gefällt. Einige Anforderungen Gottes scheinen in einem bequemen Leben von heute keinen Platz zu haben. Dass völliger Einsatz das Leben eines Christuskennzeichners, erscheint oft fernliegend und schwer fassbar. Oftmals ist die Eigenliebe zu groß, als dass die erste Liebe ganz Gott gehören könnte.

Ich stehe hier in einem Land, in dem noch vor wenigen Jahrhunderten Menschen wegen ihres Glaubens an Jesus Christus verjagt wurden und dennoch in allen Bedrängnissen, Gefangennahmen, aller Not und Pein treu in der Nach-

folge ihres geliebten Herrn blieben. Diese treuen Bekenner haben den heutigen oft müden Christen viel zu sagen. Für mich ist diese bekennende Schar eine Herausforderung, und ich prüfe meine Lebensweise und meine Hingabe im Spiegel des Wortes Gottes, um zu sehen, ob nur ein bloßes Lippenbekenntnis oder echte hingebungsvolle Liebe zum Herrn Jesus mich erfüllt. Oft bin ich traurig, und mein Herz ist aufgewühlt in mir, wenn ich sehe, wie oberflächlich viele Christen ihre kostbare Zeit vergeuden für irdische, zeitliche Pläne und Interessen. Sind wir uns denn nicht mehr bewusst, dass der Lauf der Welt dem Ende entgegengeht und Jesus bald wiederkommt? Es scheint mir oft so, als wäre es an der Zeit, die eigenen Prioritäten im Blick auf die Ewigkeit neu zu überdenken. Was sonst soll an erster Stelle im Leben eines Christen stehen als der Vater im Himmel, dem er gehören darf?

Wir benötigen Ziele, auf die wir zusteuern können und die motivieren. Diese vermögen unsere Anstrengungen zu bündeln. So soll sich der Mensch vor Gott Ziele setzen, die herausfordern, aber auch realistisch sind. Auf dieses irdische Leben beschränkt sind Ziele lediglich befristete Träume. Ewig sind sie nur dann, wenn sie bis in den Himmel reichen. Ziele helfen, nicht träge zu werden und Wege zu verbessern. Wer sich Ziele setzt, packt seine Zukunft an, leistet Außergewöhnliches. Ohne sie treibt der Mensch dahin und übernimmt so kaum Verantwortung für sein Leben. Auf diese Weise wird kostbare Zeit vergeudet, da es nichts von besonderer Dringlichkeit gibt. Es gibt keine Frist. Nichts muss heute erledigt sein. Alles kann beliebig verschoben werden. Wenn nicht heute, dann morgen. Ein gewöhnlicher Alltagstrott entsteht.

Es soll um andere Fragen gehen: Wer möchte ich eigentlich sein? Was für ein Leben möchte ich führen? Bin ich jetzt auf dem richtigen Weg? Dies führt zur Frage: Was ist mein eigentliches Ziel? Diese Entscheidung soll wohlbedacht sein.

Denn es gilt, konsequent zu sein. Im Durchhalten auf dieses Ziel hinzuarbeiten, ist und wird nicht immer leicht sein. Selbstdisziplin wird gefordert. Planen, organisieren, nicht mutlos werden und Schritt für Schritt vorangehen. Dies in der Liebe Gottes durch Jesus Christus, mit der er uns trägt und erhält. Und dieser Gott ist es, der letztendlich einzig über unser Leben urteilen kann, da er all unser Sein und Tun bereits vom Ende her sieht.

* * *

Eines jeden Geschichte beginnt an einem besonderen Tag, in einem Augenblick. Dieser Anfang – von Gott selbst aus der Ewigkeit heraus geplant und gesetzt – stellte mich in diese Zeit, in diese Familie, in diese Geschichte, an der ich den Leser nun teilhaben lassen möchte. Nicht um meinetwillen, sondern wegen meines Herrn, der mich in seine Weltgeschichte hineinnahm und mich Großes sehen und erleben ließ. Mein Lebensweg begann am 16. Juli 1944. Ich sollte das vierte von sieben Kindern sein, die in den Segen wunderbarer Eltern hineingestellt wurden.

Ein schrecklicher Unfall

Erinnerungen an die Eiterbeulen im Gesicht, die bis heute ihre Narben hinterließen, sind mir noch sehr lebendig. Nicht allein ein entstelltes Aussehen, auch quälende Schmerzen beeinträchtigten mich, derentwegen ich mein Gesicht während fast zweier Jahre nicht mehr mit Waschtüchern waschen konnte. Eine noch größere Qual jedoch bedeutete es, unter Menschen zu gehen. Die Frau meines Lehrmeisters sagte eines Tages: »Walter, es vergeht uns der Appetit, wenn wir in deiner Gegenwart essen.« Als ich in einem vollen Zug nach Bern in einem der Waggonen Platz nahm, standen die Leute auf, nachdem sie sich gegenseitig etwas zugetuschelt hatten, und gingen in den nächsten Waggon. Bevor die Tür zuzuging, hörte ich die Worte: »Mit einem Aussätzigen reisen wir nicht!« Ich suchte daraufhin meinen Reiseplatz auf der kleinen, offenen Plattform zwischen den Waggonen. Es tat mir weh, von anderen als ekelerregender Mensch betrachtet zu werden. So war es mir am liebsten, wenn niemand mich sah, und ich versuchte mich wann immer möglich zu verbergen.

* * *

Die Leidenszeit begann unerwartet während meiner Lehre. Der Gärtnereibetrieb, in dem ich arbeitete, war auch für den Ortsfriedhof zuständig. Schon bald hatte ich auch die schwere Arbeit des Gräber-Aushebens mit zu übernehmen, die mich als noch nicht ausgewachsenen jungen Mann oftmals überforderte. Damals begann mein schweres Rückenleiden, das mir heute noch diese Zeit in Erinnerung ruft. Auf jenem Friedhof war ausschließlich schwere Lehmerde zu schaufeln, in der die Verwesung der Leichname und Särge nur schleppend voranging.

Eines Tages stießen wir in ungefähr einem Meter Tiefe auf einen noch nicht verfaulten Sarg, obschon es bereits 44 Jahre zurücklag, dass er ins Grab gesenkt worden war. Der Leichnam war nur teilweise verwest. Der Lehrmeister und ich versuchten, ihn mit Schaufeln aus dem Grab zu heben. Ein furchtbarer Gestank hatte sich bereits über dem Friedhof ausgebreitet. In wenigen Augenblicken geschah, was mich heute noch zeichnet. Der Leichnam fiel von unseren Schaufeln in den Sarg zurück. Das darin befindliche Wasser spritzte mir direkt ins Gesicht. Auf dem Friedhof gab es keinen Brunnen mit Wasser. Als ich endlich das Wohnhaus der Lehrmeisterfamilie erreichte, um mein Gesicht zu waschen, war es schon zu spät. Das Leichengift hatte sich bereits über offene Hautstellen, die durch eine Allergie verursacht worden waren, in der Blutbahn ausgebreitet.

Von diesem Tag an wurde mein Leben ein völlig anderes. Die Leichenvergiftung schädigte meine inneren Organe, und am Kopf und am Oberkörper bildeten sich große Eiterbeulen. Platzte am Kopf eine solche auf, so rann mir der Eiter übers Gesicht. Jede Berührung der Haut verursachte unsagbare Schmerzen. Darum beschränkte sich meine Körperpflege einige Jahre darauf, nur Wasser über meine Haut rinnen zu lassen.

* * *

Der Lehrmeister war gerade 35 Jahre alt, als ich im 15. Lebensjahr mit der Gärtnerlehre begann. Er war überaus streng und duldete keine Schlampereien vonseiten seiner Angestellten. Im Lehrvertrag war vereinbart, dass ich pro Woche sechs Tage je elf Stunden zu arbeiten hätte, wobei mir im ersten Lehrjahr dreißig, im zweiten sechzig und im dritten neunzig Schweizer Franken pro Monat zustehen würden.

Der Verkauf von Balkon- und Topfpflanzen war das Hauptgeschäft dieser Gärtnerei. Im Winter konnten die

Jungpflanzen in Treibhäusern gezogen und im Frühjahr in Frühbeete gepflanzt werden. Ich hatte mich darum zu kümmern, dass jeden Abend die Fenster der Frühbeete geschlossen waren. Als ich eines Morgens meiner Arbeit im Garten nachgehen wollte, rief mich mein Lehrmeister mit energischer Stimme. Wütend schrie er mich an, ob ich im Sinn hätte, seine Gärtnerei zu ruinieren. Er führte mich zu dem Frühbeetkasten, in welchem die Petunien alle erfroren waren, da während der Nacht die Frühbeetfenster ein wenig geöffnet waren. Vor Schreck verbarg ich mich erst mal im Kohlekeller, fiel dort auf die Knie und betete zu Gott um Hilfe. Selbst der Vater meines Lehrmeisters, der mir sonst wohlgesonnen war und immer ein aufmunterndes Wort für mich übrig hatte, reagierte aufgebracht: »Walter, du ruinierst unseren Betrieb!« Erneut ging ich in den Keller und flehte zu Gott, er möge doch ein Wunder tun. Als ich zur Mittagszeit vernahm, wie mein Lehrmeister und sein Vater sich über das Ausmaß des Schadens nochmals ein Bild machen wollten, schlich ich mich über die Kellertreppe nach oben, um zu beobachten, was geschehen würde. Mein Lehrmeister öffnete das erste Fenster des Frühbeets, und sein Vater kniete nieder, um die erfrorenen Pflanzen zu begutachten. Er bewegte seine Hand sanft hin und her, als würde man über zartes Laub streichen. Plötzlich war mir klar, dass hier ein Wunder geschehen war. Schnell eilte ich in den Garten. Bei meinem ersten Blick in das Frühbeet entglitt mir ein Jubelschrei. Alle Pflanzen standen in ihrem zarten Blattgrün, wie am Tag zuvor. Als ich jedoch von einer Gebetserhörung und Gottes wunderbarer Hilfe sprach, entgegnete mein Meister lediglich, ich hätte wohl wieder einmal Glück gehabt.

In der darauffolgenden Zeit erteilte der Gewerbeschullehrer in Bern uns Schülern den Auftrag, einen Aufsatz zum Thema Angst zu verfassen. Hier nahm ich mir vor, über das Wunder mit den Petunien zu schreiben. Als der Lehrer eine

Woche später die korrigierten Aufsätze der Klasse zurückgab, fragte er mich, ob er meinen Aufsatz noch behalten dürfe. Drei Wochen verstrichen, da bat mich der Lehrer, nach der Unterrichtsstunde zurückzubleiben, er wolle noch persönlich mit mir sprechen. Als wir allein im Klassenzimmer standen, reichte er mir die Hand und sagte: »Herr Mauerhofer, wir zwei sind Brüder in Christus Jesus.«

Üblicherweise pflegte mein Lehrmeister sich nach meinen schulischen Leistungen zu erkundigen – so auch nach jenem Schultag in Bern. Da er sich einige Wochen zuvor so abschätzig über meine Behauptung eines Wunders geäußert hatte, wollte ich ihm von dem zurückerhaltenen Aufsatz nichts erzählen. Als ich abends in meinem Zimmer damit beschäftigt war, meine Sachen für den nächsten Schultag zu ordnen, merkte ich, dass ich ausgerechnet ebenjenen Aufsatz auf dem Tisch im Esszimmer meines Lehrmeisters liegen gelassen hatte. Sofort eilte ich die Treppen hinab zu dessen Wohnung. Beim Betreten des Esszimmers sah ich meinen Lehrmeister am Tisch sitzen, den Kopf in beide Hände gestützt. Vor ihm lag mein Aufsatz. Tränen tropften auf die Tischplatte. Leise schloss ich die Tür wieder, eilte zurück in mein Zimmer, kniete nieder und betete zu Gott, dass er das Herz des Lehrmeisters berühren möge. Von jenem Tag an war er meiner Glaubensüberzeugung gegenüber viel offener.

Die Mutter meines Lehrmeisters war eine sehr liebe und feinfühligste Person, die es gut mit mir meinte. Wann immer wir uns begegneten, waren freundliche Worte auf ihren Lippen. Stets ermutigte sie mich, ungeachtet der Launen ihres Sohnes durchzuhalten. Als ich eines Tages erfuhr, dass sie an Krebs erkrankt war, besuchte ich sie sogleich in ihrer Wohnung. Es ergaben sich gute Gespräche über meinen Glauben an Gott, und sie bat mich, doch wieder zu kommen. Bald durfte ich vom Glauben an den Herrn Jesus erzählen. Sie war sehr offen für die Botschaft der Bibel und die Lieder, die sie von mir so gerne hörte. Meine größte Freude war, als sie mir

eines Tages sagte, dass sie Jesus Christus als ihren persönlichen Retter in ihr Leben aufgenommen habe.

Schließlich musste sie ins Krankenhaus nach Bern gebracht werden. An den letzten Abschied dort kann ich mich noch gut erinnern. Sie vermochte nur noch zu flüstern, zog mich ganz nahe an ihre Lippen und sagte: »Walter, wir dürfen einander im Himmel wiedersehen.« Bald darauf verstarb sie. Aber sie hinterließ mir die Freude, zu wissen, dass hier ein Mensch gerettet in die Herrlichkeit einging.

* * *

1963 endete meine Lehrzeit, und die Freude meiner Eltern war groß, als ich nach Hause zurückkehrte, um mich – trotz meiner schweren Krankheit – im elterlichen Betrieb einzusetzen. Wie wohltuend erlebte ich die Wertschätzung und Bestätigung meiner Eltern – ganz im Gegensatz zu dem, was mir während meiner Gärtnerlehre bisweilen entgegengebracht worden war. Selbst wenn ich mich zurückzog – was meine Krankheit mit sich brachte –, so trugen es meine Eltern geduldig und liebevoll mit. Ganz besonders meine Mutter ließ mich spüren, wie sehr sie mich trotz meines entstellten Aussehens liebte und schätzte.

Die harte Lehrzeit war für mich eine schwere, doch andererseits auch segensreiche Zeit. Der Herr Jesus hat mich durchgetragen und mich innerlich für mein späteres Leben vorbereitet. Ich darf sagen: Gottes Wege sind wunderbar – auch dort, wo wir nicht alles gleich verstehen.

Es war der Herzenswunsch meines Vaters, einen seiner Söhne im Berufsstand des Gärtners zu wissen. Weil ihm selbst die Gärtnerausbildung in seiner Jugend mangels finanzieller Mittel nicht möglich gewesen war, setzte er alles daran, einen seiner Söhne dafür zu begeistern. Längst bevor ich an eine Gärtnerlehre dachte, sagte er zu mir: »Walter, du hast von all deinen Geschwistern die beste Hand für den

Garten. Dir soll es einmal möglich sein, meinen Lieblingsberuf zu erlernen.« Damals wusste ich noch nicht, dass dieser Beruf ein Wegbereiter für meine spätere Arbeit und den Dienst in der Mission sein würde.

Im Elternhaus

Unsere Eltern legten großen Wert darauf, uns Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen. Sie machten uns Gottes Wort durch ihr dem Herrn ergebenes Leben und Wesen, Wort und Tat lieb. Fünf Jungen und zwei Mädchen zählte unsere Kinderschar. Wir hatten eine Freiland-Gärtnerei und später auch einen Samenhandel, den mein Vater damals wegen großer Armut und Arbeitslosigkeit begonnen hatte. Zudem war unser Vater Fabrikarbeiter in der Ovomaltine-Fabrik der Wander AG in Neuenegg.

Von Kindesbeinen an lernten wir, mit den Händen zu arbeiten. Obgleich es hartes und ausdauerndes Arbeiten war, so hat es uns Kindern doch nicht geschadet, dass wir von klein auf unseren Teil bei der Bewältigung der vielfältigen Aufgaben beizutragen hatten. In Bern verkauften wir unser Gemüse, indem wir es mit einem Wagen durch die Straßen ziehend bei den Wohnhäusern feilboten. Für die getane Arbeit ernteten wir Kinder großes Lob von den Eltern. Oft saßen wir abends beisammen auf der Hausbank oder um den Küchentisch und sangen unsere Lieblingslieder. Wir sangen vierstimmig und hatten so einen kleinen Familienchor. Einige meiner Geschwister spielten Instrumente.

Unsere Glaubensgemeinschaft, der Evangelische Brüderein, war in unserem Dorf als Sekte abgestempelt. Wir wurden schon als kleine Kinder mit Verachtung und Ablehnung konfrontiert. So hatten wir kaum Freundschaften nach außen. Doch untereinander als sieben Geschwister erlebten wir eine tiefe Verbundenheit und letztendlich eine sonnige Kindheit. Unsere Mutter verstand es, all den Mangel, den wir vonseiten der Welt um uns herum einstecken mussten, durch ihre liebe mütterliche Art zu ersetzen.

Der beste Sonntagsschullehrer, den wir haben durften, war mein Vater. Er erzählte uns fortlaufend biblische Geschichten. Durch ihn lernten wir auch viele Psalmen auswendig. Vater hatte eine ausgesprochene Gabe, das Wort Gottes gründlich zu lehren und in uns den Hunger nach geistlichen Werten zu mehren. Unvergesslich bleibt, wie Mutter uns die Missionsgeschichten erzählte. Der tiefe Glaube meiner Eltern prägte unseren Alltag und den Umgang miteinander.

Oft begann mein Vater schon um vier Uhr früh mit seiner Arbeit. Das Jungenzimmer, in dem ich schlief, war nur durch eine einfache Bretterwand vom Schlafzimmer meiner Eltern getrennt. Oftmals konnte ich hören, wie meine Eltern ihren Tag begannen. Vaters Wecker klingelte um drei Uhr morgens. Er stand auf, legte seine Bibel auf das Bett der Mutter, kniete nieder und las ihr aus dem Wort Gottes vor. Danach beteten beide.

Wir Kinder durften immer wieder sehen, wie unsere Eltern auch in schweren Zeiten an ihrem Glauben festhielten. An einem strahlend schönen Sonntag im Hochsommer braute sich nachmittags ein verheerendes Hagelgewitter zusammen. Von all den Karotten, dem Kohlrabi und dem Spinat, die kurz vor der Ernte gestanden hatten, blieben nur einige Stängel übrig. In unserer Armut damals hätten wir die Einnahmen vom Gemüseverkauf auf dem Markt dringend gebraucht. Aber meine Eltern haderten nicht mit Gott. Auch dieses Ereignis nahmen sie aus Gottes Hand an. Sie riefen uns sieben Kinder zu sich, wir knieten alle nieder und beteten. Meine Mutter sprach die Worte: »Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt.«

* * *

Wir alle haben in unserem Leben eine Aufgabe wahrzunehmen, die niemand sonst übernehmen kann. Wir nehmen

einen Platz ein, den kein anderer ausfüllen kann. Diesen unseren Weg gehen wir nur einmal. So gesehen ist das Leben mit einer Münze zu vergleichen, die nur ein einziges Mal ausgegeben werden kann. Was mache ich aus meinem Leben? Es ist ein großes Vorrecht, wenn einem Menschen bereits von Kindheit an der Blick dafür geöffnet wird, das Leben für eine Sache zu investieren, die auch nach dem Tod von Bedeutung ist. So wird nicht nur auf wenige Jahre geblickt, die vergehen wie ein vorbeieilender Windzug, sondern in die Weiten der Ewigkeit hinein. Psalm 90,12: »So lasse uns zählen unsere Tage, damit wir ein weises Herz erlangen.« An die Ewigkeit zu denken, ist einer der größten Gedanken, mit dem sich der menschliche Verstand beschäftigen kann. Wenn jedes Sandkorn an allen Stränden der Welt ein Jahr darstellen würde, so wäre dies ein Bild für Ewigkeit und dennoch zu kurz gegriffen. Wie lange unser Leben auch währen mag – es ist nur ein Bruchteil dessen, was kommen wird. Dieser Gedanke wurde bereits in jungen Jahren in mein Herz gelegt. Für dies und vieles mehr bin ich meinen Eltern, die Gott mir zur Heimat und zum Geschenk gegeben hat, von Herzen dankbar.

* * *

Meine Eltern waren beide temperamentvolle Menschen. So kam es auch vor, dass sie sich mit Worten verletzten. Aber wir wussten und sahen, wie Vater und Mutter sich danach entschuldigten, sich im Alltag gegenseitig unterstützten und sich herzlich lieb hatten.

Es wuchs in uns ein großer Respekt gegenüber unseren Eltern, die wir schätzten und liebten. Uns Kindern waren Eltern geschenkt, zu denen wir von klein auf mit unseren Fragen und Nöten kommen und die wir um Rat bitten konnten. Waren die Erziehungsmethoden auch konsequent und streng, so liebten unsere Eltern uns doch aus innigstem Herzen. Dies sollten wir von ihnen jederzeit wissen und spüren.

Sie erwarteten sofortigen Gehorsam ihnen gegenüber. Ungehorsam und böses Widerreden wurde bestraft.

Unsere Eltern waren gottesfürchtig und versuchten ihren Weg in Verantwortung vor Gott zu gehen. In solch einem Rahmen fühlten wir Kinder uns in der Nähe unserer Eltern wohl. Hier wurde an unseren Sorgen und Nöten Anteil genommen und vor Gott um Hilfe gesucht. In der Nähe meiner Eltern sah ich mich zugleich nahe bei Gott, der auf uns achtgibt.

Meine Eltern bemühten sich um Einheit in den Erziehungsgrundsätzen. Es ist nicht gut, wenn die Meinung des Vaters eine andere ist als die der Mutter. Freude und Glück liegt in der Familie, wenn sich die Frau bei ihrem Mann geborgen fühlt – und so auch ihre Kinder sich bei ihren Eltern geborgen fühlen.

Bei meinen Eltern spürte ich die Liebe zu Jesus Christus und ein Verlangen nach Gemeinschaft mit anderen, die in diesem Glauben lebten. So konnten sie uns von klein auf für das Göttliche begeistern. Sie waren sich bewusst, dass Kinder schon früh sehr empfindsam auf das geistliche Leben ihrer Eltern reagieren. Kinder spüren untrüglich, ob die Eltern ihre persönliche Beziehung zum Herrn in Aufrichtigkeit leben oder ob sie lediglich fromm reden.

Ein wichtiger Grundsatz für meine Mutter war dieser: »Was du ausstreust in die Kinderherzen, wirst du später ernten.« Die Kinderherzen sind noch offen und empfänglich, und die Kinderaugen schauen groß auf die Eltern und in die Welt hinein. In diesem Hineinblicken in die Welt wurde uns durch das Erzählen des Wortes Gottes Gott selbst vor Augen gemalt. Dabei fehlte es nie an Nestwärme, die uns Kinder immer wieder in das Elternhaus zog.

Kinder wollen geführt und geliebt sein. Oft zog uns unsere Mutter fest an sich und herzte uns. Hier hatten wir ein offenes Ohr gefunden, was auch immer geschehen sein mochte. Hier wurden wir mit unseren Anliegen ernst genommen.

Wenn sie »Ja« sagte, so blieb es ein »Ja«, und ein »Nein« blieb ein »Nein«.

Meine Eltern wussten: Erhält ein Kind bei seinen Eltern keinen Rat für seine Probleme und Sorgen, so werden sich bald andere Menschen finden, an die es sich wendet. Meine Eltern sahen sich in all ihrem Sorgen um uns in der Gnade des Herrn getragen, der ihre Hilfe war. Oft zogen sie sich zurück, in die Stille des Gebets. Es war ihnen ein großes Bedürfnis, abseits vom lauten Treiben der Welt und den Anforderungen des Alltags Gottes Gegenwart zu suchen und auf seine Stimme beim Lesen des Wortes Gottes zu hören. Hier durften sie Wegweisung finden für ihr eigenes Leben und in ihrer Verantwortung als Eltern.

Selten habe ich Menschen mit einer solch echten und aufrichtigen Liebe zum Herrn erlebt wie meine Eltern. Die Anbetung und der Lobpreis Gottes hatten einen weiten Raum in ihrem Leben. Gottes Wort war ihnen kostbar und ein Schatz für ihre Seele.

Meine Mutter pflegte zu sagen, wie es im 3. Johannesbrief steht: »Eine größere Freude habe ich nicht als diese, dass ich höre, dass meine Kinder in der Wahrheit wandeln« (Vers 4). Für gläubige Eltern ist und bleibt es ein Gnadengeschenk, wenn alle Kinder zu Jesus finden dürfen und ihr Leben für ihn leben. Es ist Gnade, wenn der Herr das gute Werk im Leben eines gläubigen Menschen vollbringt.

* * *

Im Alter von zehn Jahren wurde mir bewusst, dass zwischen dem, was im Wort Gottes gesagt wird, und dem, was ich selber tat, ein großer Unterschied bestand. Auch wenn ich mir noch so große Mühe gab, konnte ich nicht immer gehorsam sein. Meinem zwei Jahre älteren Bruder Erich schien dies viel besser zu gelingen. Eines Tages, als wir zusammen den Arbeitsraum in der Gärtnerei aufräumten, fragte ich ihn nach seinem Geheimnis, wie er es zustande brächte, den Eltern

nicht zu trotzen. »Wie kannst du immer gerne tun, was die Eltern von dir wollen, und dabei noch fröhlich sein?« Gerne nahm sich mein Bruder Zeit, mir die Sache so verständlich zu machen, dass ich es begreifen konnte. Er erklärte mir, dass ich aus mir heraus nicht so sein könne, wie Gott es von mir möchte, auch wenn ich mich noch so sehr bemühen würde. Aber ich dürfe Gott alles sagen, was ich Falsches gesagt, getan und gedacht habe. Weiter sagte er mir, dass ich Gott um Vergebung meiner Sünden bitten dürfe, und er würde dann alle Sünden – all das, was ich Menschen und mehr noch Gott gegenüber falsch gemacht habe – vergeben. Erich sagte mir, dass Jesus vor meiner Herzenstür stehen und anklopfen würde. Er möchte in mein Leben kommen, und er möchte es sein, der mein Leben zum Guten umgestaltet.

Noch am selben Tag waren wir beide unterwegs zu einem Bauern, um Himbeeren zu pflücken. Der Nachhauseweg führte durch einen Wald. Die Worte meines Bruders beschäftigten mich immer noch sehr. Ich stellte die Körbe mit den Himbeeren ab und bat Erich darum, mit mir zu beten. Ein wenig abseits des Wegs betete ich zu Gott. Ich sagte ihm alles, was mir auf dem Herzen lag, gab meine Sünden zu und bat ihn um Vergebung. Eine unbeschreibliche Freude erfüllte mich danach. Gott hat mir meine Sünden vergeben, mich angenommen als sein Kind! Dieser Augenblick war der Beginn eines neuen Lebens mit dem Herrn Jesus.

* * *

Die Glaubenskonferenzen bildeten besondere Höhepunkte in meiner Jugendzeit. Hierzu kamen Christen aus der ganzen Schweiz. Zu Pfingsten gab es die mehrtägige Konferenz in Moutier im Berner Jura, in Steffisburg bei Thun die große mehrtägige Sommerkonferenz im Juli und im Herbst die Glaubenskonferenz in Zürich.

Die Gemeinschaft mit anderen Geschwistern und die guten Bibelauslegungen von Evangelisten, Gastreferenten

und Missionaren waren für mich eine große Motivation für meinen späteren Auftrag.

Hier durfte ich Missionare aus der ganzen Welt kennenlernen, die meinen späteren Dienst positiv beeinflussen sollten. Einige blieben mir mein Leben lang als Vorbilder in Erinnerung.

Für die persönliche Evangelisation war mir mein Vater das größte Vorbild. Stets war er darum bemüht, seine Arbeitskollegen aus der Fabrik, seine leiblichen Geschwister und seine Freunde für den Glauben an Jesus zu gewinnen. Wenn Vater in unserem Dorf von Haus zu Haus ging, um Schriften und Traktate über das Evangelium zu verteilen, so bestand er einige Male darauf, dass ich ihn dabei begleite. Sein liebevolles und einfühlsames Wesen im Umgang mit seinen Bekannten lehrte mich die Notwendigkeit, den Menschen Gottes Wort weiterzusagen.

In unserem Haus wurden das ganze Jahr über Persönlichkeiten beherbergt, die durch ihr Leben, Reden und Handeln unser Leben stark mitgeprägt haben.

Schwester Elisabeth Seiler war 21 Jahre Missionarin der Liebenzeller Mission in China. Wann immer sie in die Schweiz kam, wohnte sie für einige Tage, oft auch einige Wochen bei uns. Sie war eine überaus fröhliche und dem Herrn ergebene Frau. Bereits um vier Uhr in der Früh hörte ich sie beten. Bei ihr, wie auch bei meinen Eltern, sahen wir Kinder, dass die frühe Morgenzeit die wertvollste Zeit war, um dem Herrn zu begegnen.

Es war Elisabeth Seilers Verdienst, dass der Missionsgedanke in unserer Familie sehr ausgeprägt war. Ihren Erzählungen von der China-Inland-Mission zuzuhören – oft bei ausgedehnten Spaziergängen –, war uns Kindern ein köstlicher Genuss. Sie lehrte uns, wie das Leben mit und für Gott außergewöhnlich ist.

Ungefähr fünf Jahre nach meiner Bekehrung zu Jesus fand in Bern eine Großevangelisation unter dem Motto »Feldzug

für Christus« statt. Hildor Janz war der Solist eines großen Chores, und Leo Janz, sein Bruder, war der Evangelist. Die prägnanten Botschaften von Leo Janz sind mir bis heute in Erinnerung geblieben. Zu sehen, wie Abend für Abend viele Menschen eine Entscheidung für Jesus trafen, hinterließ bei mir bleibende Eindrücke. Während dieser Evangelisation erwachte in meinem Herzen der Wunsch, einmal selbst ein Diener Gottes zu werden, der vielen Menschen das Evangelium verkündigt. Damals konnte ich nicht im Entferntesten ahnen, dass ein von Hildor Janz gesungenes Lied über viele Jahrzehnte die Augen und Ohren der Besucher meiner Vorträge auf Gott richten sollte. Nämlich das Lied »Wie groß bist Du!«.

* * *

Wenn der Missionsgedanke und die Liebe zur Missionsarbeit im Elternhaus nicht gefördert wird, wo sonst sollte in unseren Kindern der Wunsch danach entfacht werden? Der Wunsch, das Leben der Verkündigung des Evangeliums zu widmen, wird nicht von selbst in den Kinderherzen wach. Wenn Kinder jedoch erleben, wie ihre Eltern im Alltag Gelegenheiten suchen, ihre Mitmenschen mit Jesus bekannt zu machen, kann dadurch der Missionsgedanke bewusst gefördert werden.

Bemerkt ein Kind jedoch, dass sein Vater sich mehr für Äußerlichkeiten wie Haus, Auto und Urlaub interessiert, und wird dazu bei Tisch meistens nur über Geld und Besitz gesprochen, so wird das Kind davon geprägt sein. Es wird in seinem Leben auch mehr um Besitztümer und Wohlstand gehen, wenn es seinen Blick nicht auf andere Vorbilder und auf den Herrn richtet. Die prägsamsten Jahre, Kinder für das Reich Gottes zu begeistern, sind die frühen Kinderjahre.

* * *

Trotz meiner schweren Krankheit erlebte ich bei der Arbeit im elterlichen Betrieb viel Gelingen. Die Freiland-Gärtnerei war auf verschiedene Grundstücke aufgeteilt, die für den Anbau von Gemüse und Blumen gepachtet waren. Meine Aufgabe bestand hauptsächlich darin, zwei Mal pro Woche, montags und donnerstags, von Haus zu Haus zu fahren, um unserer Kundschaft das Gemüse zum Kauf anzubieten. Zwei Mal in der Woche, dienstags und samstags, stellten wir am Bundesplatz in Bern unseren Marktstand auf und verkauften dort Blumen und Gemüse.

Während der Hochkonjunktur in der Schweiz bestand eine große Nachfrage nach Blumen. Darum stellte ich unsere Gärtnerei vorwiegend auf Blumenanbau um. Ich übernahm auch den Samenhandel meines Vaters und baute diesen weiter aus.

Während jener Jahre war meine Krankheit immer wieder Grund für Gespräche über meinen Glauben an Jesus. So erhielt ich einige Male die Einladung, in die Häuser der Kundschaft zu kommen, um dort über Gottes Wort zu reden.

Schrecken und Trost

Nach einer weiteren Untersuchung meines körperlichen Leidens im Inselspital in Bern zeigte sich der behandelnde Professor mit ernstem Gesicht. Er sprach zwar über meinen schlechten körperlichen Zustand, doch ich spürte, dass er mir gegenüber etwas verschwieg. Ich bat ihn darum, mir offen zu sagen, wie es denn um mich stehe. Darauf bat er mich, ihm in sein Büro zu folgen. Dort angekommen, sah er mich an und sagte, dass mein Gesundheitszustand aufgrund der Vergiftung und des starken Rückenleidens so stark angegriffen sei, dass ich in einem Jahr wohl nicht mehr leben würde.

Mit meinen 20 Lebensjahren spürte ich bereits deutlich, wie meine Kräfte nachließen. So konnte mich diese Nachricht kaum noch überraschen. Dennoch wurde mir schwer ums Herz. Mit meinem Roller wieder auf dem Heimweg hielt ich in einem Waldstück nicht weit von zu Hause an und weinte bitterlich. Sah Gott nicht, wie sehr ich mich danach sehnte, mit ihm und für ihn leben zu wollen?

Es war an einem neblig grauen Herbsttag, als etwas geschah, was vieles verändern sollte. An jenem Tag lag ich erschöpft in meinem Bett, als es an der Tür klopfte. Ein lieber Freund unserer Familie war zu Besuch, ein begnadeter Prediger des Wortes Gottes, der in unserem Haus oft Bibelstunden und Versammlungen hielt. Als Bruder Hans mich in meinem Zustand auf dem Bett liegen sah, erschrak er. Er trat an meine Seite und nahm meine Hände fest in die seinen. »Walter, willst du gesund werden?«, fragte er mich. Als ich bejahte, betete er eindringlich zum Herrn Jesus für meine Genesung. Während er noch betete, fühlte ich, wie eine besondere Kraft meinen Körper durchströmte. Ich wurde nicht augenblicklich gesund, doch von diesem Tag an spürte

und wusste ich, dass es in Bezug auf mein Leiden eine Wendung zum Guten gegeben hatte.

* * *

Nur wenige Monate nach diesem Erlebnis erreichte uns als Familie erneut eine Schreckensmeldung aus dem Krankenhaus. Mein Bruder Martin sei wieder im Krankenhaus, in welches er schon öfter wegen eines schweren Unfalls eingewiesen werden musste. Die Nachricht klang sehr besorgniserregend – so, dass meine Eltern und seine Verlobte in großer Sorge um ihn waren. Ich war gerade für Samenbestellungen unterwegs, als mich bei der Kundschaft ein Telefonanruf meiner Mutter erreichte. Unter Tränen berichtete sie über die tragische Nachricht. Sie meinte, dass ihr ältester Sohn wohl sterben müsse. Diese Nachricht traf mich schwer. Selbst um Fassung ringend und kaum imstande, klar zu denken, machte ich mich auf den Heimweg, um meine Mutter zu trösten. Noch unterwegs geschah etwas Wunderbares. Mit einem Mal fielen alle Furcht und Besorgnis von mir ab, und stattdessen erfüllte die Gewissheit mein Herz, dass Martin nicht sterben würde. Ohne jeden Zweifel wusste ich, dass der Herr ein Wunder an meinem Bruder Martin tun würde.

Groß war meine Dankbarkeit für das Weiterleben meines Bruders, dessen Unfallspuren sein ganzes Leben fortan zeichnen sollten. Er war mir als der Bruder geschenkt, der mich aus meiner Isolation hervorzuholen vermochte. Martin versuchte mich zu ermuntern, Kinderstunden zu halten. Er selbst war ein engagierter Mitarbeiter der Kinder-evangelisationsbewegung (KEB). Oftmals suchte ich nach Ausreden, um mich zu verstecken. Doch Martin überredete mich mit viel Liebe, zu den Schulungen der KEB in Bern zu kommen. »Du erzählst die biblischen Geschichten genauso

spannend wie unser Vater. Komm und hilf mir bei den Kinderstunden!«

Bald war es an der Zeit, die Herausforderung der Verantwortung für eine eigene Kinderstunde anzunehmen. Bei einer gläubigen Familie in Bern hielt ich nun wöchentlich eine Kinderstunde. Zwischen zehn und zwanzig zählte die Schar der Kinder, die daran interessiert waren, in einem schlichten Dachzimmer fortlaufend biblische Geschichten zu hören. Immer mehr weckte diese Aufgabe Begeisterung in mir. Die Kinder liebten mich trotz meiner Eiterbeulen und der vielen Narben im Gesicht. Dies gab mir mein Selbstwertgefühl zurück, welches ich bereits verloren zu haben meinte. Rückblickend darf ich mich darüber freuen, dass sich aus diesem kleinen Kreis später zwei Kinder für den Missionsdienst rufen ließen.

Bald begannen mein Bruder und ich auf öffentlichen Kinderspielplätzen den Kindern – mit Einverständnis der anwesenden Eltern – die frohe Botschaft von Jesus zu erzählen. Die Kinder zeigten sich von solcher Abwechslung begeistert.

Sechs Jahre nachdem ich die Wendung zur Besserung verspürt hatte, durfte ich gesund werden. Nach zehn Jahren der Krankheit hatte Gott mich geheilt! Die Narben sind geblieben. In jenen schweren Jahren hatte ich oftmals versprochen, dass ich, wenn mir wieder Gesundheit und Kraft geschenkt werden möge, von Gott Zeugnis ablegen möchte, wo auch immer er mich hinschicken würde.

Erste Schritte in der Mission

Motiviert durch dieses Eingreifen Gottes und körperlich wieder leistungsfähiger, wollte ich mehr von meiner Zeit für die Mission investieren. Über einige Monate war ich mit einem Straßenteam der Vereinigung Freier Missionsgemeinden (VFMG) in der Schweiz unterwegs. Wir wohnten zu viert in einem Wohnwagen und hatten die Aufgabe, in verschiedenen Städten und Dörfern die Bewohner für die Zelt-evangelisation einzuladen. An heißen Tagen suchten wir die Schwimmbäder auf und hielten dort Kinderstunden, so wie ich es von Martin gelernt hatte. So sammelte ich meine ersten Erfahrungen in der Missionsarbeit. All diese Erlebnisse waren sehr kostbar für mich.

* * *

Mein Bruder Erich lebte bereits einige Monate als junger Evangelist des Evangelischen Brüdervereins (EBV) in der Ostschweiz in Buchs. Er hielt dort Bibelstunden und Sonntagsversammlungen. Bald wurde er von der damaligen Missionsleitung darum gebeten, auch in Vorarlberg mit Hausbesuchsarbeit und Bibelrunden zu beginnen.

An einem Sommernachmittag im Juli 1966 kam er zu uns nach Hause und erzählte den Eltern und mir von seinen Erlebnissen in Österreich. Mit großem Interesse hörte ich seinen Erzählungen zu. Seine Berichte wühlten mein Herz auf. Meine Freude und Bereitschaft war groß, als Erich mich fragte, ob ich nicht einmal mitfahren wolle, um ihm in seiner missionarischen Arbeit zu helfen. Einige Tage später, an einem Samstagmorgen, reisten wir im VW Käfer meines Bruders über die Landesgrenze nach Österreich. Was sich in diesen wenigen Tagen zugetragen hat, daran kann ich

mich kaum noch erinnern; aber das eine ist mir geblieben: dass seit jenem Tag in meinem Herzen das Verlangen wuchs, öfter nach Österreich zu fahren. Von nun an begleitete ich meinen Bruder Erich alle 14 Tage am Wochenende bei seinen Diensten in Vorarlberg und Innsbruck. Zu den Hausbesuchen trugen wir ein kleines Harmonium mit Blasebalg mit uns. Während Erich spielte, presste ich mit meinen Händen den Blasebalg zusammen, um unser Instrument mit Luft zu versorgen. Begleitet von diesen Klängen sangen wir mit Begeisterung zweistimmig Evangeliumslieder – und fanden in manchem Haus in der Umgebung von Feldkirch und Bludenz Zugang zu den Menschenherzen, denen wir von Jesus Christus erzählten. Im Auftrag der Leitung des EBV reiste ich im Laufe der Zeit auch mit anderen Evangelisten nach Vorarlberg. Diese Brüder äußerten sich stets positiv über meine Mitarbeit, was mich ermutigte. Mehr und mehr wuchs ich in die Verantwortung dieser Evangelisationsarbeit hinein. Es kam so weit, dass die gesamte Verantwortung für die Dienste in Österreich vonseiten des EBV allein mir übertragen wurde.

* * *

Die Arbeit in Vorarlberg erfüllte mich zusehends mit Freude. Andererseits war da noch die große Gartenarbeit zu Hause, die meine Eltern ohne meine Hilfe nicht bewältigen konnten. Wir waren bereits ein eingespieltes Team, in dem wir uns in guter Zusammenarbeit unterstützten. Meine Eltern merkten bald, dass mein Dienst in Österreich an Priorität gewann.

Einige fromme Leute warfen mir vor, dass meine »Ausflüge nach Österreich« – wie sie die Missionsreisen nannten – reine Erholung und Ergötzung am Neuen für mich seien. Sie malten sich die Autoreisen abenteuerlich und aufregend aus. In Wahrheit kam ich während dieser Monate jedoch häufig an das Ende meiner Kräfte. Zu wissen, dass ich auf Dauer

nicht beiden Tätigkeitsfeldern gerecht werden könnte und doch in beiden gleichermaßen gebraucht wurde, machte die Situation besonders schwer. Wäre ich damals nicht durch die Kraft des Herrn und das Verständnis meiner Eltern getragen worden, so hätte ich diesen Herausforderungen nicht standhalten können.

Die Vorbereitungen für die Gottesdienste, Bibelstunden und Kinderstunden nahmen immer mehr Zeit in Anspruch. War ich mit dem Zug unterwegs, so versuchte ich diese Stunden möglichst mit Lesen christlicher Literatur zu nutzen, aus der ich Kraft schöpfen konnte. Dennoch zeigte sich zusehends, dass die vierzehntägigen Reisen nach Österreich zu anstrengend für mich wurden. Feststellen zu müssen, dass ich nunmehr keiner Arbeit mit totalem Einsatz gerecht werden konnte, tat mir leid. Mein persönliches Bibelstudium kam vermehrt zu kurz – auch das bereitete mir Mühe und Sorge. Der Wunsch, eine Bibelschule zu besuchen, wurde immer stärker.

Ich sah mich vor eine Entscheidung gestellt. Auf der einen Seite gab es die verantwortungsvolle Arbeit in Österreich, andererseits die immer intensiver werdende Arbeit in der Gärtnerei zu Hause.

Beides konnte auf Kosten meiner Gesundheit nicht länger zusammen getan werden. Wieder und wieder erbat ich Gottes Führung in der Frage, welches die richtige Entscheidung für meinen zukünftigen Weg sein würde. Das eine stand fest: Dem Herrn von ganzem Herzen zu dienen, dies war mein größter Wunsch.

* * *

Der Herr, durch den alles Leben kommt, ruft. Das Recht zu rufen hat nur der, der die Not dieser Welt und jedes Menschenleben genau kennt. Das Recht, über ein Leben zu bestimmen, hat nur der, der es gegeben hat und zugleich die

Macht hat, etwas aus diesem Leben zu machen. Darum kann der Ruf zu einem Leben in ganzer Hingabe an den Herrn nur vom Herrn Jesus selbst kommen und von keinem anderen Menschen. Wer sich vom Herrn rufen lässt, der darf in großer Freude wissen, dass Gott es gut mit ihm meint und ihn nie allein lassen wird.

* * *

Zusätzlich zu meinem Dienst in Vorarlberg wurde ich von der Vereinigung Freier Missionsgemeinden darum gebeten, einen kleinen Bibelkreis in Innsbruck zu leiten. Dieser Bitte folgend, versuchte ich, jeden zweiten Sonntag pünktlich zur Bibelrunde in Innsbruck zu sein.

In dieser Zeit meines noch jungen Missionsdienstes war mir eine Glaubensschwester aus Innsbruck mit Namen Elisabeth Oexle – sie war Gastgeberin für den Bibelkreis – ein großes Vorbild. Ihre Liebe zum Herrn war bemerkenswert. Sie war um die 60, kerngesund und stark engagiert im Kneipp-Club in Innsbruck, nach dessen Ernährungsratschlägen sie sich genau richtete. Während meines Aufenthalts in Innsbruck bot mir Frau Oexle Quartier. Alles, was mich im Herzen in Bezug auf die Missionsarbeit bewegte, interessierte sie brennend. Immer wieder erkundigte sie sich nach Neuigkeiten aus den Gemeinden in der Schweiz. Soweit ich mich erinnern kann, war Frau Oexle stets mit einem uralten Fahrrad unterwegs. Sie schien nie darin zu ermüden, durch viele Hausbesuche ihren Bekannten Gutes zu tun. Sie verschenkte Gemüse und Früchte aus ihrem Garten und aus allerlei Früchten gemixte Säfte. Oft dachte ich mir: ›Wenn nur alle Christen für Gottes Sache in dieser Welt solch einen Eifer hätten ...!‹

Der kleine Bibelkreis in Innsbruck war durch drei ältere Glaubensschwestern entstanden, die aufgrund verschiedener Lehrmeinungen von der Volksmission weggegangen

waren und anfangs von Evangelisten des Evangelischen Brüdervereins aus der Schweiz betreut wurden. Mit der Zeit kamen auch Freundinnen dieser drei Frauen. Einige von ihnen hatten Probleme mit ihren Augen und benötigten zum Lesen der Bibel eine Brille. Natürlich wurde regelmäßig von einigen Besucherinnen die Brille zu Hause vergessen. Für diesen Fall hatte Frau Oexle vorgesorgt. Sie hielt eine alte Schuhschachtel mit einer Anzahl historischer Brillenmodelle bereit, die jedes Mal vor der Bibelrunde von den Teilnehmerinnen durchprobiert werden mussten. Diese Zeremonie nahm immer recht viel Zeit in Anspruch, bevor das eigentliche Programm beginnen konnte.

* * *

An eine harte Arbeitswoche in der Gärtnerei in Neuenegg schlossen sich für gewöhnlich bereits am Samstag um die Mittagszeit die Bibelrunden und Kinderstunden in Vorarlberg an. Danach machte sich oft eine entsprechende Müdigkeit und Erschöpfung bemerkbar. Darum ließ ich das Auto am Sonntagmorgen oft in Bludenz stehen und fuhr mit dem Schnellzug von dort nach Innsbruck, um der kleinen dort versammelten Schar eine Predigt zu halten. Ich freute mich immer auf den kurzen Schlaf im Zug. Dies war allzumal spannender als das Befahren der Arlbergpassstraße.

So war es auch an jenem Wochenende geplant, an dem ich den am Abend zuvor gestellten Wecker überhörte. Nun musste alles in Windeseile geschehen. Als ich in Bludenz angekommen vom Autoparkplatz auf den Bahnsteig rannte, konnte ich nur noch feststellen, dass ich zu spät gekommen war. Der Fahrdienstleiter teilte mir mit, der Schnellzug sei soeben abgefahren, aber ich könne ihn am Arlberg noch mit dem Auto einholen. Obwohl es auf der Strecke nach Langen am Arlberg kaum Verkehr gab, traf ich auch hier wieder zu spät ein! Nun blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem

Auto nach Innsbruck zu reisen. Ich bat Gott darum, mir Kraft zu schenken und mich unterwegs zu bewahren.

Auf der Fahrt durch St. Jakob am Arlberg bot sich mir ein schrecklicher Anblick: Am Hang neben der Straße sah ich den entgleisten und teilweise abgestürzten Schnellzug, den ich versäumt hatte. Einige Waggons waren über eine Böschung abgerutscht und ineinander verkeilt. Nun wurde mir klar, warum ich diesen Zug verpassen musste. Laut dankte ich dem Herrn für seine wunderbare Bewahrung, fuhr weiter und kam wohlbehalten nach Innsbruck. Als ich dort an der Wohnungstür von Frau Oexle klingelte, blieb es in der Wohnung still. Niemand öffnete. So klopfte ich deutlich hörbar an die Tür. Daraufhin hörte ich die verweinte Stimme von Frau Oexle fragen, wer denn da sei. »Ich bin es, Schwester Oexle«, antwortete ich mit lauter Stimme. »Sind Sie es wirklich, Bruder Mauerhofer, oder sind Sie sein Engel?« Als ich ihr versicherte, dass ich es selbst sei, öffnete sie die Tür einen kleinen Spalt, um nach meiner Hand zu greifen. Frau Oexle hatte aus dem Radiosender vernommen, dass der Schnellzug am Arlberg entgleist und zum Teil über die Böschung gestürzt sei. Sie meinte, dass ich bei diesem Unfall ums Leben gekommen sei und nun schon im Himmel wäre. Wie groß war ihre Freude, als sie sah, dass ich nun wirklich vor ihrer Wohnungstür stand. Lob und Dank erfüllte unsere Herzen dem Herrn gegenüber für seine wunderbare Bewahrung.

* * *

In diesen mich prägenden Anfangsjahren in der Mission wurde mir ein wertvoller Freund geschenkt. Walter, den ich in einer der Versammlungen des EBV kennenlernen durfte, war stets an meiner missionarischen Arbeit in Österreich interessiert. Oft trafen wir uns zum gemeinsamen Austausch. Walter war älter als ich und hatte bereits eine fünfköpfige Familie. Er war ein erfolgreicher Unternehmer, aber

sein größtes Interesse galt der Mission. Dieser Mann wurde mir zu einem wunderbaren Freund. Auf meinen Reisen nach Vorarlberg und Innsbruck begleitete er mich, so oft er konnte. Diese Fahrten nutzten wir zum gemeinsamen Austausch. Wir sprachen über unsere Ziele und spornten uns gegenseitig zu einem Leben in völliger Hingabe an unseren Herrn an. Beide hatten wir den brennenden Wunsch, alles, was wir waren und hatten, für den Herrn zu geben.

Walter war auch Privatpilot und hatte sein eigenes kleines Flugzeug. Mit seiner Familie einmal in die Mission zu gehen und für eine Missionsgesellschaft als Pilot zu dienen, war sein Herzenswunsch. Dieses Vorhaben, sein Eifer für das Werk des Herrn, seine Liebe zu seiner Frau und seinen Kindern, sein vorbildlicher Dienst in der Versammlung am Ort entsprachen ganz dem Wesen Walters. Er war bereit, all die vielen Mühen auf sich zu nehmen und mitsamt seiner großen Familie in den Urwald auszuwandern.

Sein Wunsch durfte tatsächlich in Erfüllung gehen. Er wurde von einer Missionsgesellschaft zu den Indianern in Paraguay ausgesandt. Unser persönlicher Kontakt ging dadurch verloren, aber er hatte sein Ziel erreicht, sein Leben, seine Familie und sein Vermögen in das Werk des Dienstes zu investieren.

Wenige Monate nach dem großen Abschied von Walter traf mich wie ein Blitzschlag die furchtbare Nachricht, dass Walter nicht mehr am Leben sei.

Er sollte einige Konferenzteilnehmer aus den abgelegenen Stationen des Urwalds zu einer Glaubenskonferenz fliegen. Auf dem Rückflug geriet die Maschine in einen Gewittersturm. Walter, eine liebe Missionarsfamilie aus der Schweiz und noch weitere Missionare kamen dabei ums Leben. Walters Frau und seine Kinder warteten vergeblich auf Ehemann und Vater.

Nach Erhalt dieser Nachricht musste ich sehr weinen. Ein Vater wurde von seiner geliebten Frau und seinen

wunderbaren Kindern weggerissen. Ich selbst hatte den Verlust meines liebsten Freundes zu verschmerzen.

* * *

Schon seit längerer Zeit war mir die Liebenzeller Mission bekannt. Mit meiner Zwillingsschwester Tabea besuchte ich einst ein Missionsfest dieser Mission. Mein seit Längerem gehegten Wunsch, eine Bibelschule besuchen zu dürfen, verstärkte sich, bis ich schließlich bei meiner Missionsleitung anfragte. Diese war damit einverstanden, dass ich als Gaststudent ein Jahr eine theologische Ausbildung genießen dürfe. Dieses Vorhaben setzte ich vom Herbst 1968 bis zum Frühjahr 1969 in die Tat um. Meinen Eltern musste ich das Einverständnis zu diesem Vorhaben nicht abringen. Oft sagten sie, dass sie nicht hinderlich im Weg stehen wollten, wenn mich der Herr zum Dienst für ihn berufen würde. Sie waren bereit, mich ziehen zu lassen, denn später einmal in der Ewigkeit, so pflegte meine Mutter oftmals zu sagen, würden keine Salatköpfe kommen und dafür danken, dass sie gepflanzt wurden. Aber gerettete Menschen werden in alle Ewigkeit den Herrn loben und preisen, der sie so wunderbar errettet hat.

Als es beschlossene Sache war, dass ich auf die Bibelschule in Bad Liebenzell gehen würde, bemerkte ich, wie meine Mutter immer stiller wurde. Die Arbeit im Garten tat sie nach wie vor mit größter Freude, aber sie wurde nachdenklicher, was in mir oft große Besorgnis hervorrief. Mir war bewusst, welche inneren Kämpfe meine Eltern auszuhalten hatten, da sie ihre Hoffnung bezüglich der Gärtnerei und des Verkaufs auf dem Markt so ganz auf mich gesetzt hatten. Wie dankbar bin ich heute noch dafür, dass meine Eltern mich trotzdem nicht zurückgehalten haben.

Es begab sich an einem Sonntagnachmittag. Mein Bruder Martin war nach langem Krankenhausaufenthalt wieder

zu Kräften gekommen und wünschte ein Gespräch mit mir, in dem er gleich zur Sache kam. Er fragte mich, ob ich mir bereits Gedanken darüber gemacht habe, wer während der Zeit, die ich in Bad Liebenzell auf der Bibelschule zubringe, die Missionsarbeit in Vorarlberg und Innsbruck weiterführen könnte. Natürlich hatte ich mir darüber schon viele Gedanken gemacht, auch war es eines meiner wichtigsten Gebetsanliegen vor Gott, doch wusste ich von keinem Menschen, der diese mir so sehr ans Herz gewachsene Arbeit in Österreich während meiner Abwesenheit hätte weiterführen wollen. Martin erwiderte darauf, dass er mir nach längerem Nachdenken und Beten etwas sagen wolle. Er würde gerne derjenige sein, der diese Arbeit weiterführe. Die Freude über diese Aussage trieb mir Tränen in die Augen. Für mich war dieses Angebot eine Bestätigung der Gewissheit, die ich damals, als Martin todkrank im Krankenhaus lag, verspürte: Martin würde nicht sterben, sondern leben und die Taten des Herrn erzählen. Nun war es für mich an der Zeit, ihm von dem Erlebnis zu berichten, wie der Herr mich damals getröstet hatte.

* * *

1968 kam ich als Gastschüler an die Bibelschule in Bad Liebenzell. Sich vom frühen Morgen bis zum Abend mit der Bibel beschäftigen zu dürfen, ist kostbar. Es ist ein Vorrecht, weg von den täglichen Aufgaben in das Studieren des Wortes Gottes hineingenommen zu werden. Eine wahre Fundgrube tat sich mir auf in der Beschäftigung mit den alt- und neutestamentlichen Büchern. Mit vielen anderen Seminaristen durfte ich eine besondere Segenszeit erleben.

Dass Schwester Elisabeth Seiler gerade zur gleichen Zeit in Bad Liebenzell im Feierabendhaus wohnte, freute mich sehr. Die Gespräche mit ihr taten mir gut und ermutigten mich für die Missionsarbeit.

Es lag viele Jahre zurück, damals war ich noch ein Teenager, als Elisabeth während eines ihrer Besuche bei uns zu Hause zu mir sagte, dass, sollte ich einmal auf eine Bibelschule gehen, sie mir monatlich 5 DM als Unterstützung geben würde. Dieses liebe Angebot hatte ich längst vergessen, und auch Elisabeth Seiler mochte sich wohl nicht mehr daran erinnern.

Eines Abends erreichte mich ein Telefonanruf meiner Eltern, dass sie dringend meine Hilfe in Bezug auf den Samenhandel und die Großkundschaften im Berner Seeland benötigten. Es stand für mich außer Frage, diese Anfrage abzulehnen. Gerne war ich bereit, für einige Tage auszuweichen. Doch nach dem Abklären meiner finanziellen Lage erwies sich mir dieses Vorhaben als unmöglich. Sowohl der Benzintank meines Autos als auch meine Geldbörse waren leer.

Wie gerne hätte ich in dieser Woche ein Wunder erlebt, dass ein Glaubensbruder auf dem Missionsberg eine Eingebung erhalte, mir 25 DM zu geben. Mit diesem Geldbetrag hätte ich genügend Benzin für die Heimfahrt tanken können. Das Wochenende rückte näher und somit auch der Termin meiner Heimreise. Niemand war innerlich geführt worden, mir diesen erhofften Geldbetrag zu geben.

Noch im Ungewissen, wie ich nun nach Hause kommen sollte, besuchte ich Elisabeth Seiler, wie ich es jedes Mal tat, bevor ich zu meinen Eltern in die Schweiz reiste. Sie gab mir dann stets viele liebe Grüße mit nach Hause und betete um Bewahrung auf der Reise. Das Gebet war gesprochen, wir hatten uns verabschiedet, und ich war bereits im Begriff, das Haus zu verlassen, als Elisabeth mich mit lauter Stimme zurückrief. Eben sei ihr in den Sinn gekommen, was sie mir vor vielen Jahren versprochen habe. Schnell wollte sie wissen, wie lange ich denn nun schon auf der Bibelschule sei. Es waren genau fünf Monate. Daraufhin holte sie 25 DM und legte diese in meine Hände.

Ich musste ihr sogleich erzählen, was für ein Wunder ich gerade durch sie erlebte. Begeistert über das, was ich erzählte, nahm sie meine Hände und hüpfte vor Freude in ihrem Zimmer herum. Laut rief sie aus: »Der Herr ist wunderbar!«

Dies mag nur als kleines Wunder erscheinen, doch lernte ich in all den darauffolgenden Jahren in der Mission, dass sich der Herr Jesus oft gerade im Kleinen wunderbar offenbart. Das Leben besteht aus vielen solchen kleinen Dingen, die uns als groß erscheinen dürfen, wenn wir darin die besondere Fürsorge des Herrn erkennen.

Der Herbst im Jahr 1968

Eine Gastarbeiterin aus Jugoslawien namens Maria weilte für einige Jahre in Feldkirch, um dort ihr Geld für den Lebensunterhalt für sich und ihren Mann in Maribor zu verdienen. Diese »Tante Mimi«, wie wir sie nannten, bat mich inständig, nach Maribor zu ihrem Mann zu fahren, der, während sie in Österreich arbeitete, allein in der kleinen Wohnung zu Hause lebte. Er war einige Jahre älter als Tante Mimi und auf den Verdienst seiner Frau angewiesen. Der Grund für Marias Bitte war, dass sie in Bludenz zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus gekommen ist und jedes Mal, wenn sie wieder in ihrer Heimat bei ihrem Mann war, ihm die Frohe Botschaft von Jesus erzählte. Nun war sie sich ganz gewiss, dass ihr Mann bereit sei, Jesus Christus in sein Leben aufzunehmen, und wollte gerne, dass ich ihn bei diesem Schritt begleite. Er selbst habe bereits darum gebeten, dass doch jemand kommen möge, der ihm den Weg zum Herrn deutlich erklären könne.

Gerne wollte ich dieser Bitte nachkommen. Als sich von der Bibelschule aus eine gute Gelegenheit bot, plante ich die Reise nach Jugoslawien, weiter ins Gurktal in Österreich und zuletzt vor der Rückkehr nach Bad Liebenzell über Vorarlberg noch kurz zu meinen Eltern in die Schweiz.

Noch konnte ich nicht ahnen, wie tief die Geschehnisse auf dieser Fahrt mein Leben prägen würden.

Der Weg führte mich über Stuttgart, München, Kufstein, Lofer, Zell am See über die Großglockner-Hochalpenstraße nach Kärnten, Graz, Spielfeld. Nachts in Maribor angekommen, wurde ich aufs Herzlichste vom Ehemann der Tante Mimi begrüßt. Alles war für mein Kommen bereits vorbereitet worden. Hier wurde ich mit solch einer Liebe bewirtet und beherbergt, wie ich es selten zuvor erlebt hatte.

Die kurze Zeit, die uns zur Verfügung stand, nutzten wir für das Studium des Wortes Gottes. Dieser Mann hatte nicht nur Interesse an Gottes Wort, er hatte regelrechten Heißhunger danach. Nach einigen Stunden des intensiven Bibellesens und des Austausches über das Gelesene fragte ich ihn, ob er Jesus als seinen persönlichen Retter und Herrn annehmen wolle. Dies wollte er von ganzem Herzen. Durch die vielen Gespräche mit seiner Frau und sein eifriges Suchen in der Bibel war er auf diesen Schritt vorbereitet.

Eine unaussprechliche Freude erfüllte sein Herz, als er seine Sünden Jesus bekannte, vor Gott Vergebung seiner Schuld fand und Jesus als seinen Herrn annehmen durfte. Ich habe es noch im Ohr, mit welcher Freude er in seinen Gebeten dem Herrn für seine Errettung dankte. So nutzten wir auch den folgenden Tag für das gemeinsame Studium des Wortes Gottes, von dem er nicht genug bekommen konnte.

Am Abend legte sich plötzlich ein seltsamer Druck auf mich. Ich verspürte einen starken Drang, diese Stadt innerhalb der nächsten Stunden zu verlassen. Als ich meinem freundlichen Gastgeber mitteilte, dass ich gedenke, am nächsten Morgen sehr früh die Weiterreise anzutreten, weinte er herzerbrechend und bat mich darum, doch noch länger zu bleiben. Der Druck zu gehen, wurde aber immer stärker. Es war mir, als hätte mich jemand in dieser Stadt beobachtet. Ich fühlte mich zunehmend unsicher und von starken Händen gezogen.

Am nächsten Morgen machte ich mich sehr früh zur Reise bereit. Ich musste sofort weg von hier. Inständig bat ich den Herrn, er möge mir auf dieses innere Drängen eine Antwort geben. Der Abschied war für meinen lieben, eben neu gewonnenen Freund und mich sehr schwer.

Es war sechs Uhr, als ich in einem felsigen Gebiet im Nebel meines Weges fuhr. Da sah ich in etwa 50 Meter Entfernung einen vermeintlichen Straßenarbeiter am Straßenrand stehen. Dieser schwang ein rotes Tuch, an einer Holzstange befestigt,

und zwang mich zum Anhalten. Ich hielt mein Auto an und wollte mich erkundigen, ob weiter vorne etwas passiert sei. Vielleicht ein Unfall? In genau diesem Augenblick sprang der Mann vor die Motorhaube meines Autos, nahm eine Trillerpfeife aus seiner Tasche und gab einige grelle Signale ab. Sofort sprangen wie aus dem Nichts von den Felsen und aus den Büschen einige Männer hervor und umstellten mein Auto. Augenblicklich war mir klar, dass ich in einen Raubüberfall geraten war. Meine Knie schlotterten, sodass sie hörbar gegeneinanderschlugen. Einer der Männer bat mich, das Fenster der Autotür herunterzulassen. Zuerst bat er um mein Geld, dann um das Auto, und letztendlich meinte er, was nun mit mir passiere, würde in ihren Händen liegen. In dieser ausweglosen Situation meinte ich meine letzte Stunde schlagen zu hören. Niemand war da, der hätte helfen können. Auch auf der Gegenfahrbahn war kein Auto in Sicht. In diesen bangen Sekunden, in denen es mir schien, als wären alle Pläne des Lebens und jegliche Hoffnung zu Ende, wandte ich mich bebend und zitternd wie ein Laubblatt im Wind an den Herrn. In diese furchtbare Stille des dämmernden Morgens hinein sang ich das Lied: »Jesus lebet, Jesus siegt, Halleluja, Amen; Satan wütend stets bekriegt Gottes heiligen Samen. Volk des Herrn, oh sei getrost, wenn der Feind auch sehr erbost; Jesus lebt, Jesus siegt, Halleluja, Amen.«

In diesen bangen Sekunden wirkten sich einige Strophen dieses Liedes, das ich schon als Kind so gerne gesungen hatte, tröstend auf mich aus. Meine zitternden Knie beruhigten sich, und die Angst begann zu weichen. Auf einmal hallten ganz unerwartet Mark und Bein durchdringende Schreie der Männer durch die Stille. Die Männer verhielten sich, als hätten sie gerade etwas Furchtbares gesehen oder erlebt und liefen entsetzt in alle Himmelsrichtungen davon. Ich sah, wie einige versuchten, an den nackten Felswänden emporzuklettern. Dann war alles ganz still.

Was mochte diese Räuber so erschreckt haben? Hatten sie

etwas gesehen, was ich nicht sah? Bis heute weiß ich nicht, was diese Flucht der Männer ausgelöst hatte. Ich wusste nur, dass es die Antwort Gottes auf mein gesungenes Gebet war, also dankte ich dem Herrn für die Rettung aus der Not. Ich war frei, startete den Motor und fuhr weiter. So erreichte ich frohen Herzens die Grenze nach Österreich.

* * *

Der nächste Halt war im Gurktal. Hier besuchte ich einen ehemaligen Besucher der Bibelrunde in Nenzing. Das Treffen hier war ganz anders als jenes in Maribor. Dieser junge Mann hatte sich vom Glauben abgewandt und sich nun in Yoga verstrickt. Er meinte, endlich das Gefundene zu haben, wonach er gesucht hatte. An Gesprächen über Gott und die Bibel war er nicht mehr interessiert. Mit großer Traurigkeit machte ich mich am nächsten Tag sehr früh auf die Weiterreise. Um Mitternacht wollte ich bei lieben Freunden in Vorarlberg sein.

Es war um diese Zeit, als ich kurz vor der Arlberg-Passhöhe auf einem Parkplatz anhielt und bei Neumond und einem wunderschönen Sternenhimmel in die majestätische Bergwelt hineinwanderte. Immer noch erfüllt von dem Wunder der Errettung in Jugoslawien, sang ich zur Ehre Gottes das Lied: »Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die Du geschaffen durch dein Allmachtswort. Dann jauchzt mein Herz Dir, großer Herrscher, zu, wie groß bist Du!«

In der Stille dieser majestätischen Bergwelt – ich hatte keine Schritte vernommen, keinen Menschen gesehen, der sich mir genähert hätte – sprach mich aus dem Dunkel eine deutlich vernehmbare Stimme an: »Walter, komme nach Vorarlberg und verkündige das Evangelium.« Überwältigt und zutiefst erschrocken eilte ich zu meinem Auto zurück. Zittern hatte mich ergriffen. Das Erlebte war so überwältigend, dass ich den Eindruck hatte, der Himmel sei mir gerade sehr nahe. Im Auto betete ich zum Herrn: »Gott, wenn Du mich in

den Dienst nach Österreich rufst, dann habe ich den Wunsch, dass ein Mensch aus diesem Land, in das Du mich berufst, mir mit denselben Worten sagt, was Du mir gesagt hast.« Für den Augenblick war ich nicht imstande, dieses Geschehen richtig einzuordnen. Von Kind auf und noch mehr von meiner schweren Krankheit an war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, dem Herrn einmal dienen zu dürfen. Ich sah mein eigenes Unvermögen, meine Schwachheit, meine geringe Ausbildungszeit im Hinblick auf eine solche Berufung. Doch beseelte und erfüllte mich die Liebe zum Herrn Jesus, dem ich von ganzem Herzen ergeben dienen und gehören wollte.

Eine Stunde nach dem Wunder am Arlberg erreichte ich das Haus meines Freundes in Nenzing. Ich hatte es versäumt, die Familie im Voraus über mein Kommen zu informieren. Den Hausschlüssel hatte ich stets bei mir, und ich wusste, dass ich hier jederzeit willkommen war. Angekommen, begab ich mich in die Wohnküche. Hier fand ich in einem Topf vom Vortag noch etwas Sauerkraut. Dieses wärmte ich mir und setzte mich an den Küchentisch. Ans Zu-Bett-gehen konnte ich nicht denken, zu sehr war ich aufgewühlt. Am Küchentisch in Gedanken versunken, merkte ich anfangs nicht, dass sich die Küchentür langsam öffnete. Robert betrat die Küche. Erstaunt darüber, dass Robert noch wach war, fragte ich ihn, ob ich zu laut gewesen sei. Mir fiel auf, dass Robert über meinen Besuch nicht sonderlich erstaunt war. ›Ist es nicht sonderbar‹, fragte ich mich, ›dass Robert nach einem schweren Arbeitstag im Stellwerk der ÖBB um ein Uhr in der Nacht bekleidet und munter wirkend vor mir steht?‹

Ruhig erzählte Robert, dass er am Abend, als er ins Bett gehen wollte, plötzlich die Vorahnung hatte, dass ich diese Nacht zu ihnen kommen würde. Anfangs versuchte er diesen Gedanken abzulehnen, da er wusste, dass ich weit weg von hier auf der Bibelschule sei. Da er sehr müde war, versuchte er immer wieder den Schlaf zu finden. Aber der Gedanke, dass ich diese Nacht noch kommen würde, ließ ihn

nicht einschlafen. Als er Gott um innere Ruhe und um einen gesunden Schlaf bat, da habe er von Gott einen klaren Auftrag bekommen. Darum sei er wach geblieben und hätte auf mich gewartet. Nach diesen Worten stand ich vom Tisch auf. »Robert, was musst du mir sagen?«

»Walter, du sollst zu uns nach Vorarlberg kommen und das Evangelium verkündigen.«

Ich erzählte Robert, was ich vor knapp einer Stunde am Arlberg erlebt hatte und wie ich mir von Gott erbat, dass ein Mensch aus diesem Land mir jene Worte sagen möge, die dort in der Stille zu mir gesprochen wurden. Wir umarmten uns und weinten Freudentränen. Gemeinsam beteten wir zum Herrn und gaben ihm allein die Ehre. Jetzt war für mich gewiss: Der Herr hat mich in seinen Dienst nach Österreich berufen.

Am Vormittag des folgenden Tages verließ ich Nenzing und wollte meine Eltern noch wiedersehen, bevor ich nach Bad Liebenzell zurückkehrte. Es war ein hell strahlender Herbsttag, die Natur glänzte in der spätherbstlichen Sonne, als ich nach Hause kam.

Meine Eltern arbeiteten gerade bei den Blumenbeeten für die Ernte der prachtvollen Chrysanthemen für den Markt in Bern. Mein spontaner Besuch war für sie Überraschung und Freude. Nun kam es zum Austausch, zum Gespräch, das ich zuvor im Gebet zum Herrn vorbereitet hatte.

Ich erzählte von der Reise nach Jugoslawien und alle Einzelheiten von den Ereignissen, die sich auf dieser Fahrt zugegetragen hatten. Als ich davon berichtete, wie mich der Herr in den Missionsdienst berief, fielen mir meine Eltern weinend um den Hals und beteten mit mir. Es waren heilige Momente für mich, als meine Eltern ein ganzes »Ja« zu dieser Führung äußerten. »Der Herr segne dich auf allen deinen Wegen!« – so nahmen wir Abschied voneinander.

* * *

Im Mai 1969 beendete ich meine Studienzeit in Bad Liebenzell. Die Zeit, die ich dort verbringen durfte, erschien mir als zu kurz für die große Aufgabe, die vor mir lag. Das Bibelstudium und die ausgedehnte persönliche Stille Zeit, die mir während der wenigen Monate geschenkt war, wurden mir kostbar. Gerne denke ich auch an die Gemeinschaft mit der Lehrerschaft und den Seminaristen zurück. Durch den Austausch untereinander war die Zeit geprägt von Geben und Empfangen. Hier durfte ich auch verschiedene Traditionen und Formen des Gemeindelebens kennenlernen.

* * *

In Hütten in der Schweiz, in traumschöner Lage über dem Zürichsee, stand ein Ferienheim, das von verschiedenen Glaubensgemeinschaften für Freizeiten genutzt wurde. Dieses Heim wurde von einem älteren Mann geführt, der nun die Zeit als gekommen sah, die Verantwortung dafür in jüngere Hände abzugeben. Lange schon hatte er für einen Nachfolger gebetet. Eines Morgens teilte er mir mit, dass er mich als seinen Nachfolger sehen würde. Beim Nachdenken darüber gefiel mir dieses Angebot sehr. Doch eines stand für mich fest: Meine Berufung war nicht für die Schweiz, sondern für Österreich. Meine Aufgabe sah ich in der Mission, bei jenen, die noch so wenig von der Errettung durch Jesus hörten. Nichts durfte mich von diesem Ruf abbringen.

Einige Zeit später wurde ich darum gebeten, in Oberschwandorf in Deutschland eine Evangelisation für Erwachsene wie auch für Kinder zu halten. Der Zustrom der Kinder war so groß, dass der Gemeindesaal im Ort zu klein wurde. Auch die Abendveranstaltungen für die Erwachsenen waren überaus gut besucht. Menschen wurden von ihrer Sünde überführt und fanden zum lebendigen Glauben an Jesus, bei dem sie Hilfe fanden. Im Dorf selbst gingen Leute zu ihren Nachbarn und bekannten sich gegen-

seitig ihre Sünden. Sie suchten Frieden mit Gott und ihren Mitmenschen. So schenkte der Herr eine Bewegung zum Guten. Die Zuhörerzahl nahm weiter zu. Als man in diesem Dorf keinen größeren Saal mehr finden konnte, stellte man mir die evangelische Kirche zur Verfügung.

An einem der Nachmittage klopfte es an meine Tür. Ein stämmiger Bauer trat in die Stube, in der ich mich ausruhte. Er sagte, er sei nun einige Stunden mit dem Traktor unterwegs gewesen, um mich zu treffen. Darauf reichte er mir die Hand und sagte, dass er mir etwas mitteilen wolle. Sein Sohn habe zum Glauben an Jesus gefunden, und dies sei ihm das größte Wunder, das er auf Erden erleben durfte. Dieser Vater hatte viele Jahre für seinen Sohn gebetet, und Gott hatte sein Bitten erhört.

Als mir daraufhin in der Nähe von Herrenberg eine Predigtstelle in Aussicht gestellt wurde, wollte ich mich auch hier nicht binden lassen.

Nicht Deutschland galt mein Auftrag, sondern vorrangig Österreich.

Wieder in Österreich

Der Abschied von der Bibelschule in Bad Liebenzell und besonders das Verlassen meines Elternhauses fiel mir schwer. Inmitten der schweren Sommerarbeit verließ ich meine Eltern. Mir war bewusst, dass sie die Zukunft ihrer Gärtnerei in mir gesehen hatten, mich aber in der Liebe zu ihrem Herrn und mir dennoch gehen ließen.

Im Juni 1969 bezog ich bei meinen Freunden in Nenzing mein Gästezimmer. An diesem Ort in Vorarlberg sollte ich für knapp ein Jahr meine neue Heimat finden. Diese liebe Gastgeberfamilie nahm mich auf wie ihren eigenen Sohn. Hier fand ich in der Anfangszeit meiner Berufung die notwendige Ermutigung. Der Hauskreis bei dieser Familie bestand aus einer kleinen Gruppe treuer Christen.

Als gerade 25-Jähriger wusste ich nicht, welche Anforderungen an einen Missionar gestellt werden würden. Vielleicht würde nun erwartet, dass sich etwas bewege und bald viele Menschen zum Glauben an Jesus kommen würden. Viele solche Gedanken setzten mich unter Druck. Ich warf mich kurzerhand in die Arbeit und begann mit Traktaten von Haus zu Haus zu gehen. Jedoch musste ich bald bemerken, dass ich auf dem Gebiet der Mission zu wenig Erfahrung hatte. Ich investierte meine Zeit in die Bibelstunden in Gisingen, Nenzing und Bludenz, in die Sonntagsversammlungen in Nenzing und Innsbruck und in die Kinderstunden in Feldkirch und Nenzing.

Doch bald fühlte ich mich in Vorarlberg sehr einsam, denn es war gar nicht so einfach herauszufinden, wie ich meinen Dienst vor Ort richtig gestalten sollte. Ich stand hier in einer anderen Herausforderung als noch kurze Zeit zuvor, als ich 14-täglich nach Vorarlberg reiste, um Bibelrunden und Kinderstunden zu halten. Nun war ich hier vor Ort und wusste

nicht, wie ich die ländliche Bevölkerung am besten mit dem Evangelium erreichen könnte.

In jener Zeit des Nachdenkens über diese Fragen, in der ich mich bittend an den Herrn wandte, geschah während einer Traktatverteilung ein denkwürdiges Ereignis.

Ich war in Düns, einem kleinen Bergdorf, mit meinen Schriften von Haus zu Haus unterwegs und versuchte, mit den Bewohnern jener Ortschaft ins Gespräch zu kommen. Es war ein heißer Sommertag. Die Bauern sah man auf den Feldern in der Heuernte stehen. Es war unüberlegt von mir, gerade jetzt mit Traktaten unterwegs zu sein.

Am Eingang des Dorfes klopfte ich trotzdem an die Tür eines Bauernhofs, die daraufhin von einer Frau geöffnet wurde. Als ich ihr meine Traktate reichen wollte, machte sie mir unmissverständlich klar, dass sie an dem, was ich ihr anbiete, kein Interesse habe. Die Schriften könnten ihr in ihrer Not nicht helfen. Sie beschrieb, wie drinnen in der Stube ihr herzkranker Mann liegen würde, wobei die Almwiese doch dringend gemäht werden sollte. Niemand wäre da, der ihnen helfen würde. Noch bevor sie die Tür ganz in ihre Angel zurückfallen ließ, rief ich ihr zu, dass ich in etwa einer Stunde wieder hier vor ihrer Tür stehen würde.

Schnell fuhr ich zurück nach Nenzing, zog meine Arbeitskleider an und machte mich sogleich wieder auf den Weg nach Düns. Als der Bauer in der Stube vernahm, wie ich an der Türschwelle seiner Frau zu verstehen gab, dass ich im Sinn hätte, die Almwiese zu mähen, kam er selbst an die Tür, um mich zu sehen. Mit skeptischer Miene betrachtete er mich und fragte, wie ernst es mir mit diesem Vorhaben sei. Sichtlich überrascht zeigte er mir schließlich die Alm und den großen Motormäher, bei dessen Anblick ich es mit der Angst zu tun bekam. Mit solch einer großen Maschine hatte ich zuvor noch nie gearbeitet. So gut ich konnte, versuchte ich meine Ängste zu verbergen. Während ich das schwere Gerät über die Almwiese lenkte und das Gras wohlduf-

tend zu Boden fiel, verspürte ich selbst großes Glück, weil ich dieser Familie in ihrer Not helfen konnte. Nach getaner Arbeit wurde ich im Schatten eines mächtigen alten Birnbaums zu einer Stärkung eingeladen. Die Bäuerin ergriff das Wort und fragte neugierig, was dies für Schriften seien, die ich ihnen am Mittag zu geben gedacht hatte. Ich sah nun den Zeitpunkt gekommen, ihnen die Frohe Botschaft von Jesus weiterzusagen. Ich erzählte ihnen auch, wie ich Christ geworden war und was mir der Herr Jesus bedeutete.

Die beiden Bauersleute wurden von dieser Botschaft so ergriffen, dass sie Jesus kennenlernen wollten. Sie waren auch bereit, ihr Leben Jesus anzuvertrauen. Wir beteten gemeinsam zum Herrn und freuten uns über die eben erprobte wunderbare Vergebung der Schuld vor Gott. In der darauffolgenden Zeit besuchte ich dieses Ehepaar immer wieder. Bei diesen Gelegenheiten sprachen wir gemeinsam über Gott, lasen die Bibel, und ich durfte mich jedes Mal an einer herrlichen Mahlzeit erfreuen.

* * *

Die Bibelrunde im Haus meiner Freunde in Nenzing begann zu wachsen. Suchende Menschen wollten in der Bibel Antworten auf ihre Fragen finden. Es kam mehrmals vor, dass mitgebrachte Freunde nach der Betrachtung des Wortes Gottes nicht nach Hause gehen wollten. Das Interesse schien ständig zu wachsen, und oft saßen wir bis zu mitternächtlicher Stunde im Kreis und unterhielten uns über die Bibel. Heute sehne ich mich nach diesen Zeiten, in denen dieser Heißhunger der Gläubigen und Interessierten an Gottes Wort kaum zu stillen war.

Wenn ich an meine Eltern und die viele Arbeit in unserer Gärtnerei dachte, überfiel mich großes Heimweh. Von frühester Jugend an war ich das harte Arbeiten gewohnt, und nun stand ich stattdessen auf einsamem Posten auf dem

Missionsfeld. Diese Gedanken wollten mich oft quälen. Viele Jahre sollte es dauern, bis ich die große Sehnsucht nach der Gartenarbeit in der Schweiz ablegen konnte.

Eine weitere Herausforderung bestand für mich in der Umsetzung der gelernten Theorie in die Praxis. Wie kann ich Österreicher für den Herrn gewinnen? Dieser Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht. Mein Kopf war mit vielen wichtigen Gedanken gefüllt, doch wie konnte ich nun tatsächlich in einem anderen Land die Menschen mit einer anderen Mentalität mit der Frohen Botschaft erreichen?

Hatte ich damals, als ich als 22-Jähriger meinen Bruder Erich nach Vorarlberg begleitete, überhaupt eine Ahnung davon, was Missionsarbeit wirklich ist? War die Prägung von zu Hause die ideale Grundlage für meinen Dienst in der Zukunft? All meine Illusionen waren gründlich zerschlagen. Die Praxis der Missionsarbeit war anders als die Vorstellungen, die ich mir davon gemacht hatte. Natürlich wusste ich, was ich gerne erreichen würde, aber ich wusste nicht, auf welche Weise. Ich litt an diesem Zustand.

Intensiv und sehr interessiert las ich Literatur von Gemeindegroßwärtinnen. Von ganzem Herzen wollte ich lernen, wie man fernstehende Menschen mit dem Evangelium erreichen kann. Heißhungrig verschlang ich das Buch »Glühende Retterliebe« von Oswald J. Smith, das mich ermutigte und mein Leben fortan prägte. Auch las ich viele Biografien von Missionaren. Diese Literatur weckte in mir das Verlangen, selbst für Gott solch ein Werkzeug zu werden.

In dieser Zeit vermisse ich, was ich später für die Missionsarbeit interessierten Menschen anbieten wollte – ein Praktikum, das Mitleben und Miterleben bei einem Missionar und seiner Familie.

Heute weiß ich, dass eine Praktikumszeit für einen noch jungen Missionar zu einer der wertvollsten Zeiten seines Lebens werden kann. Illusionen können abgebaut und neue Dimensionen geweckt werden. Für einen Praktikanten gilt

als Voraussetzung, dass er nicht ein Besserwisser, sondern ein Lernender ist. Er soll die Augen offen halten für alles, was geschieht, und bemüht sein, so viel wie möglich zu lernen. Eine Praktikumszeit geht schnell vorbei und will darum entsprechend genutzt sein. Der Praktikumsgeber hingegen muss sich zuerst überlegen, warum er einen Praktikanten aufnehmen möchte. Geht es lediglich darum, jemanden für gewisse Handlangerdienste einzusetzen, so sollte er seine Motivation neu überdenken.

Nur dann sollte ein Praktikant aufgenommen werden, wenn dem Missionar etwas daran liegt, dem jungen Menschen eine Chance zum Lernen zu bieten. Wertvoll erweist sich das Teilhaben des Praktikanten am Familienleben des im Dienst des Herrn Stehenden. In einer missionarisch gesinnten Familie gibt es eine Menge zu lernen. Der Praktikant sollte an sämtlichen Diensten, die der Missionar tut, teilhaben dürfen. Wichtig ist der stets zu pflegende Austausch. Dabei möge es darum gehen, individuelle Wege für den Praktikanten zu suchen und zu finden. Auch für mich würde bald die Zeit kommen, in der ich Praktikanten in rechter Weise begleiten sollte. Ich lernte, dass jederzeit gilt: ›Beim Herrn ist Hilfe. Vertraue auf den Herrn von ganzem Herzen.‹

* * *

Die gläubigen Schwestern aus Innsbruck hatten den Wunsch, einen vollzeitigen Mitarbeiter zu haben. Es war Frühling des Jahres 1970, als die Missionsleitung der Vereinigung Freier Missionsgemeinden mich als Missionar nach Innsbruck sandte. Da mein Bruder Martin die Arbeit in Vorarlberg übernahm, wurde für mich der Weg nach Innsbruck frei. 1970 zog Martin mit seiner Familie in die Nähe von Bludenz. Hier durfte er über drei Jahre zum Wachstum der Gemeinde beitragen.

Im Sommer 1970 wechselte ich meinen Wohnsitz nach

Innsbruck, den großen Wunsch im Herzen tragend, mit den Schwestern vor Ort gemeinsam eine breitere missionarische Aktivität aufzubauen.

Die Zeit meiner Tätigkeit in Vorarlberg war zu kurz, als dass ich meinen persönlichen Weg hätte finden können. Innsbruck wurde mir zum Ort, an dem ich Stück um Stück meine Begabungen für meinen Dienst entdecken durfte.

Die erste meiner drei Unterkünfte in Innsbruck fand ich bei Frau Oexle. Mein kleines Gehalt als lediger Missionar floss vorwiegend direkt wieder in die Missionsarbeit. Da meine privaten finanziellen Möglichkeiten sehr begrenzt waren, durfte ich bei Frau Oexle gratis essen. Anfangs fiel es mir schwer, mich an die Kneippsche Kost zu gewöhnen, allerdings dachte ich mir damals, dass dieses Essen für meinen körperlichen Gesundungsprozess wohl gerade das Beste sei.

Als an einem Tag Frau Oexle und ich am Tisch saßen, meinte sie, dass sie, seitdem ich bei ihr wohnen würde, besonderen Segen erlebe. Ich war neugierig zu erfahren, wie sich dieser Segen zeige. Sie wies mit der Hand auf eine wunderbar gewachsene Zimmerpflanze. Diese Pflanze sei zum Beispiel ein Beweis des Segens Gottes. Bis vor einiger Zeit sei sie am Verkümmern gewesen, doch seitdem ich hier wohne, würde diese Pflanze prächtig gedeihen.

* * *

Es war Frau Oexles Angewohnheit, ihre Gäste mit selbst gemachten Säften zu beglücken. Alle nach Innsbruck reisenden Evangelisten aus der Schweiz kannten diese besonderen Säfte.

Es lag schon einige Zeit zurück, als ich an einem Sonntagmittag um ein Glas Saft bat, denn ich hatte unbändigen Durst. Das Mixen begann. Es mögen wohl um die 15 Säfte gewesen sein, die liebevoll zu einem Supertrunk in ein großes Trinkglas gegossen wurden. Der Saft war wegen seiner intensiv

roten Farbe schön anzusehen. Doch bereits nach dem ersten Schluck war mir klar, dass ein weiterer bereits genügen würde, um erbrechen zu müssen. In meinem Wunsch, Frau Oexle nicht zu enttäuschen, suchte ich nach einem Weg, diesen Saft loszuwerden. In meinem Herzen betete ich, es möge das Wunder geschehen, dass er plötzlich weg sei. Da läutete die Hausglocke. Als meine Gastgeberin nachsah, wer denn geläutet hatte, musste ich sofort handeln, um diesen Saft loszuwerden. In den Spültrog wollte ich ihn nicht wegschütten. Da erbot sich als andere Möglichkeit die kümmerliche Zimmerpflanze auf dem Küchentisch. Schnell nahm ich das Glas und goss den Inhalt in den großen Pflanzentopf.

Als Frau Oexle wieder zurück in der Küche war und feststellte, dass mein Glas bereits leer war, bot sie mir ein weiteres an, was ich aber nun dankend ablehnte.

Ich hatte noch die leise Angst, der rote Saft könne in den Unterteller des Topfes fließen. Zu meinem Trost hatte die Erde jedoch den ganzen Saft aufgenommen. Seit jenem Tag wuchs die Pflanze zu einem wahren Prachtexemplar heran.

* * *

Die Zeit in Innsbruck stellte für mich eine oft schwere Zeit dar. Mein Leben und mein Dienst waren hier anders als in Vorarlberg. Dort stand ich in der Herausforderung, mit der Landbevölkerung zurechtzukommen, hier waren es die Menschen der Stadt und die Stadt selbst. Blickte ich aus meinem Zimmer, so erblickte ich lediglich graue Hauswände. Hinzu kamen der dauernde Straßenverkehr und die laute Straßenbahn.

Innsbruck war für mich die Zeit, in der ich mich von meinen Eltern und den Arbeiten zu Hause im Garten gänzlich loslösen musste. Von Vorarlberg war der Weg zu meinen Eltern nicht so weit gewesen wie nun von Innsbruck aus. Ich versuchte jedoch, den Eltern so gut, wie es mir möglich

war, auch aus Innsbruck beratend zur Seite zu stehen. Den Samenhandel konnte ich weiterführen, wenn ich zu Reisediensten in der Schweiz weilte. So legte ich mir die Missionsberichte in den Gemeinden der Schweiz auf diese Jahreszeit, in der ich meinem Vater bei den schwierigsten Aufgaben im Samengeschäft helfen konnte. Während ich mich in Innsbruck in den Dienst der Hausbesuche stellte, dachte ich oftmals an meine Mutter, die wohl gerade im Garten arbeitete. Es fiel mir schwer, meine Eltern mit ihrer vielen Arbeit allein zu lassen.

* * *

Durch das Verteilen der Traktate von Haus zu Haus lernte ich die städtische Bevölkerung kennen. Doch alleine in diese Aufgabe gestellt zu sein, war schwer. Mit einem weiteren Mitarbeiter wäre vieles leichter gewesen, schon allein, was die gegenseitige Motivation anbelangt hätte.

So große Ablehnung gegenüber meinen Schriften hatte ich zuvor nie erlebt. Oftmals wurden die Türen nur einen kleinen Spalt weit geöffnet, manchmal auch nur ein kleines Fensterchen in der Tür. Wenn ich auf die Frage, was ich hier wolle, freundlich von meiner Absicht sprach, ihnen etwas zum Lesen zu reichen – eine christliche Schrift oder Broschüre –, wurde die Tür in vielen Fällen bereits mitten in meinem Reden zugeknallt. Mancherorts hörte ich den Nachsatz, dass sie nichts von Sekten brauchen würden.

In Innsbruck war ich oft nahe daran aufzugeben. In meinem Herzen machte sich Verzweigung breit. Ich fragte mich, ob denn in dieser Stadt kein Interesse an christlicher Literatur existiere. Nur ganz selten kam es vor, dass jemand eines der Traktate annahm, aber auch jene ließen sich leider nicht auf ein Gespräch ein.

Einfacher hingegen war für mich das Briefkastenjogging. Bei den Hochhäusern benötigte man jedoch starke Nerven,

bis man jemanden gefunden hatte, der die Eingangstür öffnete, damit ich an die Briefkästen gelangen konnte. Innerlich wurde ich entmutigt und müde.

* * *

Frau Pichler war eine naturverbundene Frau um die siebzig. Sie liebte die Natur und unternahm mit ihrer Freundin viele Reisen und Wanderungen. Als wir im Sommer 1971 auf dem Messegelände in Innsbruck unsere erste Zeltmission durchführten, kamen diese beiden Frauen zum lebendigen Glauben an den Herrn. Ganz besonders Frau Pichler wurde mir wie eine liebe Großmutter. Sie bot mir an, meine Wäsche zu waschen, und ich durfte so oft ich wollte bei ihr zu Mittag essen. Auch wenn es mir bei Frau Oexle mit der Kneipp-Kost nicht schlecht ging und ich mich bereits ein wenig daran gewöhnt hatte, wollte ich mich doch nun auch manchmal eines deftigen Essens erfreuen.

Inzwischen wechselte ich meinen Wohnsitz ins Vögelebichl.

* * *

Auf der Suche nach einem geeigneten öffentlichen Raum für evangelistische Bibelrunden im Zentrum der Stadt fand ich einen gemütlichen Kellerraum in der Hofburg. Ein öffentlicher Raum würde den Bewohnern der Stadt vielleicht eher zusagen, die evangelistischen Vorträge aufzusuchen.

Es kam auch ein älterer Herr zu meinen Bibelstunden. Es war Fritz, der Leiter der Innsbrucker Volksmission. Er äußerte sich erfreut über meine Bemühungen. Als ich ihn besser kennenlernte, merkte ich bald, dass wir dasselbe Anliegen hatten. Es war mein Wunsch, dass sich die Schwestern, die einige Jahre durch den Evangelischen Brüderverein und später durch die Vereinigung Freier Missionsgemeinden

betreut worden waren, in die Volksmission zurückkehrten. Es benötigte nicht viele Gespräche, um aus dem Nebeneinander in ein Miteinander zu finden. 1971 durften sich die beiden Gruppen wieder versöhnen, die seit 1964 getrennte Wege gegangen waren. Nun konnten wir unsere Kräfte bündeln und uns gemeinsam bemühen, Menschen für den Herrn Jesus zu gewinnen. Ich stellte mich nun als Missionar bis zum Frühjahr 1973 der Volksmission in Innsbruck zur Verfügung.

Die Seele der Volksmission in Innsbruck war Schwester Emmy. Frauenstunden, Hausbesuchsdienste, Jugendstunden, Kinderstunden, Gäste beherbergen und vieles mehr – sie hatte alles im Griff. Wer eine Auskunft brauchte, musste sich lediglich an Schwester Emmy wenden. Sie verzichtete auf alle äußeren Bequemlichkeiten und gab sich mit dem Nötigsten zufrieden. Mit dem, was ihr von ihrem kleinen monatlichen Gehalt übrig blieb, versuchte sie, wo immer möglich Gutes zu tun.

Solche Menschen sind für eine Gemeinde ein besonderer Segen. Ihre Ergebenheit für den Herrn und ihre Opferbereitschaft waren weithin prägend. Mit solchen Persönlichkeiten zusammenzuarbeiten, ist ein Genuss und eine Freude. Von Schwester Emmy durfte ich vieles für mein späteres Leben lernen. Sie war mir ein großes Vorbild in ihrer genauen Dienstplanung, dem Aufsuchen der Stille vor Gott, im Lesen der Bibel und im Gebet.

* * *

In der Amthorstraße, im Saal der Volksmission, sollte ich ein junges Ehepaar trauen. Der Saal war schön geschmückt. Viel Aufwand wurde betrieben, damit sich die Gäste wohlfühlten. Einzig ein kleines Tischchen fehlte mir noch, worauf ich meine Bibel und die kleine Schale mit den Ringen ablegen könnte. Schwester Emmy zeigte immer wieder Talent beim Improvisieren. Sie schlug vor, zwei Hocker aufeinander

mit den Füßen gegeneinander aufzustellen und darüber ein Leintuch zu legen. Da diese Vorrichtung den Zweck erfüllen würde, gefiel mir diese Idee. Nach Beendigung der Predigt legte ich ehrfurchtsvoll die Bibel wieder auf das »Tischlein« zurück. Doch bald war es mit der Ehrfurchtigkeit geschehen, denn die Bibel sauste mitsamt dem Leintuch zu Boden. Das Schälchen mit den Ringen wurde mitgerissen, und diese rollten davon, um sogleich irgendwo zwischen den Schuhen der Hochzeitsgäste zu verschwinden. Ich selbst konnte mir das Lachen nicht mehr verkneifen. Einige der Hochzeitsgäste mussten bei der Suche nach den Ringen helfen. Als sie gefunden waren, konnte der feierliche Akt der Trauung wieder fortgesetzt werden.

* * *

An einem Sonntag sprach ich über die Nächsten- und Feindesliebe. Kurz nach der Beendigung meiner Predigt kam eine Frau Dr. der Philosophie geradewegs auf mich zu, die mir bereits während der Predigt durch ihren großen grünen Hut aufgefallen war, den sie schräg auf ihrem Kopf trug. Kurzerhand warf sie mir vor, dass ich in meinem Leben wohl noch nie einen wirklichen Feind gehabt hätte, denn sonst hätte ich solches nicht predigen können. Sie lebte schon einige Jahre mit ihrer Nachbarin im Krieg. Die Frau in der Wohnung über ihr klopfte jeweils zur Mittagszeit mit einem Besenstiel auf den Boden. Sie selbst könne daraufhin nicht anders, als ihren Besenstiel zu nehmen und mit diesem fest an ihre Zimmerdecke zu klopfen. So würden sie sich nun schon über längere Zeit den Mittagsschlaf rauben. Die Frau teilte mir noch mit, dass sie von nun an diese Versammlung hier meiden wolle. Sie blieb längere Zeit der Gemeinde fern. Einige Monate verstrichen, bis ich wieder vor der Gemeinde predigend in der letzten Reihe diesen mir bekannten grünen Hut sah. Wieder kam die Frau Dr. anschließend schnell auf mich zu. Diesmal

reichte sie mir jedoch freundlich die Hand. Freudestrahlend sagte sie mir, dass mein Friedensrezept Wunder gewirkt habe. Für den Moment wusste ich nicht, wovon sie sprach, bis sie mich an eine meiner Aussagen erinnerte. Anscheinend hatte ich damals vor einigen Monaten gesagt, dass ein Wunder geschehen könne, wenn sie ihrem Feind einen Strauß schöner Rosen schenken würde. Diese Idee hatte ihr anfangs widerstrebt, doch sie hätte sich dann doch dazu überwinden können. Sie kaufte einen schönen Blumenstrauß und ging damit zu ihrer Nachbarin. Da sie so aufgereggt war und nicht genau wusste, was sie nun sagen sollte, hatte sie Gott um Hilfe gebeten. Nach einigen Minuten des gegenseitigen Anschweigens hatte sich dann doch ein gutes Gespräch zwischen diesen beiden Frauen ergeben. Frieden durfte einkehren, und das Klopfen fand ein Ende.

* * *

Die Bewohner von Kufstein lagen mir schon lange am Herzen. So plante ich eine Evangelisation und mietete dafür im Volksheim einen Saal, in dem gut 200 Personen Platz gefunden hätten. Motiviert ging ich von Haus zu Haus, um auf die evangelistischen Vorträge aufmerksam zu machen. Meine Vorfreude war groß, als mir viele ihr Kommen zusagten. Bald war ich in Sorge darüber, ob die Größe des Saals ausreichen würde.

Der erste Vortragsabend kam, und ich stellte mich bereits eine Stunde vor Beginn an den Eingang in der Hoffnung, bald die ersten Besucher empfangen zu dürfen. Es wurde 19:30 Uhr. In einer halben Stunde würde der Vortrag beginnen. Bald würden sie alle kommen. 19:45 Uhr, noch niemand da. Gespannt und aufgereggt begann ich langsam zu verstehen, dass wohl die vielen Zusagen nicht ernst gemeint waren. Als es 19:55 Uhr wurde, stand ich enttäuscht und niedergeschlagen an der Eingangstür. In solchen Momen-

ten meint man keine Hoffnung und Kraft für weitere Unternehmungen zu haben. Es war 20 Uhr, als eine Frau den Raum betrat. Ich sagte zu ihr, dass die Abendveranstaltung aufgrund mangelnder Besucher abgesagt sei. Aber die Frau mit ihrem Hund an der Leine dachte nicht daran, gleich wieder nach Hause zu gehen. Sie hatte sich auf diesen Vortrag gefreut und bat mich, den Vortrag zu halten. Ich entgegnete, dass ich in meiner momentanen Verfassung unmöglich meinen Vortrag halten könne. Doch die Frau bestand darauf, und auch der Hund machte nicht den Anschein, sogleich gehen zu wollen. So nahm ich einen der Stühle, setzte mich dieser Frau gegenüber und hielt meine Predigt. Die Zuhörerin war von meinen Worten sichtlich berührt und wollte mehr von Jesus wissen. Sie verstand das Evangelium, wie Jesus für die Schuld der Menschheit starb und den an ihn glaubenden Menschen in seiner Liebe freisprechen und befreien möchte. Als diese Frau die Sündenvergebung für sich in Anspruch nahm, wurde aus der anfänglichen Traurigkeit wegen der fehlenden Besucherschar größte Freude über den einen Menschen, der Jesus in sein Leben aufgenommen hatte.

* * *

Mein Bruder Martin und ich planten im Jahr 1971 in Kufstein eine Zeltmission durchzuführen. Hier hatten Baptisten aus Rosenheim vor 1970 mit einer kleinen Hausbibelkreisarbeit begonnen, die sich leider wieder aufgelöst hatte. Der Besuch im Missionszelt war gering, und die Kinderstunden waren kaum besucht. Dennoch schenkte Gott offene Herzen, und es durfte mit einer kleinen Sonntagsversammlung begonnen werden. Alle 14 Tage hielt ich nun in Kufstein eine Sonntagsversammlung, in der die Gläubigen betreut und auf ihrem Weg gestärkt wurden. Hier sah ich eine wichtige Aufgabe meines Dienstes, bis 1973 mein Weg weiter in den Pongau führen sollte. Bis 1975 behielt ich den Rhythmus der Bibel-

runden und Versammlungen bei, dann wurde die Verantwortung in andere Hände übergeben.

Während meiner Zeit in Innsbruck wurde mir Fritz ein lieber Freund. Er und seine Familie waren in der Arbeit der evangelischen Kirche engagiert. Es hat mich stets beeindruckt, mit welchem Eifer er anderen vom Herrn erzählte. Er war ein mutiger Bekenner des Evangeliums. Oftmals fuhrten wir gemeinsam auf Campingplätze, und er predigte dort den Besuchern das Evangelium.

* * *

Eines Tages lud mich Fritz zu einem Evangelistenkongress in Amsterdam ein. Tausend Evangelisten aus aller Welt waren dort anwesend. Was ich am Dam, im Stadtzentrum von Amsterdam, erlebte, machte mich nachdenklich. Dort wurde mir zum ersten Mal bewusst, wie erschütternd die Realität der in Drogen verstrickten Menschen ist, was es für Menschen heißt, in ihrem Dasein keinen Sinn mehr zu sehen.

Ich setzte mich zu diesen gestrandeten Menschen und versuchte mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Als ich laut aus meinem Neuen Testament zu lesen begann, weckte dies ihre Aufmerksamkeit. Am darauffolgenden Tag durfte ich einem jungen Mann das Gleichnis vom verlorenen Sohn erklären. Noch bevor der Kongress zu Ende war, hatte dieser Mann all seine Sachen zusammengepackt und mir gesagt, dass er nach Hause reisen und mit Gottes Hilfe ein neues Leben beginnen wolle.

* * *

Wie viele Ehen und Familien werden durch Trunksucht zerstört! Während meiner Zeit in Innsbruck wurde mir eine Adresse aus Hopfgarten in Tirol gereicht mit der dringlichen Bitte, ich möge eine Familie – der Vater sei starker Alkoholiker – besuchen. Kurzerhand organisierte ich in der Volks-

mission in Innsbruck eine Kleider- und Lebensmittelsammlung, um zumindest für wenige Wochen die große Not in jener Familie lindern zu können.

Mit den Hilfsgütern in einem großen Wäschekorb stieg ich die Stufen zu jener besagten Dachwohnung hinauf. Die Großmutter war mit den kleinsten Kindern zu Hause, doch sie wollten mich nicht hereinlassen. Nicht einmal einen Spalt breit vermochte ich die Tür zu öffnen, um ihr den Inhalt des Wäschekorbs zu zeigen – mit all ihrer Kraft stemmte sie sich von innen dagegen. Sie hatte sichtlich Angst vor mir. Liebevoll sprach ich ihr zu, dass ich nichts Böses im Sinn hätte, sondern ihnen vielmehr helfen wolle, und so wurde mir dann doch Einlass gewährt. Den großen Korb stellte ich auf den leeren Küchentisch und breitete den Inhalt darauf aus. Da rief die alte Frau aus: »Gott hat dich zu uns geschickt! Du bist ein Engel!« Mit großen Augen standen die Kinder um den Tisch. Die Großmutter konnte es kaum fassen, was hier vor sich ging. Sie erkundigte sich nach meinem Glauben. Während ich erzählte, wurde sie offen für das Evangelium von Jesus Christus. Schließlich sagte sie mir, dass sie auch diesen Glauben haben möchte, denn sie wisse nun, dass Jesus lebt und ihr alle Schuld vergeben möchte. Welch besonderen Frieden erlebten wir dort in dieser heruntergekommenen Wohnung! Als ich die Stufen wieder hinabstieg, merkte ich nicht, dass mir eines der Kinder folgte. Erst als ich bereits wieder im Auto saß, nahm ich das kleine Mädchen wahr. Ich öffnete nochmals die Tür und fragte, was es denn auf dem Herzen trage. Die Frage, die sie mir unbedingt noch stellen wollte, war: »Gehst du jetzt wieder in den Himmel?« Die kleine Manuela glaubte tatsächlich, dass ich ein Engel sei.

* * *

Zurückdenkend an die Zeit in Innsbruck, erinnere ich mich gerne an die Großevangelisation mit Anton Schulte 1972. Bereits im Vorfeld galt es, zahlreiche Vorbereitungen zu

treffen. Unter anderem mussten Einladungen gedruckt, verteilt und plakatiert werden. Für den Seelsorgedienst wurden Schulungen durchgeführt. Vor der ersten Abendveranstaltung war ich mit anderen Mitarbeitern unterwegs in der Innsbrucker Altstadt, um dort mit Plakaten und Spruchbändern die Vorträge bekannt zu machen.

Die Kanzel des Referenten wurde auf einem Lkw-Hänger positioniert. Auf diesem Anhänger fand ebenso ein aus Deutschland angereister Chor seinen Platz. Sowohl in Hall in Tirol als auch in der Altstadt von Innsbruck wurden nun mit diesem fahrenden Chor Versammlungen im Freien abgehalten.

Der Herr Jesus war gnädig und hat während dieser Evangelisation reichen Segen geschenkt. Noch heute bewegt mich, wie in jenen Tagen darauf Wert gelegt wurde, das Evangelium ohne Kompromisse und Abstriche zu verkünden, ob nun in Sälen oder auf öffentlichen Plätzen.

* * *

Bald wurde die evangelistische Tätigkeit auf das Brixental ausgedehnt. Eine Familie bat mich, in diesem Gebiet eine Zeltmission zu veranstalten. Sie war in dieser Gegend als liebe und arbeitsame Sektenfamilie bekannt.

Das Zelt wurde auf einem freien Platz unweit der katholischen Kirche aufgestellt. Tagsüber bot ich ein Programm für die Kinder an, abends fanden die evangelistischen Vorträge statt.

Vom ersten Tag an herrschte großes Interesse an dieser Art der Verkündigung und deren Inhalt. Besonders erlebte ich dies bei den Kindern. Sie kamen in großen Scharen in das Zelt und lauschten mit großem Interesse den Erzählungen.

Während dieser Tage übernachtete ich auf dem Gelände in einem bescheidenen Wohnwagen. Bereits früh am Morgen klopfen ungeduldige Kinderfäuste an die Tür des

Wohnwagens, die nach weiteren Geschichten bettelten. Auch über die Mittagszeit fand ich kaum mehr die nötige Ruhe zur Erholung, und bald verspürte ich, wie mich die Arbeit erschöpfte.

In jenen Tagen war ich für alle Dienste allein zuständig. Am Vormittag war die erste Kinderstunde, am Nachmittag die zweite und am Abend die Predigt für die Erwachsenen. Kein Mitarbeiter oder Diakon stand mir zur Seite, der mir hätte Arbeit abnehmen können.

Es war an einem jener Nachmittage, als ich mich für wenige Minuten niederlegen musste, um etwas Kraft zu schöpfen. Nach einem kurzen Einnicken wurde ich durch den Gesang vieler Kinder geweckt. Schnell eilte ich zum Zelt, um zu sehen, was hier vor sich ging. Auf dem Rednerpult stand ein 12-jähriger Junge, der die Kinderschar dirigierte. Als dieser mich am Zelteingang erblickte, rief er mir zu: »Onkel Walter, geh nur wieder in den Wohnwagen und ruhe dich aus. Inzwischen werde ich mit den Kindern hier singen.« Für einen Moment war es mir, als sängen die Engel.

* * *

Im Markt Hopfgarten wurde von der katholischen Kirche ein Schreiben an alle Haushalte versandt. Darin wurde behauptet, dass hinter dieser Zeltmission eine Sekte stecken würde. Die aufkommende Skepsis der Bevölkerung unseren Veranstaltungen gegenüber wurde spürbar.

In der Mitte der Woche – ich hatte eben mit der allabendlichen Predigt begonnen – hörte ich, wie das Zelt von Männern umstellt wurde. Kurz darauf wurden große Steine auf die Dachplane geworfen, dann ertönten laute Rufe: »Hau ruck, hau ruck!« Die drei Hauptstützen des Zelts wankten. Das ganze Zelt war in Bewegung geraten. Die Seile wurden aus ihren Verankerungen gelöst, und Männer zogen daran einmal auf die eine, dann auf die andere Seite.

Die Besucher, die sich trotz der Warnungen durch die Kirche eingefunden hatten, gerieten in Angst. Ich sah mich gezwungen, etwas zu unternehmen, bevor das Zelt über unseren Köpfen niedergerissen würde. Auch mich hatte die Angst ergriffen. So rief ich in meinem Herzen zu Gott, er möge ein Wunder tun. Ich wusste nicht, was mich erwartete, wenn ich vor das Zelt treten würde. Mit fester Stimme sicherte ich den verängstigten Besuchern zu, dass ich nun draußen für Ordnung sorgen würde.

Kaum war ich aus dem Zelt getreten, überfiel die Männer große Furcht. Augenblicklich banden sie die Seile fest und verließen stillschweigend das Gelände. So konnte ich wieder zur Kanzel zurückkehren und meine Predigt fortsetzen.

Während dieser Woche durfte ich Gottes wunderbaren Beistand noch auf eine andere Weise erleben:

Wegen der kühlen Nächte in dieser Woche hatte ich mir eine Kehlkopfentzündung zugezogen. An einem Abend versagte meine Stimme so sehr, dass ich nur noch flüstern konnte. Es war mir nicht mehr möglich, in vernehmbarer Lautstärke zu sprechen. »Oh Herr, hilf!« Ich vertraute darauf, dass Gott mir im entscheidenden Augenblick die Stimme wieder schenken könne, und machte mich entschlossen auf den Weg zum Zelt. Dort warteten bereits zwei Personen vor dem Eingang. Konnte ich denn wirklich meinen Augen trauen? Im Näherkommen erkannte ich nämlich meinen Missionsleiter aus der Schweiz, Peter, und seine Frau! Am liebsten hätte ich Peter zugerufen, dass der Herr ihn gerade im richtigen Moment zu mir gesandt hätte.

Er berichtete, wie er sich morgens zu Hause in der Nähe von Zürich Gedanken darüber gemacht habe, wie es mit der Zeltmission in Tirol laufen würde. In jener Stunde verspürte er ein starkes Drängen, mich noch an demselben Tag zu besuchen. Welch ein Wunder für mich, dass dieser Evangelist an jenem Abend im Zelt predigen konnte.

Tiefer in das Land hinein

Während meiner Zeit in Innsbruck fand auf Schloss Mittersill im Salzburger Land eine Studentenfreizeit statt, zu der ich als Referent eingeladen war. Auf dieser Zeit lag ein besonderer Segen des Herrn. Von meinem Zimmer aus bot sich ein grandioser Ausblick in den Pinzgau. Was ich damals noch nicht ahnen konnte, war, dass ich später einmal in diesem Gebiet für viele Jahre als Missionar tätig sein würde.

* * *

Am 19. Dezember 1971 erreichte mich in Innsbruck ein Expressbrief von der Schallplattenmission MSD aus Frutigen in der Schweiz. Das Kuvert enthielt neben dem Begleitschreiben der Mission die dringliche Nachricht einer Frau aus dem Lungau im Salzburger Land. Sie drückte darin ihren Wunsch aus, es möge jemand so bald wie möglich zu ihr geschickt werden, der mit ihr über Jesus sprechen könne. Sie habe tiefes Verlangen nach Gottes Wort, doch sie fühle sich darin allein gelassen und sehne sich danach, zum richtigen Verständnis des Gelesenen zu finden. Der Leiter der Schallplattenmission bat mich darum, diese Frau doch baldigst besuchen zu gehen.

Es war ein trüber Vormittag, als mich dieser Brief erreichte. In den Nachrichten wurde für die Tauernregion starker Schneefall angesagt. In einem kurzen Telefongespräch nach Radstadt zum ÖAMTC erkundigte ich mich, ob die Radstädter Tauernpassstraße noch ohne Ketten zu befahren sei. Die Antwort war, dass es eben beginnen würde zu schneien. So machte ich mich von Innsbruck aus auf den Weg.

Die Strecke kam mir unsagbar mühsam und weit vor. Die Dunkelheit, die durch den zunehmenden Schneefall noch

früher als sonst hereinbrach, machte die Reise keineswegs angenehmer. Gegen acht Uhr abends war ich von Radstadt Richtung Obertauern unterwegs.

Der Schneefall wurde intensiver. Direkt vor mir fuhr schon längere Zeit ein Leichenbestattungsauto. Dieses Auto geriet plötzlich ins Schleudern und versperrte letztendlich die Weiterfahrt ganz. So musste ich wohl oder übel umkehren und fuhr zurück nach Radstadt und in weiterer Folge Richtung Schladming, Liezen, Trieben. Kurz vor Mitternacht überquerte ich den Triebener Tauernpass. Dass es möglich war, diese Wegstrecke lediglich mit Winterreifen, ohne Schneeketten ausgerüstet zu bewältigen, war für mich ein Wunder. Um Mitternacht übermannte mich große Müdigkeit, sodass ich mich entschloss, in einem Gasthaus zu übernachten. In der Dunkelheit entdeckte ich alsbald eine etwas heruntergekommene Herberge und sah die Möglichkeit zum Ruhen gekommen. Nach einer unruhigen Nacht konnte ich am darauffolgenden Morgen die Weiterreise antreten. Wenige Stunden später kam ich bei Maria in Sankt Michael im Lungau an. Sie war überglücklich, durch mich so schnell Antwort auf ihren Brief zu erhalten. Sogleich kümmerte sie sich um meine Unterbringung in einem alten Gartenhäuschen, das als Wohnhaus hergerichtet war.

Meine Freude über die erste Bibelstunde im Lungau – ich hielt sie am 20. Dezember 1971 mit Maria und Kathi aus Tamsweg – war besonders groß. Doch noch größer war die Freude der beiden Frauen. Von nun an führte mich mein Weg alle vierzehn Tage von Innsbruck in den Lungau. Jedes Mal plante ich auch Hausbesuche in Zederhaus, Fell, Mautern, Mariapfarr, Tamsweg, Thomatal und Muhr. Maria und ich fanden in dieser Zeit in vielen Häusern Einlass. Manchmal hatten wir ein altes Grammophon mit dabei. Darauf spielten wir Schallplatten zur Unterstützung unseres Gesangs ab. Auf diese Weise war es möglich, eine bisher vielen Menschen unbekanntes Hoffnung in notvolle Situationen zu bringen.

Bei einem dieser Besuche lernten wir Josef und Maria kennen. Sie wohnten in einfachsten Verhältnissen in einem der ältesten Bauernhöfe in Muhr. Oft trafen wir uns bei ihnen zu Hause zum Bibellesen.

Der Wunsch in meinem Herzen, mehr Zeit in den Lungau zu investieren, wuchs mit jedem Besuch. Ich dachte viel darüber nach, als Missionar sogar ganz in den Lungau zu ziehen, so dies der Wille Gottes für mich sei.

* * *

Die Reisen in den Lungau führten mich jeweils durch Sankt Johann im Pongau. Ich erinnerte mich daran, dass in diesem Ort Josef und Adele wohnten. Ich hatte Adele vor einigen Jahren auf einer Bibelwoche in Kirchberg in Tirol kennengelernt. Ich war mir sicher, dass sie sich über einen Besuch freuen würde. Es war ein strahlender Frühlingmorgen, als ich zum ersten Mal bei ihnen in der Mühlgasse einen Zwischenhalt einlegte. Wir hatten ein sehr gesegnetes Zusammensein. Etwas später fanden hier in der kleinen Küche dieser Familie regelmäßig Bibelstunden statt.

Der kleine Kreis an diesem Ort hatte es mir besonders angetan. Immer wieder war ich von Adeles Liebe beeindruckt. Sie wollte sich mit ganzer Hingabe dem Herrn zur Verfügung stellen und hatte mehr als einmal den Wunsch geäußert, dass ich doch als Missionar in den Pongau kommen möge.

Gottes Wege für mein Leben waren mir noch verborgen. Noch wusste ich nicht, dass all die vergangenen Jahre eine Vorbereitung auf eine Zeit sein würden, die im Salzachtal beginnen sollte. Auch konnte ich damals nicht im Entferntesten ahnen, dass ich diesen Schritt nicht mehr allein für mich zu treffen hätte.

Doch erst mal sollte es wieder zurück in den Westen Österreichs gehen.

Kurz nach einer notwendig gewordenen Kieferoperation in Innsbruck plante mein Bruder Martin eine Zelt-evangelisation in Bludenz. Er versuchte, mich als Redner zu gewinnen. Ich beteuerte einige Male, dass es mir unmöglich sei zu kommen, denn es bestünde die Gefahr, dass die Operationswunde bluten würde. Doch Martin wollte davon nichts hören. Für ihn kam kein anderer infrage. »Und wenn ich vor Schmerzen nicht mehr sprechen kann?« – »Mach Dir keine Sorgen Walter, irgendwie wird das schon gehen.« So konnte ich ihm bald nichts mehr entgegenen, ich sagte zu und fuhr nach Bludenz.

Neue Weichenstellungen

Aus der Schweiz kam ein Missionsteam zur Unterstützung der Zeltmission nach Bludenz. Es waren vier tüchtige Frauen, die sich in einem Wohnwagen der Schweizer Zeltmission neben dem Missionszelt postierten. Ich wurde bei der Familie meines Bruders in Ludesch bei Bludenz untergebracht.

Die vier jungen Frauen gingen jeden Tag von Haus zu Haus und verteilten Einladungen und Traktate. Als ein sehr fröhliches und eifriges Mädchen fiel mir Esther Tschopp auf. Ihr Einsatz während der Zeltmission beeindruckte mich sehr.

Einmal wurde ich von diesen Mitarbeiterinnen zum Mittagessen in den Wohnwagen eingeladen. Im Inneren gab es zwei kleine Esstischchen, an denen man zu zweit oder auch zu dritt sitzen konnte. Ich hoffte sehr, dass an dem Tisch, an welchem ich Platz nehmen sollte, auch Esther sitzen würde. Aber Esther wählte ihren Sitzplatz bewusst hinter dem Kleiderschrank am anderen Tisch. So gab es keinen Augenkontakt. Obwohl ich einige Male den Versuch unternahm, mit Esther ins Gespräch zu kommen, wurden nie mehr als einige wenige Sätze daraus, und das ausschließlich über die Missionsarbeit. Nur so viel hatte ich bis dahin herausbekommen, dass Esther im Lindenhospital in Bern Krankenschwester war.

Unaufhaltsam rückte das Ende der Zeltmission näher. Wir planten noch einen gemeinsamen Ausflug nach Triesenberg in Liechtenstein. Überwältigt von dem Weitblick ins Rheintal bis fast hinunter zum Bodensee tauschten wir uns über die vergangenen Tage aus. Der Herr hatte auf die vergangene Zeltmission besonderen Segen gelegt. Wir dankten ihm gemeinsam für sein sichtbares Wirken. Die Schmerzen in meinem Mund waren erträglich geblieben, und ich dachte

ohnehin nicht mehr viel daran, da es im Moment anderes gab, was mich beschäftigte. »Esther, willst Du mit mir nach Bern reisen?«, fragte ich sie. »Nein, Walter«, war die überzeugte Antwort. Mit solch einer klaren Absage hatte ich nicht gerechnet. Nach einigen Überredungsversuchen willigte sie schließlich ein. In aller Eile fuhr ich vor der Abreise noch zur Autogarage in Bludenz, um das Auto auf Hochglanz zu polieren. Auch die Fußmatten mussten vor Sauberkeit glänzen. In meiner Vorfreude nahm ich an, Esther würde auf dem Beifahrersitz Platz nehmen. Alles war zur Fahrt bereit, und ich freute mich auf diese vor mir liegende Reise. Dass noch zwei der anderen Frauen mitfahren sollten, störte mich nicht sonderlich, solange Esther neben mir Platz nehmen würde. Aber – welche Enttäuschung! – wer stieg sofort ein und setzte sich rasch hinter den Fahrersitz? Esther! Nun galt es, die Enttäuschung zu unterdrücken. Immerhin durfte ich mich ja darin glücklich schätzen, Esther zumindest im Auto zu wissen – in *meinem* Auto!

Eigentlich wollte ich gleich wieder zurück nach Österreich fahren, aber mein Auto benötigte dringend eine Reparatur. Während der Arbeiten, die sich über einige Tage hinzogen, nutzte ich die Zeit, um mich bei Esther zu verabschieden. Angestrengt dachte ich darüber nach, wie ich Esther eine Freude bereiten könnte. Da erinnerte ich mich an die guten Pfirsiche auf dem Markt in Bern. Ich ging zum Bärenplatz im Zentrum der Stadt und kaufte ein Kilogramm von den allerschönsten ganz roten Pfirsichen. Wie würde Esther reagieren, wenn ich damit vor ihrer Tür stünde? Aufgeregt ging ich mit den Pfirsichen zum Haus, in welchem ihre kleine Wohnung war. Ich läutete unter ihrem Namen und wartete voller Aufregung. Würde Esther selbst an die Tür kommen oder ihre Mitbewohnerin? – Es war Esther in einem knallroten Kleid. Ich hielt ihr die Papiertüte mit den Pfirsichen entgegen. Sogleich wurde Esther ganz rot im Gesicht, so rot wie die Pfirsiche und ihr Kleid. Mein Kommen war

für sie eine Bestätigung vom Herrn gewesen. Sie hatte nämlich vom Herrn erbeten, dass ich mich nochmals bei ihr melden möge. Und hier stand ich nun, und wir beide merkten, dass diese Begegnung bereits mehr Bedeutung hatte als ein gewöhnliches Wiedersehen.

* * *

Im Rahmen unserer Kinderarbeit in Innsbruck veranstalteten Schwester Emmy und ich eine Kinderfreizeit im Zillertal. Die Kinder zeigten sich motiviert und machten mit größter Freude bei den Bibelarbeiten mit. An einem Nachmittag – ich war gerade umgeben von einer großen Kinderschar – kam ein Mädchen ganz außer sich zu mir gerannt. Aufgeregt und atemlos kam es über ihre Lippen, dass ihre Kollegin vor einigen Minuten davongelaufen sei, um sich das Leben zu nehmen. Als sie mir den Namen ihrer Kollegin nannte, eine Jugendliche von vierzehn Jahren, wusste ich, dass dieses Vorhaben ernst zu nehmen war. Das arme Mädchen hatte ihr Zuhause in einer Trinkerfamilie, wo ihr weder Zuwendung noch Zeit geschenkt wurde. Es war ein Haus voller Not und Herzeleid. Keine Minute durfte tatenlos verstreichen, um diesen Teenager vor der geplanten Tat zu bewahren!

Als man mir die Richtung anzeigte, in welche die 14-Jährige davongelaufen war, rannte ich los, so schnell es mir möglich war. Es war ein Laufen um Leben und Tod. Zuerst über eine Almwiese, dann durch einen Wald, wieder über eine Almwiese, und endlich sah ich das Kind im nächsten Wald verschwinden. So laut wie möglich rief ich ihr nach: »Stehen bleiben!« Doch sie überhörte dieses Rufen. Sie rannte nur noch schneller, als sie sich verfolgt fühlte. Wieder ging es über eine Wiese, und bereits hörte man in der Ferne das tosende Rauschen eines Flusses. »Oh Herr, hilf mir! Ich bin am Ende meiner Kräfte!« Ich durfte nicht aufgeben! Um alles in der Welt musste ich diesem Kind das Leben retten.

Fast hatte sie den reißenden Fluss erreicht, als ich sie doch noch einholen konnte. Sie schrie und tobte, als ich sie am Arm fasste. »Onkel Walter, lass mich los! Ich will sterben! Lass mich gehen!« Es dauerte eine Weile, bis sie sich beruhigt hatte. Ich bat sie, mir zu erzählen, warum sie weggelaufen war. Sie beschrieb mir ihr Empfinden, von niemandem geliebt zu sein. Wie ein verwirrtes Schäfchen, das allein weder Halt noch Richtung kennt, so verloren fand sich auch dieses Mädchen in ihrem Leben. Wie gut, dass ich ihr dort, neben dem Rauschen des Flusses, von dem Einen erzählen konnte, der sie unendlich liebte, ihr helfen wollte und dem sie ihr Leben anvertrauen konnte – Jesus Christus.

Durch diese Begebenheit wurde mir bewusst, welche tiefen Ängste und Sorgen viele Kinder aus zerrütteten Familien erleben und wie allein sie sich oft fühlen. Gott hat die Missionsarbeit unter Kindern immer wieder dazu verwendet, dass manche Kinderseele heil werden konnte.

* * *

Vor jener Kinderfreizeit hatte ich Esther einen Brief geschrieben. Darin fragte ich sie, ob sie bereit wäre, mit mir zusammen durchs Leben zu gehen, ob sie meine Frau werden wolle. Esthers Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Ich hatte ihr die Adresse des Ferienhauses angegeben, und dort erreichte mich auch ihre Antwort. Mit ihrem Brief in den Händen begab ich mich in den nahe gelegenen Wald, um ihn dort ganz ungestört lesen zu können. So gespannt darauf, wie der mir bereits allerliebste Mensch auf Erden meine Frage beantworten würde, wollte mein Herz vor Freude fast zerspringen, als ich ihr »Ja« lesen durfte.

Durch die Freundschaft mit Esther erfuhr mein Leben tief greifende Veränderungen. Der Beginn unserer Beziehung war zuerst von der großen räumlichen Entfernung geprägt, und dies bereitete mir damals oft große Mühe. Ich empfand

starkes Heimweh nach diesem wunderbaren Menschen, den ich bereits über alles liebte. Um dennoch mit ihr verbunden zu sein, schrieb ich ihr von August 1972 an bis zum März des darauffolgenden Jahres jeden Tag mindestens einen Brief oder eine Ansichtskarte. Mein geringer Monatslohn von der Vereinigung Freier Missionsgemeinden ermöglichte mir leider nicht viele Fahrten nach Bern. Er reichte gerade für meine Zimmermiete im Vögelebichl in Innsbruck und die wachsenden Reparaturkosten für das Auto sowie die dringend notwendigen Fahrten zu den Bibelrunden.

In jener Zeit der persönlichen Veränderungen war mein Blick in die Zukunft von vielen Fragen gekennzeichnet. Wohin wird Gott Esther und mich führen? Wo wird unser Platz für den Herrn sein? In meinem Herzen hielt ich weiterhin am Wunsch fest, mit Esther zusammen im Frühjahr 1973 im Pongau Wohnsitz zu nehmen. Zuvor musste aber meine Nachfolge in Innsbruck geklärt werden.

* * *

Obwohl mir die Arbeit in der Volksmission Freude bereitetete, hatte ich mir im Herzen vorgenommen, spätestens im Frühjahr 1973 Innsbruck zu verlassen. Als ich Fritz und seiner Frau davon berichtete, wie ich mich schon längere Zeit dazu berufen fühlte, im Salzburger Land eine Pionierarbeit zu beginnen, traf es Fritz so hart, dass er in Tränen ausbrach. Mit diesem wertvollen Mitarbeiter verband mich eine besondere Beziehung. Es waren stets gesegnete Stunden, die ich bei ihnen verbrachte. Sie ließen mich in dieser Zeit auch teilhaben an ihrem Schmerz, den sie erlebt hatten, als ihr einziger Sohn im zarten Kindesalter verstorben war – ein Verlust, den sie nie ganz hatten verkraften können.

Fritz hatte alle Hoffnungen für die Gemeindegarbeit auf mich gesetzt. Daher kam die Nachricht, dass ich meinen Platz in Innsbruck verlassen könnte, für ihn völlig über-

raschend und brachte ihn aus der Fassung. Hatte Gott es doch geschenkt, dass durch die Arbeit der letzten Jahre viel Positives in Bewegung gekommen war. Von der Universität besuchten bereits einige Studenten die Gottesdienste. Innsbruck brauchte ein Missionsehepaar mit Begabungen für Studentenarbeit. Dies war auch das Anliegen der Vereinigung Freier Missionsgemeinden. Jack und Elisabeth aus dem Emmental in der Schweiz standen bereits in Vorbereitung für diesen Dienst, und ich war Fritz dankbar, dass er diesen Vorschlag nicht grundsätzlich ablehnte.

* * *

Den Hochzeitstermin legten Esther und ich auf den 12. Mai 1973. Es war Mitte März, als ich mir die Zeit nehmen konnte, mich im Pongau nach einer Wohnung umzusehen. Auf dem Gemeindeamt in Sankt Johann im Pongau erhielt ich die Auskunft, dass über hundert Familien eine Wohnung suchen würden.

Ende März nahm ich in Gröbming an der RAT (»Reich-Gottes-Arbeiter-Tagung«) teil. Diese wurde 1955 das erste Mal durchgeführt und tagte seither jährlich fast ohne Unterbrechung während annähernd zwanzig Jahren. Diese Treffen wurden von vielen Missionaren aus ganz Österreich besucht. Ich lernte einige Persönlichkeiten aus dem ganzen Land kennen, die darüber berichteten, wie der Herr Jesus in den verschiedenen Bundesländern Österreichs wirkte.

Ebenso erfuhr ich spannende Zusammenhänge aus der jüngeren Missionsgeschichte Österreichs. 1960-1970 waren jene Jahre gewesen, in denen die Evangelisation in diesem Land in größerem Stil möglich wurde. Es hatte zuvor nicht an Kleinarbeit gefehlt, und Evangelisation war ein Ringen um den Einzelnen. Doch dann bot sich die Möglichkeit für Großevangelisationen. 1961 wurde die erste Großevangelisation mit Anton Schulte in Wien veranstaltet, der jährlich wei-

tere Evangelisationen folgten. Vielfach wurden diese Großevangelisationen vom Missionswerk Neues Leben oder vom Janz-Team organisiert. Diese Großanlässe hatten viel dazu beigetragen, dass sich die bereits bestehenden Gemeinden ihrer eigenen Verantwortung für die Aufgabe der Evangelisation stärker bewusst wurden, Gemeinde-Evangelisationen durchführten und zeugnisfreudiger wurden.

Das 2. Vatikanische Konzil hatte in der katholischen Kirche große Veränderungen gebracht, ermutigte zum Bibellesen und befreite durch seinen ökumenischen Kurs Andersgläubige vom Makel der Ketzerei. Diese Veränderungen vollzogen sich aber nur langsam und dies mehr in den Ballungszentren. Das Jahr 1970 brachte einen weiteren Einschnitt in der Missionsarbeit in Österreich. Die lokale Arbeit wurde intensiviert. Dadurch gewannen viele Brüder und Schwestern im Herrn eine neue Perspektive für ganz Österreich als Missionsland. Einen wesentlichen Beitrag dazu leistete indirekt die EURO 70 Tele-Evangelisation mit Billy Graham, die von Dortmund aus in vier österreichische Städte, Salzburg, Linz, Wien und Graz, übertragen wurde. Ebenso zu erwähnen sind der Europäische Kongress für Evangelisation in Amsterdam und der Internationale Kongress für Weltevangelisation, an denen auch aufrichtige Christen aus Österreich teilnehmen konnten und davon wesentlich profitierten. In diesen Jahren erwachte Österreich zur eigenen Missionsverantwortung für das gesamte Land.

So dachte ich mir damals: Welch ein Geschenk für mich, gerade in solch einer Zeit in Österreich wirken zu dürfen!

Diese »Reich-Gottes-Arbeiter-Tagung« war für mich eine Gelegenheit, zu hören, was andere Missionare dazu sagen würden, wenn ich davon berichtete, wie ich mich vom Herrn geführt sah, im Pongau Wohnsitz zu nehmen. Von Theo Lang, einem Missionar aus Kärnten, vernahm ich, dass die Deutsche Missionsgesellschaft (DMG) bereits vorgesehen hatte, in Sankt Johann im Pongau eine junge Missionars-

familie zu postieren. Um diese Entscheidungen nach dem Willen des Herrn treffen zu können, würden einige Brüder die Nacht mit Fasten und Beten verbringen. Ich selbst lag aufgewühlt und angespannt in meinem Bett. Früh am nächsten Morgen machte ich mich auf, um die Antwort zu erfahren. Noch bevor ich überhaupt an der Tür geklopft hatte, wurde mir freudestrahlend geöffnet: Es sei ihnen in der letzten Nacht die klare Antwort gegeben worden, dass ich in den Pongau gehen solle.

Dieses Erlebnis bewegte mich sehr, und es waren für mich heilige Augenblicke vor dem Herrn, als mich diese lieben Brüder der DMG verabschiedeten. Die zuvor für Sankt Johann im Pongau ins Auge gefasste Missionarsfamilie fand in Sankt Veit an der Glan in Kärnten ihr Arbeitsfeld.

Voller Freude fuhr ich nach Sankt Johann im Pongau – fest davon überzeugt, dass Gott diesen Weg weiterhin bestätigen könne, machte ich mich erneut auf die Suche nach einer Wohnung. Und tatsächlich konnte ich am gleichen Tag einen Mietvertrag für eine Dachwohnung im Dr. Untersteinerweg unterschreiben. Die Wege des Herrn sind wunderbar!

Meine Eltern hatten Esther in ihr Herz geschlossen. Oft sagten sie zu mir, dass der Herr Jesus mir mit Esther eine wunderbare Gehilfin zur Seite stellen würde. Der weiten Distanz wegen konnten Esther und ich uns immer nur sehr selten sehen. Doch die tägliche Post, die wir voneinander erhielten, war ein großer Trost für uns beide.

Es war ein besonderer Moment, als ich Esther das erste Mal die kleine Wohnung in Sankt Johann im Pongau zeigen durfte. Sie besuchte mich in Innsbruck, und gemeinsam reisten wir mit dem Auto über Zell am See nach Sankt Johann im Pongau.

Später erzählte mir Esther oft von ihren Eindrücken während dieser Fahrt. Für sie war es damals, als würde sie bald an das Ende der Welt kommen. Nach Taxenbach im Pinzgau unterwegs wäre es immer enger und enger geworden.

Sie fragte sich dabei, wohin ich wohl noch mit ihr fahren würde.

Esther und ich wollten so bald wie möglich im Pongau mit der Missionsarbeit beginnen. Am 12. Mai 1973 feierten wir unsere Hochzeit in einer kleinen Kirche im Kiental im Berner Oberland. Eine Woche nach der Hochzeit zogen wir in die kleine Mietwohnung in Sankt Johann im Pongau.

Der Pongau wurde zur Geburtsstätte unserer Familie. Daniela erblickte hier 1974 das Licht der Welt, gefolgt von Lukas (1976), Markus (1978) und Jonathan (1981). Sie alle wurden im Krankenhaus in Schwarzach geboren.

* * *

Sofort luden wir unsere Freunde in unsere nicht sehr große Wohnung zum ersten Bibelkreis ein. Es war anfangs nur eine kleine Gruppe mit vier Frauen, die einige Zeit zuvor durch die Evangelisationsarbeit von Hans Georg aus der Schweiz und einigen Brüdern aus Kärnten zum lebendigen Glauben an Jesus gekommen waren. Wir brannten darauf, mit den evangelistischen Tätigkeiten beginnen zu können. Anfangs versuchten wir durch das Verteilen von Schriften und das Gewinnen von Kontakten mit den Menschen vor Ort über den Glauben an Jesus Christus ins Gespräch zu kommen. Bald schon wollten wir mit größeren Evangelisationen und der Zeltmission beginnen.

Im Frühjahr 1974 erhielten wir Hilfe durch die ersten Praktikanten. Es waren Rita und Urs aus der Schweiz. Wie glücklich waren wir, als sie in unserer Nähe eine Wohnung beziehen konnten. Gleich von Anfang an luden wir verschiedene Jugendgruppen aus der Schweiz zu missionarischen Einsätzen ein. Durch einen solchen Einsatz der Jugendgruppe »Arche« aus Interlaken unter der Leitung von Arthur kam die Krankenschwester Vreni in den Pongau und traf daraufhin die Entscheidung zu bleiben und ihren

Wohnsitz nach Sankt Johann im Pongau zu verlegen und in Schwarzach als Krankenschwester zu arbeiten. Sie hatte den großen Wunsch, uns in der missionarischen Arbeit behilflich zu sein. In der Tat war sie eine wunderbare Hilfe und von Anfang an eine gute Freundin meiner Frau.

Bauernmission im Pongau

Die ländliche, bäuerliche Bevölkerung lag uns sehr am Herzen. So begannen wir nach kurzer Zeit mit der sogenannten Bauernmission, um die Landbevölkerung mit dem Evangelium zu erreichen. Die Gebirgsbauern waren mit harter Arbeit vertraut. Bei unterschiedlichsten Witterungsverhältnissen erforderte die Arbeit auf den Almen vollen Einsatz. Einzig in den Wintermonaten fanden die Bauern etwas mehr Ruhe von ihrer Arbeit und waren dann hauptsächlich mit Holzschlagarbeiten im Wald und der Reparatur der Landmaschinen beschäftigt. Damals lebten noch viele Bauern vom Ertrag ihres eigenen Hofes. Heute gibt es mehr Neben-erwerbsbauern, die neben der beruflichen Arbeit noch ein kleines Anwesen zu Hause betreuen.

Auf welche Weise können wir diese Leute mit dem Evangelium erreichen? – Diese Frage beschäftigte mich sehr.

Esther und ich hatten schon seit Längerem versucht, mit der einheimischen Bevölkerung ins Gespräch zu kommen. Als Vreni uns zur Hilfe gekommen war, begaben wir uns nun als singendes Trio auf den Weg durch die Lande. Wir gelangten in die entlegensten Talschaften bis zu den einsamsten Bauernhöfen.

Anfangs ernteten wir noch viel Misstrauen. So etwas hatten die Bauern in ihrer Abgeschlossenheit noch nie erlebt. Meist waren wir vormittags unterwegs und klopfen an die Türen, in der Hoffnung, dass sie uns geöffnet würden. Für jede Familie hatten wir einen Kalender »Die gute Saat« und einige Samenpäckchen mit Gemüse- und Blumensamen dabei. Kam jemand an die Tür, so fragten wir, ob wir ein Lied mit Gitarrenbegleitung vorsingen dürften. Besonders dankbar waren wir, wenn wir in die warme Küche oder Stube gebeten wurden. So sangen wir in fast allen Höfen des

Pongaus zwei bis drei Lieder, am häufigsten das Lied »Sag, kennst du wohl den wunderbaren Namen Jesus?«.

Allerlei Fragen nach dem Wozu wurden gestellt, und so bekamen wir gute Gelegenheiten, das Evangelium weiterzusagen. Der mitgebrachte Kalender wurde dankbar entgegengenommen. Bezüglich des Saatguts waren die Bauern zurückhaltend, denn es würde ja wohl früher oder später doch noch eine Rechnung kommen. Als wir dies verneinten, kam oft als Antwort, dass ihnen so etwas noch nie geschehen sei – dass kaum jemand zuvor ihnen aus Liebe ein Geschenk gemacht hätte.

Oft habe ich, wenn eine Bauernfamilie das Saatgut nicht annehmen wollte, so getan, als würden wir wieder ins Auto steigen, um zum nächsten Hof zu fahren. Aber dann schlich ich mich nochmals zurück zum Bauernhof und legte die Samenpäckchen unter die Türvorlage, in der Hoffnung, dass sie dort gefunden würden.

Als wir im darauffolgenden Jahr wie angekündigt dieselben Höfe wieder aufsuchten, erlebten wir eine gewisse Begeisterung! Das Saatgut war gut gekeimt, und Salatköpfe wuchsen wie nie zuvor, sagten viele. Der Kalender »Die gute Saat« wurde mit größerer Dankbarkeit entgegengenommen als noch im Jahr zuvor. Und dies, obwohl in gewissen Landstrichen die bäuerliche Bevölkerung durch Priester vor uns gewarnt worden war. An manchen Orten wollte man das Lesen der Kalender verbieten. Trotzdem durften wir erleben, wie der Herr Segen und Offenheit unseren Worten gegenüber schenkte. Vielerorts wollte man uns viel Gutes und Liebes erweisen. So bekamen wir die Gelegenheit, an manchem Tisch bei Brot und Speck unseren Glauben zu bezeugen, in Wort und Lied. Immer wieder durften wir erleben, wie das Singen die härtesten Herzen erweichen konnte.

An einem jener Tage ließen Vreni, Esther und ich das Auto des vielen Schnees wegen etwas abseits eines Bauernhofes stehen. Mit freudigen Herzen machten wir uns auf den Weg

zum Hof. Der Bauer stand bereits vor seiner Tür. Er rief uns mit lauter Stimme entgegen, dass wir sofort sein Grundstück verlassen sollten. Mit Sekten wolle er nichts zu tun haben. Wir versuchten ihm von unserer guten Absicht zu erzählen. Aber dies reizte ihn noch mehr. Es blieb uns nichts anderes übrig, als das Grundstück zu verlassen. Auf dem Weg zurück zum Auto stimmten wir das Lied »Sag, kennst du wohl den wunderbaren Namen Jesus?« an. Als ich zurückblickte, sah ich, wie der Bauer sich mit einem Taschentuch über die Augen wischte. Er winkte uns entgegen und deutete uns zu seinem Hof zu kommen. Das Singen hat nicht nur die Tür zu diesem Haus, sondern vielmehr die Tür zum Herzen dieses Bauern geöffnet.

An einem kalten Januarmorgen waren Vreni, Esther und ich in Sankt Veit im Pongau wieder zum Singen unterwegs. Ein älterer, lieber Mann öffnete uns die Tür zu seiner Wohnung. Sein Bauernhof schien sehr gepflegt. Wir erfuhren bald, dass dieser Mann der ehemalige Bürgermeister des Ortes war. Freundlich bat er uns in die warme Stube. Als wir unsere Hände am Kachelofen gewärmt hatten, bat er uns freundlich, dass wir doch nun »sein Lied« singen möchten. Er habe schon länger darauf gewartet, weil er es nochmals zu hören wüsste. Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, welches Lied wir ihm vor einem Jahr gesungen hatten. Es waren doch so viele Lieder, die wir kannten und gesungen hatten, wie sollten wir daraus das richtige wählen? Zögernd fragte ich ihn, ob er vielleicht noch Worte von den Liedstrophen wissen würde. Unter anderem hätten wir die Worte »alle meine Sünden trug er dort für mich auf Golgatha« gesungen. Uns war sofort klar, dass es sich um das Lied »Alles hat er mir erlassen« handelte. Von Herzen stimmten wir dieses Lied an. Er saß dabei an seinem Tisch und hörte zu. Nach der ersten Strophe fing er laut an zu weinen. Er begann so ergreifend zu weinen, dass uns ebenfalls Tränen in die Augen traten. Als wir das Lied zu Ende gesungen hat-

ten, wollte er es nochmals hören. Beim zweiten Mal weinte er noch herzergreifender. So sangen wir unser Lied ebenfalls mit Tränen in den Augen zu Ende. Als ich den Mann anschließend fragte, warum er so weinen müsse, erzählte er uns, wie er sich nach unserem letzten Abschied hier in dieser Stube niedergekniet und Gott um Vergebung seiner Sünden gebeten habe. Er sagte, dass Gott dies dann auch getan habe. Seither dürfe er wissen, dass er in den Himmel kommen würde. Gemeinsam dankten wir Gott für seine wunderbar erwiesene Liebe. So nahmen wir Abschied von diesem lieben Mann. Bewegend war, wie er uns hinterherwinkte und »Auf Wiedersehen!« rief.

Eine Woche später, wir waren gerade mit dem Auto unterwegs durch Sankt Veit im Pongau, hörte ich die Kirchenglocken zum Begräbnis läuten. Auf meine Erkundigung, wessen Beerdigung dies sei, erfuhr ich, dass der ehemalige Bürgermeister verstorben war.

Wir dankten Gott, dass wir diesem Mann kurz vor seinem Sterben noch seinen großen Wunsch erfüllen durften.

* * *

Bei den vielen Hausbesuchen bewegten uns stets die mancherorts großen Kruzifixe (Darstellungen des gekreuzigten Jesus) draußen vor den Häusern. Auch für Rosenkränze, Weihwassergefäße und Madonnenstatuen war ein besonderer Ehrenplatz reserviert. Nach außen hin zeigte sich viel Frömmigkeit, doch es war so wenig echter Glaube und Kenntnis von Gottes Wort vorhanden.

Auf einem entlegenen Bauernhof in Sankt Veit bat man uns, keine Lieder zu singen, sondern wegen der besonderen Umstände, die zurzeit im Hause herrschen würden, still und andächtig zu sein.

Diese Bitte erschien uns etwas seltsam. Wir wurden in das obere Stockwerk geführt und noch einmal darum gebeten,

nur sehr leise eines der Zimmer zu betreten. Das Zimmer, in das wir geführt wurden, war nur spärlich erhellt. Als sich unsere Augen an das düstere Licht gewöhnt hatten, sahen wir auf dem Bett in der Ecke eine Gestalt gleich einem Leichnam liegen. Beim genaueren Hinsehen erkannten wir die dorngekrönte Holzfigur des Leibes Jesu. Sie wurde hier abgelegt, da das Kreuz einer Reparatur unterzogen wurde.

* * *

Über viele Jahre hinweg verteilten wir Jahr für Jahr das Saatgut und die Kalender. Nachdem wir bereits 1973 unsere erste Druckmaschine in Betrieb genommen hatten, druckten wir jeweils ein Informationsblatt, das wir unseren Geschenken beilegten. So schrieben wir im Winter 1978/79: *»Liebe Landbevölkerung! Mit großer Freude schenken wir Euch heuer wieder den Kalender ›Die gute Saat‹. Unser größter Wunsch ist es, dass er täglich gelesen und beherzigt werde und nicht bloß als Wand schmuck und Datumsanzeiger diene. Die Volksmission sieht ihre wichtigste Aufgabe darin, Menschen zu einer persönlichen Entscheidung für Jesus Christus aufzurufen und ihnen den wahren Sinn des Lebens zu zeigen. Durch die zahlreichen Sektenlehren sind viele Menschen verunsichert. Deshalb gilt mehr denn je zuvor der Aufruf an Jung und Alt, zum wertvollsten Buch, der Bibel, zu greifen und ihre Aussagen ernst zu nehmen. Was wir alle brauchen in unserer vom Materialismus gekennzeichneten Welt, ist ein lebendiger Glaube an Jesus Christus, den einzigen Erlöser aus Sünde und Schuld. Lassen wir uns nicht durch das allabendliche Fernsehschauen und mancherlei Veranstaltungen das Allerwichtigste – die Bibel – nehmen. Wir wünschen Euch von ganzem Herzen ein gesegnetes Jahr 1979. Gerne sind wir bereit, in Lebensfragen Antwort zu geben.«*

Mit der Bauernmission wurde der Grundstein dessen gelegt, woraus später die Gartenvorträge entstanden.

Der Garten und die Hausdruckerei

1974 zogen Esther und ich in die Mühlgasse, ebenfalls in Sankt Johann im Pongau. Von der Zeit auf der Bibelschule 1968 bis zum Frühjahr 1974 hatte ich kein Grundstück, auf dem ich eigenes Gemüse hätte pflanzen und ernten können. Als Gärtner sehnte ich mich nach dem Besitz eines eigenen Gartens. Die Vermieterin unserer neuen Mietwohnung erlaubte mir bis Ende Mai die Benutzung ihrer Blumenbeete vor dem Haus. Ab Anfang Juni wollte sie dann den Garten selber pflegen.

Ich hatte nicht gerade viele Möglichkeiten in der Sortenwahl. Wegen des Gebirgsklimas gab es bis Mitte Mai hinein Fröste. So entschloss ich mich, Gartenkresse zu säen, und zwar im gesamten Blumenbeet. Das erfreute mein Gärtnerherz! Die Kresse keimte gut und wuchs an der warmen Mauer rasch heran. Bald begann das große Kresse-Essen. Einige Tage bestand unser Mittag- und unser Abendessen fast ausschließlich aus Kresse. Wir aßen so viel, bis wir die Kresse kaum mehr sehen mochten. Die Vermieterin fragte mich eines Tages, ob wir mit all dem Grünzeug eine Kuh füttern würden. Aber mit Sicherheit hat uns die viele Kresse nicht geschadet.

Zwei Jahre später erlebten wir eine Gebetserhörung: Eine Arztfamilie aus Werfen bot uns ein tausend Quadratmeter großes Grundstück als Gemüsegarten an. Dieser Garten wurde mir zum idealen Ausgleich zur missionarischen Tätigkeit. Nachdem wir unseren Wohnsitz nach Bischofshofen gewechselt hatten, war der Weg zum Garten auch nicht mehr so weit. Mit Leib und Seele durfte ich wieder Gärtner sein. Das Gemüse reichte gut für unsere noch junge 4-köpfige Familie, unsere Praktikanten und Gäste. Viele schöne Zeiten wurden uns in dieser wunderbaren Gartenanlage direkt

unter der Burg Werfen geschenkt. Unsere noch kleinen Kinder genossen es, sich in der Weite des Gartens auszutoben und zu spielen. Aus diesem Garten erwuchs Segen für uns und für andere.

* * *

1976 pflanzten wir eine Zeltevangelisation in Bischofshofen. Auf diesen Anlass hin sollten viele Hundert Salatköpfe erntereif sein. Tatsächlich sahen die hellgrünen Salatköpfe genau zum richtigen Zeitpunkt prächtig aus. So konnte ich mein Vorhaben in die Tat umsetzen. Wenige Tage vor Beginn der Evangelisation fuhr ich zum Garten, wo ich den Kofferraum meines Autos mit taufrischem Salat füllte. In den Häuserblocks rund um das Zelt ging ich nun von Tür zu Tür und schenkte den verwunderten Hausbewohnern jeweils einen dieser großen Salatköpfe, mit dem Wunsch, dass er ihnen gut schmecken möge. Auf die Frage nach dem Preis entgegnete ich lediglich, ich würde mich freuen, wenn sie es sich einrichten könnten, die Abendvorträge der bald beginnenden Zeltmission zu besuchen – so sie etwas aus Dankbarkeit zu tun gedenken. Einige nahmen diese Einladung gerne an und kamen dann auch tatsächlich zu den Vorträgen.

Wenn Kopfsalat aus dem eigenen Garten Auslöser dafür sein kann, dass Menschen zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus finden, dann lohnt es sich doch, ganze Felder davon anzupflanzen und zu verschenken!

Wie viel Gutes könnten wir Christen tun, um den Mitmenschen zu zeigen, dass sie aufrichtig geliebt werden! Die Erfahrung zeigte und zeigt mir immer noch, wie viel Misstrauen oft einem gut gemeinten Geschenk entgegengebracht wird. Dahinter steht die Angst, in eine hinterhältige Falle zu tappen. Spüren die Mitmenschen aber – und dazu braucht es manchmal viel Zeit und Geduld –, dass unsere Wertschätzung ihnen gegenüber aufrichtig und echt ist, verwandelt sich ihre Skepsis in Zutrauen und Gegenliebe.

Überzeugte Christen sollten im Gutestun viel erfinderischer sein, immer wieder neu mit dem Ziel vor Augen, Menschen für den Herrn Jesus zu gewinnen.

* * *

Während der Zeit im Pongau waren in den Sommermonaten Jugendliche bei uns einquartiert, die über die Missionsgesellschaft »Operation Mobilisation« (OM) ihre freie Zeit für die Verkündigung des Evangeliums einsetzen wollten. Sie zogen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und versuchten mit den Menschen über Jesus Christus zu sprechen und wertvolle christliche Literatur zu verkaufen. Die OM-Mitarbeiter mussten sich den Lebensunterhalt durch Bücherverkauf verdienen. Wie dankbar waren sie, als sie bei uns von Esther mit gutem Essen verwöhnt wurden. In Verbindung mit den Zelt-evangelisationen waren diese Teams ein besonderer Segen. Oftmals gab ich diesen fleißigen Mitarbeitern auf ihre Missionstournee kistenweise Kopfsalat mit, um vielen Leuten damit eine Freude bereiten zu können.

Die OM-Mitarbeiter sowie die Kurzzeitmitarbeiter aus Jugendgruppen in der Schweiz und die Praktikanten hatten pro Woche einige Stunden im Garten mitzuarbeiten. Immer wieder versuchte ich die jungen Leute zu praktischer Arbeit zu motivieren – so, wie ich selbst erzogen worden war. Christen sollen fleißig sein und gerne arbeiten.

In all den Jahren des Einsatzes für das Evangelium beobachtete ich, dass junge Christen, die bereit waren, mit großem Einsatz praktisch zu arbeiten, denselben Einsatz auch in der evangelistischen Arbeit zeigten. Mir ging es dabei nicht um eine Beurteilung, wer von allen am fleißigsten war. Vielmehr wollte ich sehen, ob eine grundsätzliche Bereitschaft zum Dienen und ausharrenden Arbeiten vorhanden war. Viele der jungen Frauen und Männer waren über den körperlichen Ausgleich begeistert. Persönlich ver-

suchte ich als Vorbild voranzugehen. Natürlich gibt es für jeden Menschen Situationen, die ihm nicht gefallen, doch darf deswegen nicht alles liegen gelassen werden. An der praktischen Arbeit im Haus und im Freien kann sehr gut beobachtet werden, wer Ausdauer und Durchhaltevermögen besitzt. Von ganzem Herzen bin ich froh über die Lebensschule in meinem Elternhaus, die meinen Charakter in dieser Hinsicht formte und prägte.

Selbst der Garten an sich wurde zu einem wertvollen Instrument der Evangelisation: Aus Tenneck fand eine junge Frau zum Glauben an den Herrn Jesus. Vom ersten Tag ihrer Bekehrung an war sie eine fröhliche Nachfolgerin Jesu. Ihr Mann dagegen reagierte sehr unwillig darauf und hatte Angst, sie sei in eine Sekte geraten. An einem der schönen Frühsommertage war ich im Garten mit der Auflockerung des Bodens beschäftigt. Ich war sehr in Eile, da ich die Arbeit vor dem Mittag noch zu Ende bringen wollte. Den vorbeifahrenden Autos schenkte ich in der Regel keine Beachtung, doch fiel mir an jenem Tag auf, wie ein Auto, das gerade eben vorbeigefahren war, erneut des Weges fuhr und nun direkt neben meinem Garten anhielt. Der Fahrer sprang aus dem Auto und befahl mit lauter Stimme: »Aufhören!« Sofort erkannte ich, mit wem ich es hier zu tun hatte: Es war der Mann dieser jungbekehrten Frau. Leichte Angst überkam mich. Rolf, ein Kopf größer als ich, wies mich an, ihm sofort meine Hacke zu geben. Was hatte dieser Mann nur vor? Etwas ruhiger geworden, sprach er zu mir, er habe mich nun schon einige Zeit aus der Ferne beobachtet. Ich dürfe auf keinen Fall in diesem Tempo weiterarbeiten, da ich sonst einen Herzinfarkt erleiden würde! Als ich nun die gute Absicht seines Kommens erkannte, wurde mir leichter ums Herz. Im weiteren Verlauf ergab sich ein angeregtes Gespräch über den Garten. Zu Hause erzählte er von mir und meinte, dass die Frommen doch auch arbeiten könnten.

Auf seinem Weg zu Jesus Christus war dies ein wichtiges

Erlebnis, das ihn gegenüber unserer Verkündigung des Wortes Gottes offener machte.

* * *

Der große Garten war für unsere Kinder ein herrlicher Ort. Schon von klein auf lernten sie den Umgang mit Gartenwerkzeug. Mit ihren kleinen Händchen versuchten sie, auf ihre Weise mitzuhelfen.

In den Sommermonaten fanden wir als Familie hier einen Rückzugsort, in dem wir uns für wenige Stunden in der Woche ausruhen konnten.

Fand gerade keine Zeltmission statt, stand der alte Wohnwagen als Gartenhäuschen in unserem Garten. Anfangs hatte ich mir vorgenommen, mich dorthin zurückzuziehen, um Sonntagspredigten oder Bibelstunden vorzubereiten. Dieser Gedanke blieb jedoch ein Wunsch. Wollte ich mich in den Wohnwagen einschließen, so kam mir dabei jedes Mal viel dringliche Gartenarbeit in den Sinn, die ich dann meinem Studium vorzog. Der Traum von einem eigenen kleinen Familienhäuschen war schnell ausgeträumt – zu selten hätten wir es genutzt. Weder Esther noch ich waren es gewohnt, längere Zeit untätig herumzusitzen.

* * *

Die erste Druckmaschine hatten wir bereits in unserer ersten kleinen Wohnung im Dr. Untersteinerweg in Sankt Johann im Pongau. Von Anfang an wurden diverse Einladungszettel in unserer Wohnung vervielfältigt. Anspruchsvolle Einladungszettel mit Grafiken und Zeichnungen benötigten spezielle Druckvorlagen, die im näheren Umkreis nur in Salzburg hergestellt werden konnten. Bald konnten wir die Fülle an Drucksachen nicht mehr mit dem gewöhnlichen Umdrucker bewältigen. Viele Tausend Einladungszettel für

Zelteinsätze, Kinderstunden, Evangelisationen sowie Traktate und Broschüren wurden immer wieder benötigt.

Eine große Erleichterung war für uns der Erwerb einer A4-Offset-Druckmaschine. Die Druckerzeugnisse waren nun wesentlich besser.

Eine weitere große Erleichterung war es für mich, als wir alle Geräte zur Herstellung von Drucksachen in unserem Haus verfügbar haben durften: Rota Print A4-Offsetdruckmaschine, Rastergerät, um die Fotos zu rastern, Druckplattenfertigungsgerät für Filmplatten, Satzsetzgerät für Überschriften, Leuchtpult zur Herstellung der Layouts. So wechselte ich nun zeitweise vom Gärtner zum Drucker.

Die Druckerei wurde ebenfalls zur Herausgabe der Monatszeitschrift »Licht« genutzt, die 1978 das erste Mal erschien. Damit konnten Freunde und Bekannte über Gottes Wirken im Pongau und Pinzgau informiert werden, denn dies war mir ein großes Anliegen. Jeden letzten Samstag des Monats kamen ein ausgebildeter Drucker und eine gläubige Frau, welche die Layouts erstellte, aus Zell am See zu uns, und gemeinsam arbeiteten wir jeweils an einer neuen Ausgabe dieser Zeitschrift.

In unserer kleinen Wohnung in Sankt Johann im Pongau nahm die gesamte Druckerei sehr viel Platz ein, sodass wir uns nach einer Möglichkeit umsahen, sie an einem anderen Ort unterzubringen. In einer alten Schmiede im Dientengraben bei Lend wurde uns ein Raum angeboten. Wir siedelten die gesamte Anlage mit all dem Papier dorthin um, doch kann ich mich nicht daran erinnern, jemals dort gedruckt zu haben. Es war einfach zu weit weg. Wir suchten in unserer unmittelbaren Umgebung nach einem geeigneten Raum. Eine gläubige Frau aus Sankt Johann im Pongau bot uns schließlich ein Zimmer in ihrem Haus an. Doch war es mir auf die Dauer zu mühsam, wegen kleinen Druckmengen häufig das Haus verlassen zu müssen. So landete die Druckerei nach ihrer kurzen Odyssee wieder in unserer Wohnung.

Bis 1985 dauerte diese meine Druckerkarriere. Ich war dankbar, als ich diese Arbeit letztendlich anderen Fachkräften überlassen konnte. In jener Zeit hielt ich bereits im ganzen Land Österreich Vorträge, und wenn der Vortragsort nicht weiter als 200 km entfernt war, fuhr ich jeweils noch in später Nacht nach Hause. Nach Mitternacht daheim angekommen, begab ich mich sogleich in die Druckerei, um noch so viele Einladungszettel wie möglich zu drucken. 1983 und 1984 druckten wir auf unserer kleinen A4-Offset-Druckmaschine 200 000 Einladungen in vier Farben. Weil jede Farbe einzeln gedruckt werden musste, bedeutete dies 800 000 Druckdurchgänge. Und dies wiederum benötigte viele Stunden und Wochen intensive Arbeit.

Mein erstes Gartenbuch, »Freude und Erfolg im Bio-Garten«, wurde (1985) in einer Auflagenhöhe von 2000 Exemplaren in der Druckerei Stepan in Bischofshofen gedruckt. Seit 1985 wurden sämtliche Druckerzeugnisse für meine Vorträge in der Druckerei Basse in Hagen, Deutschland, gefertigt.

Zeltmission

Die Zeltmissionseinsätze in den 70er- und 80er-Jahren gehören zu den segensreichsten Missionsarbeiten meines Dienstes in diesem Land. Viele Kinder kamen voller Begeisterung zum Zelt. Zuerst aus Neugierde, weil sie Vorstellungen mit Tieren erwarteten, wie in einem Zirkuszelt. Als nicht ein einziges Tier im Zelt zu sehen war, waren sie oftmals sehr enttäuscht. Es gab da bloß Bänke, eine Holzkiste, die als Kanzel diente, und einige Gasheizstrahler auf Metallständern. Bald lernten die Kinder aber etwas anderes kennen, was sie noch weit mehr begeisterte als eine Herde unterschiedlicher Tiere – die Kinderstunden. Im Zelt hatten etwa 150 Kinder auf den Bänken Platz. In einigen Ortschaften reichte dies nicht aus, um alle Kinder teilhaben zu lassen. Die Bujubaum-Tiergeschichten und andere spannende Dia-Kindergeschichten vom Bibellesebund kamen bei den Kindern sehr gut an. In all diesen Geschichten war die Botschaft von Jesus Christus anschaulich dargestellt. Nicht nur die ganz kleinen Kinder wollten dabei sein, auch viele Teenager und Jugendliche ließen sich begeistern. Besonders gerne verwendete ich das Flanellmaterial und die Vorzeigebücher der KEB. Die fortlaufenden Missionsgeschichten riefen große Begeisterung hervor. Ein lautes Schreien ging durch das Zelt, wenn ich jeweils an der spannendsten Stelle der Geschichte aufhörte, um am nächsten Tag weiterzuerzählen. »Bitte erzähl die Geschichte weiter, Onkel Walter!«, schrie die muntere Kinderschar.

Das Singen von Liedern, besonders von Bewegungsliedern, war sehr beliebt.

* * *

Während einer geplanten Zeltmission in der Bahnhofstraße in Bischofshofen erreichte uns für mehrere Tage eine Schlechtwetterfront. Der Boden im Missionszelt war vom vielen Niederschlag aufgeweicht. Weil das Gras zu faulen begann, roch es im Zelt wie in einem Schafstall. Meine Praktikanten und ich bemühten uns, das Zelt so trocken wie nur möglich zu halten. In einem nahe gelegenen Sägewerk holten wir Säcke voll mit Sägemehl und Hobelspänen und streuten dies auf den Zeltboden. Auf die Gehwege zwischen den Bänken legten wir alte Bretter.

An einem der Wochentage regnete es ununterbrochen, besser gesagt: Es goss wie aus Kübeln. Gegen Mittag verwandelte sich der Innenraum des Zeltes in einen See. Einzig die Sitzflächen der Bänke und die Kanzel ragten noch aus dem Wasser.

›Bestimmt würden unter diesen Umständen keine Kinder zur Kinderstunde kommen‹, dachte ich mir. Anfangs wollte ich zu Hause bleiben, doch innerlich war mir bei dieser Entscheidung nicht wohl. So machte ich mich auf den Weg. Als ich in die Nähe des Zeltes kam, war meiner Erwartung gemäß weit und breit kein Kind zu sehen. Aber beim Blick durch die halb geöffnete Planentür stockte mir fast der Atem: Meine fröhliche und fast vollzählige Kinderschar wartete sehnsüchtig auf mein Kommen. Die Kinder saßen auf den Banklehnen oder standen in ihren Stiefeln einfach auf den Bänken. Welch ein Freudenruf ging durch das Zelt, als die Kinder mich erblickten! Nein, sie wollten auf gar keinen Fall nach Hause gehen! Sie wollten bleiben und die Geschichten hören! Es war eine Atmosphäre, als würden wir uns alle in einem Boot befinden, und ich begann, eine spannende Geschichte zu erzählen.

Vor den Abendvorträgen war meine innere Anspannung stets sehr ausgeprägt. Werden von den Eingeladenen einige kommen? Werden sie zuhören, und wird das Wort Gottes ihre Herzen ansprechen? Noch heute, nach 40 Jahren im

Dienst, kenne ich diese Ängste. Vor jedem öffentlichen Vortrag ist meine nervliche Anspannung sehr groß. Doch Gott hat mich nie im Stich gelassen, und er bewegt die Herzen der Menschen, die Veranstaltungen zu besuchen, damit sein Name verherrlicht wird.

* * *

Einige Male musste das Missionszelt von Vorarlberg über den Arlberg transportiert werden. Das gesamte Material – die Zeltmasten, Planen, Bänke und die Kanzel – wurde in einen alten VW-Bus und den Wohnwagen verladen. Eigentlich war das große Gewicht für den bereits alten VW-Bus und den noch älteren Wohnwagen viel zu schwer. Der Arlberg-Straßentunnel war noch nicht gebaut und der Arlbergpass die einzige Möglichkeit der Überquerung.

Unter diesen Umständen war es ohnehin eine abenteuerliche Fahrt, doch einmal drohte beinahe großes Unheil daraus zu werden. Ich war an jenem Tag allein unterwegs. Mit dem schweren Gewicht kam ich nur langsam voran. Bergab fuhr ich zeitweise im ersten und zweiten Gang, um die Bremsen zu schonen. Plötzlich aber wurde ein Albtraum zur erschreckenden Wirklichkeit! Die Bremsen des Wohnwagens schienen auszusetzen, und bald darauf versagten auch die Bremsen am VW-Bus. Immer schneller und schneller ging es bergab. Auf der Bremse stehend, schrie ich in meiner großen Angst zum Herrn. Er hörte mein Schreien. Wie von einer mächtigen Hand angehalten, stand das gesamte Gefährt plötzlich still. Welch ein Wunder war hier geschehen! Die Bremsen schienen wieder zu greifen, und so setzte ich meinen Transport dankend fort.

* * *

Bereits in den 1980er-Jahren verbrachten viele deutsche Urlaubsgäste ihre Ferien in Österreich. Vor allem die schön-

nen Gebirgsgegenden mit ihrer Sommerfrische waren beliebte Ferientziele. Unter diesen Urlaubsgästen waren auch liebe gläubige Geschwister, die sich oftmals in der Gegend ihres Ferienortes darüber informierten, ob eine Versammlung gläubiger Christen vor Ort sei. So war es auch mit dem Ehepaar Erhard und Elfriede samt Familie aus Simmersbach. Bei ihrem ersten Urlaub in Rohrmoos bei Schladming machten sie sich auf den Weg, eine Versammlung von überzeugten Christen zu finden. Wie freuten sie sich, als sie nach längerem Suchen in der Ramsau unser Missionszelt sahen! Leider war jedoch niemand dort, der sie hätte begrüßen können, als sie ans Zelt herantraten. Erhard schob die Eingangsplane beiseite und sah im Inneren des Zeltes vor der Kanzel einen Tisch mit vielen kleinen und großen Weingläsern. Verwirrt ging er vom Zelt weg, weil er glaubte, dass es sich hier wohl um eine Sekte handeln würde. Da kam ihm wie gerufen ein lieber Bekannter, ebenfalls ein Gast aus Deutschland, entgegen. Wie erstaunt waren diese Männer, sich hier in der Ramsau beim Missionszelt zu treffen. Erhard war überglücklich, als er erfuhr, dass es sich nicht um eine Sekte, sondern um eine bibeltreue Glaubensmission handelte. Aus allen Gläsern würde nicht getrunken, vielmehr waren sie das »Musikinstrument« eines gläubigen Bruders aus der Schweiz. Er war mit seinen »Singenden Gläsern« zu diesem Missionseinsatz gekommen und bereicherte die Veranstaltungen mit schönen Melodien. Nun wusste Erhard, dass der Herr ihn an den richtigen Ort geführt hatte. An jenem Abend in der Ramsau lernte ich diese liebe Familie kennen, zu denen sich ein Band der Freundschaft entwickelte. Erhard wurde mir ein lieber Freund – über 30 Jahre bis heute. Ununterbrochen denkt er nun schon viele Jahre jeden Tag in seinen Gebeten an uns. Welch ein großer Reichtum, solche Freunde zu kennen, denen das Anliegen der Mission am Herzen liegt!

* * *

Schon seit Längerem war das Missionszelt in keinem guten Zustand mehr. Die Planen waren brüchig und die Bänke sanierungsbedürftig geworden. Wollten wir die Zeltmission weiterführen, so war es an der Zeit, ein neues Zelt anzuschaffen. Mir war klar, dass hierzu ein Wunder notwendig wäre, denn wir verfügten nicht über die Mittel dafür. Während eines Reisedienstes in der Schweiz kam ich in meine Heimatgemeinde in Neuenegg. Dort wurde ich darum gebeten, von der Missionsarbeit in Österreich zu berichten. Dabei erwähnte ich, in welchem desolaten Zustand das Missionszelt sei und wie ich darauf warten würde, dass der Herr Jesus jemandem den Auftrag ins Herz legen würde, uns ein neues Zelt zu kaufen.

An ebendiesem Abend war unter den Zuhörern ein Gast aus einer anderen christlichen Versammlung, ein Geschäftsmann, der bei meiner Verabschiedung der Besucher am Ausgang auf mich wartete, mir die Hand reichte und sagte: »Hier ist der Mann, der Ihnen ein neues Zelt schenken will.« Ich fragte ihn, ob er denn wisse, was ein neues Missionszelt mit sämtlichen Einrichtungen kosten würde. »Bruder Mauerhofer, bestellen Sie alles, was Sie benötigen, das Zelt samt der ganzen Einrichtung, und die Rechnung senden Sie mir.« Das Einzige, was ich dazu sagen konnte, war: »Der Name des Herrn sei gelobt!«

Allein optisch war das neue Missionszelt etwas Besonderes. Durch die neuen Zeltplanen drang viel mehr Licht in den Innenraum, als wir das vom alten Zelt gewohnt waren. Das faszinierende Baukastensystem mit den Bodenplatten ließ das Zelt wie einen schönen Saal erscheinen. Anstelle der Bänke hatten wir nun Klappsessel. Die Sitzordnung konnte so individuell gestaltet werden. Das Heizen bei kühler Witterung war ebenfalls einfacher geworden. Wie dankbar waren wir dem Herrn für dieses kostbare Geschenk!

* * *

Oft bat ich die Leser unserer Zeitschrift »Licht«, unsere Evangelisationsarbeit mit Gebeten zu unterstützen, so beispielsweise im Mai 1978 anlässlich einer Zeltmission mit meinem Bruder Erich: *»Wir sehen es als eine der besten Möglichkeiten, mit dem Missionszelt, das in den verschiedenen Orten des Salzburger Landes aufgestellt wird, Menschen zu Jesus zu rufen. Betet mit uns, dass der Herr in diesem Sommer Seinen Segen schenken möge. Wir bitten den Herrn um Bekehrungen.«* Jahr für Jahr riefen wir zum Gebet auf. So auch zur Zeltmission in Sankt Veit mit Willi Buchwald im Juni 1979, der zu folgenden Themen sprach: *Donnerstag: Ein Programm, welches das Leben verändert; Freitag: Ohne Gott – mit Gott; Samstag: Original oder Massenmensch? Sonntag: Eine persönliche Angelegenheit; Montag: Es muss niemand einsam sein; Dienstag: Sterben und dann? Mittwoch: Aberglauben – harmlos oder gefährlich? Donnerstag: Eine besondere Chance; Freitag: Leben – aber sinnvoll; Samstag: Was bringt die Zukunft? Sonntag: Eine wichtige Entscheidung.* Im selben Jahr fand Ende Juli in Zell am See und Ende August in Bischofshofen jeweils eine Zeltmission statt. Sämtliche Vorträge wurden auf Kassette aufgenommen und zum Verkauf oder Ausleihen angeboten. Diese Arbeit wurde von Dr. Erich hingebungsvoll betreut. Dieser Bruder war unaufhörlich darum bemüht, den Glaubensgeschwistern unserer Versammlung und in Bibelrunden Möglichkeiten zu bieten, sich anhand guter Tonkassetten im Wort Gottes weiterzubilden. Zudem erstellte er auch viele Evangelisationskassetten, die es dem Glauben fernstehenden Menschen ermöglichte, die biblische Botschaft zu hören. Die Glaubensgeschwister wurden ermutigt, von diesem großen Angebot Gebrauch zu machen.

In der Zeitschrift »Licht« wurden die Glaubensgeschwister stets über die Anliegen und den Verlauf der Missionsarbeit informiert. So zum Beispiel im August 1979: *»Jeder Einzelne von uns muss sich im Klaren sein, dass ein evangelistischer Einsatz mit dem Zelt niemals Aufgabe einzelner Christen sein darf.*

Jedes Glied in der Gemeinde ist gefordert, sich aktiv zu beteiligen. Für die Gemeinde Jesu vor Ort ist jede Evangelisation Saatzeit. Keiner von uns sollte nur Zuschauer sein. Es ist zu wenig, wenn wir zwei- oder dreimal für die Evangelisation beten. Wir müssen mehr tun. Unser Auftrag ist es, hinauszugehen auf die Straßen und an die Haustüren. Menschen sollen mit der froh machenden Botschaft von Jesus konfrontiert werden. Gott möge uns vor dem Schweigen bewahren. Noch einmal rufe ich jedes Glied der Gemeinde auf: Ob jung oder alt, helft alle mit und gebt Euer Bestes für den Herrn!«

Evangelisationseinsätze in dieser Größenordnung konnten nicht mit einigen wenigen Mitarbeitern durchgeführt werden. Unterstützung während der Zeltmissionen erhielten wir durch Jugendliche aus der Schweiz und OM-Teams – und überall halfen auch die Geschwister aus den örtlichen Bibelkreisen mit. An den Eifer der jungen Christen in jenen Jahren denke ich mit Staunen zurück. Auf den Straßen wurden christliche Lieder gesungen und mit Lautsprecherwerbung auf die Zeltmission aufmerksam gemacht. Durch das Aufhängen von Plakaten und Verteilen von Handzetteln wurde zu den einzelnen Veranstaltungen eingeladen. Manchmal waren wir mit einem Megafon durch die Dörfer, Märkte und Städte unterwegs. Der Vorteil dieser intensiven Lautsprecherwerbung war, dass in kurzer Zeit die gesamte Bevölkerung eines Dorfs oder einer Stadt erreicht werden konnte. Abends wurde die Arbeit des Evangelisten mit Lied und Wort unterstützt, sodass er niemals allein dastehen musste. Die Mission war ein Anliegen und eine Arbeit von uns allen.

Ein junger Mitarbeiter aus der Schweiz schrieb folgende Worte an die Versammlung im Pongau: *»Eine besondere Freude und Glaubensstärkung für mich war Eure Bereitschaft zur Mithilfe. Viele sind Abend für Abend treu da gewesen, oft von weit her, und haben einige ihrer Bekannten mitgebracht. Ich war bewegt über manches Zeugnis, das im Vorprogramm erzählt*

wurde, besonders von denen, die erst vor kurzer Zeit zum Glauben an Jesus Christus gekommen sind. Dabei war etwas von der ersten Liebe zum Herrn zu spüren. Möge Euch unser Herr in dieser ersten Liebe erhalten. Möge Euch der Herr alle in der Einheit des Geistes bewahren. »Bleibt in mir«, sagt Jesus.«

Durch die langjährige Erfahrung in der Öffentlichkeitsarbeit erstellte ich Zeitpläne und Arbeitslisten, die einen geordneten Ablauf gewährleisten sollten. Für die Durchführung der Zeltmission waren dies folgende Schlagworte: Gebet, mit der Gemeinde einladen, Plakate anbringen, Straßeneinsätze mit der Jugend (Singen), Zelt aufstellen (mit den Brüdern), Zeltdiakone bewachen das Zelt, Lautsprecherwerbung durch alle Ortschaften im Umkreis von ca. 20 km, Autoabholdienst durch Gemeindeglieder, Tonbandaufnahmen jeden Abend, Büchertisch vor und nach der Veranstaltung, Kinderstunden am Nachmittag, Zeugnisse jeden Abend durch Gemeindeglieder, Informationen neben oder vor dem Zelt mit großer Plakatwand, nach der Veranstaltung: Die Gläubigen sollen offene Augen und Ohren für Interessierte haben und Gespräche führen.

Ich skizzierte die Umriss des Landes Salzburg auf ein Blatt Papier und machte mir Gedanken darüber, wie sich das Missionsgebiet am besten einteilen ließe und welche Orte in der Missionsarbeit strategisch vorgezogen werden sollten. Hierzu unterteilte ich das ganze Arbeitsfeld in acht Regionen und notierte, wo es bereits eine Bibelrunde gab. 1978 hatten wir bereits 11 Bibelstunden pro Woche, aber diese reichten noch nicht aus, um das ganze Gebiet abzudecken. Es wurde immer schwieriger, im Zeitplan noch weitere Lücken zu finden. Der Arbeiter waren zu wenige. Häufig mussten die noch junggläubigen Brüder Bibelstunden halten.

* * *

1978 feierte der Tonbanddienst der Volksmission im Pongau sein zweijähriges Bestehen. Anlässlich dieses Jubiläums verfasste Erich einen Artikel für unsere Zeitschrift »Licht«: *»Liebe Geschwister! Zum nun 2-jährigen Bestehen unserer Tonbandmission möchte ich Euch einige Gedanken mitteilen. In dieser kurzen Zeit verfügen wir bereits über ein Repertoire von 500 Predigten bzw. Vorträgen, eine ganz beachtliche Zahl, die sich laufend erhöht! Für jeden Geschmack ist etwas dabei: evangelistische Predigten, Predigten zur Heiligung und Vorträge von bekannten Wissenschaftlern. [...] Nun einige Worte über die Anwendungsmöglichkeiten: 1. Zum Evangelisieren. Damit haben wir bisher die besten Erfolge gesehen. Es hat ja nicht jeder die Fähigkeit, die Frohe Botschaft so weiterzusagen, dass sie der andere auch begreifen kann. Auf diesen Evangelisationskassetten wird das Evangelium klar und verständlich verkündet; außerdem haben wir bei der Kassettenrückgabe eine Gesprächsbasis. 2. Zum Fortschreiten in der Heiligung. In Hebräer 12,14 können wir nachlesen, dass ohne Heiligung niemand den Herrn sehen wird. Ein ganz ernstes Wort! Und die Heiligungskassetten wären nun neben dem täglichen Bibellesen, den Bibelvorträgen und Predigten eine wertvolle Hilfe, im Glaubensleben fortzuschreiten. Denn wir wollen ja nicht nur dauernd Milch trinken, sondern auch einmal feste Nahrung vertragen können (1. Korinther 3,2).«*

Diese Tonbandmission wurde vom Angebot her stetig ausgeweitet und hatte noch viele Jahre Bestand.

Mission unter Kindern

Bereits 1966 war es meinem Bruder Erich und mir wichtig gewesen, in Vorarlberg die Kinder im Wort Gottes zu unterweisen. Zu jener Zeit gab es im Raum Bludenz noch keine bibeltreue Gemeinde, welche diesen Dienst als ihre Aufgabe hätte wahrnehmen können. Mit dem Beginn meines missionarischen Dienstes maß ich der Kinderstundenarbeit größte Priorität zu. Vor vierzig Jahren konnten die Kinder durch das Erzählen von biblischen Geschichten total begeistert werden.

Als Esther und ich 1973 als jung verheiratetes Ehepaar nach Sankt Johann im Pongau zogen, hatten wir den Wunsch, mit Kinderstunden zu beginnen. Zuerst wurden die Kinder aus unserer unmittelbaren Nachbarschaft eingeladen. Als der Raum zu Hause für die immer größer werdende Kinderschar zu klein wurde, mieteten wir öffentliche Säle.

Kinder sind sehr schnell zu begeistern. Sie haben ein sensibles Empfinden dafür, ob sie geliebt werden oder nicht. Sie sagen ohne Beschönigung offen heraus, was sie denken oder zu bemängeln haben. Diese Ehrlichkeit schätzte ich sehr. Die Kinderstunden waren so beliebt und populär, dass sie in Sankt Johann im Pongau und in Bischofshofen zu einer regelrechten Bewegung wurden. In Bischofshofen gab es für die große Kinderschar bald keine geeigneten Räumlichkeiten mehr. Selbst der Festsaal im Gasthof zur Post war zu klein. Wie dankbar waren wir, als uns die große Sporthalle, die Hermann-Wielandner-Halle in Bischofshofen, gratis zur Verfügung gestellt wurde.

In der Blütezeit jener Kinderarbeit hatten wir oft zweihundert Kinder, die begeistert den Erzählungen lauschten. Die Kinder wollten auch gerne beschäftigt sein, was für uns bedeutete, jede Woche für diese Kinderschar Bastelmaterial vorzubereiten. Dies tat hauptsächlich Esther. Oftmals waren

wir der Herausforderung fast nicht mehr gewachsen, mit einer munteren und oft wilden Kinderschar die Bastelarbeiten im Griff zu behalten.

Bald wurden wir bei den Kindern in Sankt Johann im Pongau und in Bischofshofen unter den Namen »Onkel Walter« und »Tante Esther« bekannt und beliebt. War ich zu diversen Erledigungen in der Stadt unterwegs, wurde ich des Öfteren auch von den Erwachsenen mit »Onkel Walter« angesprochen. Unsere Kinderarbeit wurde zum Stadtgespräch und bei vielen Leuten sehr geschätzt. Einige Eltern waren dankbar dafür, wenigstens einmal pro Woche einen freien Nachmittag ohne Kinder zu haben. Damals gab es noch sehr wenige Angebote für Kinder. Spielcomputer und Internet sollten erst später die Kinder faszinieren.

Zu den speziellen Höhepunkten gehörten die Kinderwochen im Gasthof zur Post in Bischofshofen, zu denen wir den Kindermissionar Christian aus der Schweiz einluden. Die Kinder liebten ihn ganz besonders. In Scharen eilten sie in den Festsaal, um den spannenden Erzählungen zu lauschen – bis zu hundert Kinder kamen jeden Nachmittag zu den Veranstaltungen. 1975 war für Esther, Vreni und mich die Zeit gekommen, die erste Kinderfreizeit am Hochkönig auf der Mitterbergalm zu organisieren. Schon lange war es unser Wunsch, mit 40 bis 50 Kindern eine Kinderfreizeit auf einem der Berge der Umgebung durchzuführen. Diese Kinderfreizeit erwies sich als großer Segen für die Kinder aus Sankt Johann im Pongau und Bischofshofen. Am Vormittag gab es Bibelarbeiten, nachmittags ausgedehnte Wanderungen und abends Missionsgeschichten.

1974 wurden wir von der Bibelschule Beatenberg angefragt, ob wir zwei Bibelschülerinnen als Praktikantinnen für zwei Sommermonate zu Diensten im Pongau einsetzen könnten.

Für die Unterstützung bei der stets wachsenden Kinderarbeit waren wir froh. Bald stellte sich heraus, dass eine der

Praktikantinnen mit Namen Marlies besonders darin begabt war, mit Kindern umzugehen. Wir hatten den Wunsch, Marlies würde nach ihrem Abschluss auf der Bibelschule in den Pongau kommen. Der Herr führte sie diesen Weg, und so kam sie 1975 zu uns. Mit ihr hat uns der Herr eine gesegnete Mitarbeiterin geschenkt. Marlies hat später die Verantwortung für die Kindermissionsarbeit übernommen. Ihre treue Mitarbeiterin in der Anfangszeit wurde Helen. Auch für unsere damals noch kleinen Kinder wurde Marlies zu einem besonderen Segen.

Ab 1975 bildeten die Kinderfreizeiten jeweils den Höhepunkt der gesamten Kinderevangelisationsarbeit. Diese Freizeiten boten die außergewöhnliche Gelegenheit, während einer Woche den Kindern das Wort Gottes vertraut zu machen. In diesen Jahren machten wir die Erfahrung, dass die Kinder nach Liebe hungern. Die liebevolle Atmosphäre des Familienkreises war zunehmend im Schwinden begriffen. Gerade in den vergangenen Jahren war das Zuhause, die Stätte, wo geliebt, gelebt und gelernt wird, zu einem bloßen Gelegenheitsquartier herabgewertet worden. Folglich fehlte in vielen Familien das eine, nach dem sich das Kind am meisten sehnt – die Liebe. Manche Kinder waren wie ausgehungert. Ihnen wurde auf den Freizeiten ein Zuhause geschenkt, wo sie geliebt und verstanden wurden.

Kinder haben einen fragenden Geist. Sie dürsten nach Antworten auf ihre Fragen, die auf sie einströmen. Sie suchen nach Gewissheit, besonders in geistlichen Dingen. Solch einen Ort des Suchens und Findens versuchten wir den Kindern durch die Kinderfreizeiten zu geben.

Die Wanderungen in die Berge weckten bei den meisten viel Freude. Doch größere Freude hatten wir daran, dass einige Kinder ihr Leben dem Herrn Jesus anvertrauten. In den Kinderstunden hörten sie Geschichten aus der Bibel. Die älteren Kinder stellten Fragen, die aufzeigten, wie sehr sie über die Dinge, die sie hörten, nachdachten. Großen

Anklang fand auch das Auswendiglernen von Bibelversen. Ein 12-jähriges Kind verfasste folgenden Rückblick: *»Auf der Kinderfreizeit war es sehr schön, und ich wäre gerne ein paar Tage länger geblieben. Die Wanderungen mit Onkel Thomas waren sehr schön, aber auch anstrengend. Wir spielten und lernten viel. Wir hörten von Jesus Christus, der für meine Sünden starb. Es sind spannende Geschichten, die ich aus der Bibel las. Endlich fand ich den Weg zu Jesus Christus. Es freut mich, jetzt keine Schuldenlast mehr tragen zu müssen und jetzt dem Heiland dienen zu dürfen. Auch Tante Esther bekommt ein Lob für das gute Essen. Onkel Walter erzählte uns eine schöne Geschichte, die »Pilgerreise«. Wir sangen viele schöne Lieder mit Tante Marlies und Tante Helen.«*

Ich wusste, dass die Kinder nach einer Freizeit bald wieder von ihrem Alltag und den heimischen Lebensgewohnheiten eingeholt würden. Aber ich wollte nicht, dass sie die hier gemachten Erlebnisse bald vergessen, sondern die Erinnerung daran immer wieder wachrufen könnten. So fertigte ich nach einer Kinderfreizeit in unserer Druckerei ein kleines Foto-Album mit Erlebnisberichten an und sandte es allen Kindern zu: *»Liebe Mädchen und Jungen! Zur Erinnerung an die fröhliche Gemeinschaft auf der sonnigen Kinderfreizeit schenke ich Euch heute dieses schöne Foto-Album. Bestimmt werden Euch diese vielen netten Bildchen Freude bereiten. Doch die größte Freude soll sein, dass viele von Euch durch das Hören des Wortes Gottes Jesus Christus als persönlichen Retter kennenlernen durften. Vergesst es nicht, täglich in der Bibel zu lesen und mit Gott zu sprechen. Wichtig ist es auch, die fröhlichen Kinder- und Jungscharstunden zu besuchen. Wir treffen uns jeden Freitag um 16 Uhr zur Kinderstunde und jeden Samstag um 14:30 Uhr zur Jungscharstunde. Auf ein Wiedersehen in unserem Haus Bodenlehenstraße 12, Bischofshofen freut sich Euer Onkel Walter.«*

Nach solchen Wochen war mein Herz aufgewühlt. So schrieb ich 1975: *»Wir stellen mehr und mehr fest, dass der Ort, an dem Jungen und Mädchen in erster Linie das Recht haben, Christus anzunehmen, seine wichtigste Pflicht ihnen gegenüber*

vernachlässigt. Die Familie, die dazu bestimmt ist, ein Bollwerk gegen den Unglauben zu sein, wird in steigendem Maße zu einer Brutstätte vorsätzlichen Unglaubens. Das Hinführen der Söhne und Töchter zu einer persönlich erlebten Heilserfahrung ist im Elternhaus vernachlässigt und anderen, oftmals uninteressierten Menschen überlassen worden. Ein tiefer Schmerz bedeutet dies für uns, wenn wir miterleben müssen, dass Kinder, die sich bekehrt haben, in ein Milieu zurückmüssen, wo man nichts von Jesus wissen will. Unsere Kinderfreizeiten bilden letztlich nur einen schönen Beginn für ein Kind mit Jesus, dessen weiteren Verlauf wir dann Gott überlassen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass eine Kinderfreizeit ohne intensive Weiterbetreuung der Kinder ein schnell aufloderndes Feuer darstellt, das aber bald wieder verlöscht.»

Marlies verstand es, fähige junge Leute für die Kindermissionsarbeit zu mobilisieren. 1979 übernahm sie die Verantwortung der Kinderfreizeiten und allgemein die Kindermissionsarbeit. Über die Jahre wurden die Kinderfreizeiten stets beliebter und mündeten schließlich in die große Zeltlager-Arbeit für Kinder und Jugendliche in Niedernsill im Pinzgau ein.

Kinder mit der Frohen Botschaft zu erreichen, war die vergangenen Jahre ein Schwerpunkt meines Dienstes gewesen. Dass Gott diesen Auftrag nun anderen Mitarbeitern anvertraute, war für mich Grund zur Dankbarkeit. Denn ich erhielt dadurch die Möglichkeit, mich in anderen Sektoren der Mission zu betätigen. Wer nicht gelernt hat, den Kindern das Evangelium verständlich zu verkünden, der wird auch bei Erwachsenen Mühe haben.

Ich bin Gott dankbar, wie er seinen Weg in meinem Leben bereitete, mich schulte und führte. Dank seiner Vorsehung konnte ich für meinen weiteren Dienst Möglichkeiten in Betracht ziehen, von denen ich in früheren Zeiten nicht zu träumen gewagt hätte.

In der jungen missionarischen Bewegung im Salzburger Land wurde auf eine gründliche Kinder- und Jugendarbeit

Wert gelegt. Heute werden im gesamten Salzburger Gebiet Sonntag für Sonntag einige Hundert Kinder im Wort Gottes unterrichtet. Einige, die damals als Kinder den Anfang der Kinderarbeit miterlebten, wuchsen im Glauben und gelten heute als Vorbilder in den Gemeinden.

* * *

Es ist erschütternd und zum Weinen, wenn man bedenkt, dass viele Kinder, deren Eltern an Jesus glauben, wenn sie ins Teenager-Alter kommen, ihr Interesse an Gottes Wort verlieren und oftmals nur noch den Eltern zuliebe die Versammlungen der Gläubigen besuchen. Natürlich braucht jedes Kind Gelegenheiten, seine Überzeugungen zu überdenken und sein vorgegebenes Leben zu hinterfragen. Doch was führt ein Kind aus der Gemeinschaft mit Jesus heraus?

Ein eindeutiger oder allgemein zutreffender Grund für diese Entwicklung lässt sich nicht ausmachen, dennoch muss ich sagen, dass es oft am Vorbild der Eltern mangelt.

Kleine Kinder sind von ihren Eltern, von allem, was sie tun und sagen, so sehr begeistert. Später, wenn das Kind zur Reife gelangt, beobachtet es alles, was im Elternhaus geschieht, aus einem eigenen und individuellen Blickwinkel.

Kein Kind wird sich auf Dauer vom frommen Auftreten seiner Eltern beeindrucken lassen, wenn diese zu Hause ein ganz anderes Verhalten an den Tag legen. Bewusst oder unbewusst werden diese Unterschiede registriert, und das Kind wird sie auf seine Weise deuten.

Doch damit soll und darf keineswegs ein allgemeines Urteil gesprochen werden. Viele Eltern leben ihr Leben in der Verantwortung vor Gott und müssen dennoch zusehen, wie ihre Kinder die Welt lieber gewinnen als den kostbaren Glauben an Jesus Christus.

Es tut in unseren Versammlungen not, dass wir Eltern

unser Christsein unter die Lupe nehmen und uns im Licht der Bibel prüfen, wie unsere Jesus-Nachfolge aussieht.

Welchen Platz hat der Herr Jesus in meinem Leben? Welche Priorität hat die Versammlung der an Christus Gläubigen? Welchen Stellenwert haben die eigenen Kinder in unseren Familien?

Für unsere Kinder sind wir Eltern einem hell erleuchteten Schaufenster gleich. Von den heranwachsenden Kindern werden wir ununterbrochen beobachtet. Hier bin ich mir meiner eigenen Fehler und meines Versagens in einigen Situationen sehr wohl bewusst. Nicht alles war heil und gut, und in keiner Weise war mein Leben das perfekte Vorbild für meine Kinder. Einige Male baten Esther und ich unsere Kinder um Vergebung, da wir uns bewusst waren, dass unsere Kinder auch uns auf Aufrichtigkeit prüften und wir für sie ebendieses Schaufenster waren.

Wir sollten uns bewusst sein, dass unser Wortschatz als Eltern von unseren Kindern übernommen wird. Die Zeit, welche uns als Eltern zur Verfügung steht, um Einfluss auf die Entwicklung unserer Kinder zu nehmen, ist, gemessen an der Lebenslänge eines Menschen, relativ kurz. Oftmals lassen sich schon Elf- bis Dreizehnjährige nichts mehr sagen. Darum möchte ich hier eindringlich zu bedenken geben: Wenn wir unsere Kinder nicht für den Herrn und seine Versammlung begeistern können, wird die Welt mit ihren faszinierenden Programmen unsere Kinder für ihre Ziele begeistern.

* * *

Im Januar 1976 schrieb ich ein Arbeitsbuch über sämtliche missionarische Dienste. Mein Verlangen war, einen kleinen Wegweiser für Missionspraktikanten und Bibelschüler herauszugeben.

In diesem Arbeitsbuch schrieb ich auch einige Worte zur evangelistischen Arbeit unter Kindern: »Die Wichtigkeit der

biblischen Geschichte: Die Botschaft der Bibel muss dem Kind bekannt gemacht werden. Es wird schwerlich von selbst nach der Heiligen Schrift greifen. Die sogenannten ›Lehrjahre‹ des Kindes sollen nicht allein für seinen späteren Beruf ausgenutzt werden, sondern vor allem für sein Verhältnis zu Gott. Das Kind hat ein natürliches Gottesbewusstsein, das durch die Lehre der Bibel gestärkt und vertieft werden kann. Es weiß von sich aus nicht, was ihm fehlt. Darum gilt es, nicht nur von Gott zu erzählen, sondern ihm die Möglichkeit zu geben, Ihn durch Jesus Christus kennenzulernen. Das Kind braucht eine bestimmte Kenntnis der biblischen Wahrheiten, um danach handeln zu können. Was es gehört hat, dringt in sein Gedächtnis ein. Es erweckt bestimmte Vorstellungen. Wissen bringt das Kind zur Überlegung und stärkt außerdem das Bewusstsein, zu Freude und Schmerz, Liebe, Hass, Zorn, Eifersucht, Jubel, Trauer oder Scham Stellung nehmen zu müssen. Dann soll sich das Gehörte im Willen auswirken, der zur Tat führt. Das geschieht nicht ohne Anreiz, durch Gefühl oder Verstand. Für das moderne Kind, das viele verschiedene Eindrücke, Stimmen und Bilder verarbeiten muss und oft in einer unruhigen häuslichen Atmosphäre lebt, ist das Hören auf das Wort Gottes nicht leicht. Dazu kommt der Widerstand des Feindes. Er benutzt alles, um das Wort Gottes wirkungslos am Ohr des Kindes vorbeistreichen zu lassen. Da aber Kinder auch heute noch gerne Geschichten hören, passen sie interessiert auf und nehmen so die Botschaft Gottes wahr. Wahrheiten, durch eine Geschichte illustriert, werden lebendig und wirklich. Sie prägen sich ein, denn das Kind freut sich, leidet und geht durch innere und äußere Spannungen eines Kampfes bis zum Schluss mit, wie die Personen, von denen erzählt wird. Das Kind beginnt nach der Bibel, in der so interessante Geschichten stehen, zu fragen. Ein Kontakt zum Wort Gottes wird hergestellt. Wenn das Kind in der biblischen Geschichte erlebt, was zum Beispiel als Folge des Gehorsams geschieht, wird der Nachahmungstrieb angeregt. Es würde sich gegen den direkten Befehl ›Du musst gehorchen! Du musst helfen!‹ auflehnen. Im Erzählen dagegen erreicht die Botschaft Got-

tes ungehindert das Herz des Kindes, weckt das Gefühl, beeinflusst den Willen und führt oft zur Tat.

Was für eine Botschaft braucht das Kind? Es wehrt sich gegen Moral. Damit wird es gerade in unserer Zeit überfüttert, ohne dass ihm die Kraft gezeigt wird, die solch ein Leben ermöglicht. Es geht deshalb nicht darum, eine Geschichte der Bibel zu finden, die den Gedanken erhärtet, den man dem Kind nahebringen möchte. O nein! Die Botschaft Gottes muss aus der biblischen Geschichte heraus wachsen.«

Gastfreundschaft

Gastfreundschaft ist eine der wirkungsvollsten Möglichkeiten, unseren Mitmenschen gegenüber Wertschätzung auszudrücken.

Mein Elternhaus war auch das Versammlungshaus des Evangelischen Brüdervereins in Neuenegg. So weit ich mich zurückerinnern kann, wurde im Haus meiner Eltern Gastfreundschaft gepflegt. Wir waren arm und hatten keinen Überfluss an Dingen des täglichen Bedarfs, dennoch musste niemand hungrig unser Haus verlassen.

In unserem Haus hatten wir für unsere Gäste ein sogenanntes »Prophetenstübchen«, das hauptsächlich als Gästezimmer diente. Auch auf dem Dachboden war ein kleines Zimmer zur Beherbergung der Gäste eingerichtet worden. Die Reiseprediger waren damals hauptsächlich mit der Eisenbahn unterwegs. Bei längeren Reisen waren einige von ihnen froh, wenn sie am Sonntagabend nach der Versammlung in unserem Haus Unterkunft finden konnten. Vom Bibelwissen dieser Brüder durften wir Kinder viel profitieren. Hielt sich einer dieser Evangelisten bei uns auf, so wurde bei Tisch fast ausschließlich über Gottes Wort gesprochen. Sie erzählten auch aus ihrem Leben und nahmen selbst Anteil an unseren Alltagsfreuden und -sorgen. Auf diese Weise wurde die Gastfreundschaft zum Segen für unsere ganze Familie.

Die Erinnerung an einen anderen unserer Gäste ist mir ebenfalls noch sehr lebendig – es war der zwanzigjährige Samuel. Er kam von einer befreundeten Bergbauernfamilie aus dem Berner Jura für einige Wochen zu uns. Samuel hatte Krebs, und diese schwere Erkrankung verursachte ihm großes Leiden. Zwar habe ich in meinen jungen Jahren die Ausmaße dieser Krankheit nicht so recht verstanden, doch er-

lebten wir Geschwister, welch große Opfer meine Mutter in der intensiven Pflege brachte. Mit viel Liebe und Fürsorge wurden die Wunden auf Samuels Körper verbunden.

Es war damals die Zeit der Hausierer, die mit ihren Tragkörben auf den Rücken unterwegs waren und ihre Ware feilboten. Den armen, oft leidenden Hausierern war bekannt, dass bei Mauerhofers in Neuenegg niemand weggeschickt wurde, der an die Tür klopfte. Welch erbärmliche Gestalten kamen da oft zu uns. Ungewaschene Leute, stark nach Schweiß riechend, saßen mit uns am Mittagstisch und genossen mit großem Appetit das einfache Essen. Trostvolle Worte meiner Eltern und aufmunternde Gespräche gaben diesen armen Menschen Mut und neue Kraft.

Eine wertvolle Erfahrung für mich als Kind war die Gastfreundschaft meiner Eltern für jene alten Menschen, die bei uns ihren Lebensabend verbrachten. An eine alte Frau erinnere ich mich besonders gut. Wir nannten sie »Mama«, obwohl sie nicht mit uns verwandt war. Sie war für uns alle wie eine liebe Großmama. Trotz ihres hohen Alters nahm sie Anteil an unserem Leben und passte sich an unsere Familiensituation an. Das Sterben und Heimgehen in die Herrlichkeit unserer lieben älteren Gäste war für mich als Kind stets ein einprägsames Erlebnis. Natürlich war es für meine Eltern nicht immer leicht gewesen, neben allen anderen täglichen Arbeiten auch noch ein bescheidenes Pensionistenheim zu führen.

* * *

Bevor Esther und ich heirateten, war es unser Wunsch, später einmal ein offenes Haus für Gäste zu haben, überzeugt davon, dass auf Gastfreundschaft der Segen Gottes liegt. Die erste Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Nach unserer Hochzeit hatten wir die kleine Dachwohnung im Dr. Untersteinerweg in Sankt Johann bezogen und bald schon

meldete sich der erste Gast. Er sei Peter aus dem Lungau und benötige dringend für einige Tage Unterkunft. Dass er dann nicht mehr gehen wollte, damit hatten wir beide nicht gerechnet. Mit seiner selbst ernannten Frömmigkeit hatte er nicht viel zu tun. Bald fühlten wir uns von ihm ausgenutzt.

In dieser ersten Gastfreundschafts-Prüfungszeit wurde ich in großes Staunen über Esther versetzt. Mit welcher Liebe, Freundlichkeit und Hingabe sie in dieser Sache bereit war zu dienen, sollte mich immer wieder neu beeindrucken.

* * *

Seit 1973 beherbergten wir viele Gäste in unseren Wohnungen und Häusern. Längst können wir uns nicht mehr an alle Personen erinnern. Es waren OM-Teams, Jugendgruppen und Gäste aus der Schweiz und Deutschland, später auch aus dem Inland, viele Praktikanten, die oft über einige Monate bis zu mehreren Jahren bei uns wohnten, viele Freunde und Bekannte und solche, die Hilfe benötigten – sie alle waren willkommen und nahmen an unserem Familienleben teil. Oft glich unser Zuhause einem Bienenstock – es war ein Kommen und ein Gehen. Wir möchten diese Zeiten der Gastfreundschaft niemals missen.

Als wir in Bischofshofen wohnten, wusste man nach kurzer Zeit am ÖBB-Bahnhof, dass arme Heimatlose, die sich am Bahnhof herumtrieben, bei uns Unterschlupf finden würden.

Es gingen viele gesegnete Persönlichkeiten bei uns aus und ein. Wir führten kein Gästebuch, doch so mancher eindrückliche Besuch bleibt in lebendiger Erinnerung.

Der hohe Wert der Gastfreundschaft kann in unserer Zeit nicht genug betont werden. Großer Segen fließt aus solchem Dienst – wer sich darauf eingelassen hat, wird es bestätigen können.

Wir machten uns Gedanken, wie ein Haus eingerichtet sein sollte, damit sich die Gäste darin wohlfühlten. Sicher-

lich liebt jede Familie individuell ihren eigenen Stil. Junge Eheleute lieben anfangs die einfachen Möbel. Dagegen bevorzugen Ehepaare im mittleren Alter, wenn ihre Kinder erwachsen werden, eine stilvollere Einrichtung. Die Devise dabei sollte sein, dass Arm und Reich, aus jeder Berufssparte und egal von welchem Hintergrund, einfach jeder, sich bei den Gastgebern wohlfühlen sollte. Letztendlich ist es nicht die Einrichtung einer Wohnung, die sich auf die Gäste wohltuend auswirkt, sondern viel mehr das Wesen und die Liebe der Gastgeberfamilie. Der Besucher oder der geladene Gast soll spüren und wissen, dass er so, wie er ist, angenommen und geschätzt wird. Er sollte nicht das Empfinden haben, der Gastgeberfamilie zur Last zu fallen.

Durch gelebte Gastfreundschaft können Christen missionarisch mehr bewirken, als sie es erahnen.

Als einige Jahre später mein Schwiegersohn Oliver und ich für einige Tage in den USA weilten, hatten wir die Gelegenheit, bei einigen gläubigen Familien die Gastfreundschaft zu genießen. In Seattle war an einem der Häuser über der Eingangstür eine Keramiktafel mit den Worten »Gordys Nestwärme« angebracht. Welch ein lieblicher Spruch! Mit großer Freude gingen wir auf die Haustür zu und wurden mit einer überströmenden Herzlichkeit empfangen. Wie Könige wurden wir aufgenommen, und in den weichen Polstersesseln im Wohnzimmer versanken wir schier ins Bodenlose. Wir waren einfach zu Hause.

* * *

Meine Frau Esther lebte in den Jahren unseres gemeinsamen Lebenswegs Gastfreundschaft, wie ich es zuvor von keinem anderen Menschen gesehen hatte. Sie ist eine wunderbare Dienerin.

Was bei Esther hervorleuchtet, ist ihre vorbildliche Opferbereitschaft. Gäste sollten sich angenommen und wohl füh-

len. In der kalten Jahreszeit wurden die Gästezimmer schon einige Tage zuvor geheizt, damit die Betten warm waren. Der Gast sollte spüren, dass er herzlich willkommen und von uns geliebt war. Auf das Kopfkissen wurden ein kleines Präsent und ein Kärtchen mit einem Bibelspruch und einigen persönlichen Worten gelegt – so wurde die Wertschätzung dem Gast gegenüber ausgedrückt. Der schlicht geschmückte Esstisch und liebevoll zubereitete Speisen – das tat jedem Gast gut. Was mich bei Esther begeistert, ist ihr gutes Gedächtnis. Von vielen unserer Gäste wusste sie deren Lieblings Speise auswendig, selbst wenn sie schon lange – manchmal mehrere Jahre lang – nicht mehr bei uns gewesen waren. Die vielen Geburtstage wurden niemals vergessen. Dadurch erwies sie, ohne es selbst wahrzunehmen, dem Gast gegenüber die höchste Wertschätzung. Es kommt nicht darauf an, wie teuer oder aufwendig etwas ist, sondern vielmehr, ob es in Liebe getan wird. Manchmal genügt eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen.

Mit ihrer liebevollen, mütterlichen Art hinterließ Esther bei vielen Menschen Segensspuren. Vor allem bei unseren Kindern. Sie ist eine Frau, die sich gerne im Hintergrund aufhält. Sie wollte nie im Rampenlicht stehen und suchte auch nicht die Ehre von Menschen. Ihre wahre Größe ist ihr gelebtes Zeugnis. In ihrer Nähe fühlt man sich wohl. Mein Dienst war und ist ohne den selbstlosen Dienst meiner Frau unvorstellbar.

Die Missionsarbeit weitet sich aus

Im Mai 1977 wurde im »Salzburger Volksblatt«, einer bekannten Tageszeitung, folgender Artikel über unsere Arbeit veröffentlicht: Salzburger Volksblatt, Mai 1977: »Die Volksmission im Pongau – Keine Sekte – Eine wahrhaft ›gute Saat‹. St. Johann. Als Erstes sei klargestellt, dass die Volksmission keine Sekte ist. Sie ist nicht in den Pongau und Pinzgau gekommen, um eine neue Religion oder Kirche zu gründen. Ihre wichtigste Aufgabe besteht darin, den Menschen die Bibel – Gottes Wort – zu bringen. Die Volksmissionare dürfen selbst täglich erfahren, wie der lebendige Gott durch sein Wort, die Bibel, zu ihnen spricht, sie leitet und führt. In der heutigen, turbulenten Welt kann nur der Mensch seinen Lebensweg glücklich und sicher gehen, der den richtigen Kompass, die Bibel, und damit Jesus Christus hat. In den vergangenen Jahren konnte die Volksmission durch eine große Kalender-Geschenk-Aktion weite Gebiete mit der guten Nachricht erreichen. Der Kalender ›Die gute Saat‹ ermuntert den Leser ganz besonders dazu, die biblischen Wahrheiten ernst zu nehmen und ein sinnvolles und erfülltes Leben zu leben. Auch wurden in diesem Zusammenhang den Bergbauernfamilien Samen für ihren Gemüse- und Blumengarten geschenkt. Großes Aufsehen wurde dabei erregt, als dieses ausgesprochen gute Qualitätssaatgut noch nie da gewesene Ernte einbrachte. Mit dieser Geschenk-Aktion möchte die Volksmission einer weiten Landbevölkerung zeigen, dass es überzeugte Christen gibt, die nicht nur auf ihren Vorteil bedacht sind, sondern die vielmehr bereit sind, nach dem großen Vorbild Jesus Christus zu handeln. Einen besonders großen Wert legt die Volksmission auf die Jugend- und Kindermission. Denn gerade in dieser Zeit ist die Jugend sehr gefährdet und braucht deshalb ein gutes Fundament, worauf sie ihr späteres Leben aufbauen kann. In Kinderstunden werden fröhliche Lieder gesungen, spannende Geschichten erzählt

und gebastelt. Die Aufgaben der Volksmission sind vielseitig und praktisch und vor allem den biblischen Maßstäben entsprechend. Millionen Menschen der verschiedensten christlichen Glaubensgemeinschaften und Kirchen durften in den letzten 2000 Jahren die beglückenden Erfahrungen machen: Jesus Christus schenkt die Gewissheit des ewigen Lebens. Jesus gibt Sinn und Ziel im Leben. Jesus spricht in der Bibel, der Heiligen Schrift, zu uns. Wenn Sie mehr erfahren möchten, dann wenden Sie sich an die Volksmission im Pongau und Pinzgau.»

Natürlich wurden auch andere Stimmen abgedruckt, die uns einer Sekte überführen wollten, manchmal in freundlichem Ton geschrieben, dann wieder heftiger. Aber in dieser Spannung hatten wir unsere Arbeit zu tun und wollten darin nicht müde werden, das Wort Gottes zu verkünden, das sich selbst verteidigt.

Im Mai 1978 schrieb ich meinen Missionsfreunden: *»Nichts ist für mich so ermunternd als dies, eine treue, betende Gemeinde in der Heimat zu wissen. Dies gibt uns große Freude, trotz mancher Schwierigkeiten mutig und getrost vorwärtszugehen. In diesen Tagen ist es genau fünf Jahre, seit meine Frau und ich im Pongau den missionarischen Dienst beginnen durften. Rückblickend auf diese Zeit dürfen wir mit dankbarem Herzen sagen: »Der Herr hat Großes getan, dessen sind wir fröhlich.« Die größte Freude unseres Lebens ist, wenn wir sehen dürfen, dass Sünder den Weg zu Jesus finden. Liebe Missionsfreunde, betet täglich für uns und all die Mitarbeiter, die uns der Herr gegeben hat. Der Herr segne Euch!«*

Wie brannte mein Herz danach, den Menschen das Evangelium weiterzusagen. Gott hatte mich durch all die vergangenen Jahre zu dieser Zeit an diesen Ort geführt. Hier wollte ich nun stehen und alles für ihn geben.

»Licht«, Bischofshofen, Januar 1979: »»Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur«, Markus-Evangelium 16,15. Liebe Missionsfreunde, mit dem Wort aus dem Markus-Evangelium grüße ich Euch herzlich. Die tragende Mitte dieser

Botschaft ist der auferstandene und lebendige Herr! So groß und so weit ist die Aufgabe gefasst, dass die ganze Erde in dem Gesichtskreis einbezogen ist. Der Herr sendet seine Boten, seine Herolde mit der Freudenbotschaft hinaus in alle Welt und verheißt ihnen seinen machtvollen Beistand.

Die Aufgabe, einer christusfernen Menschheit das Evangelium zu verkündigen, ist unübersehbar groß. Niemals könnten wir diesem Auftrag gerecht werden, wenn wir nicht wüssten, dass der Herr als der Wirkende und Segnende die nötige Ausrüstung schenken würde. Im Rückblick auf die Bauernmission in den vergangenen Wochen wird mir die Verantwortung neu bewusst, allen Menschen in allen Häusern die Friedensbotschaft Jesus bekannt zu machen.

Ein jedes Einzelne von uns sollte sich persönlich fragen, welche Möglichkeiten zur Verbreitung des Evangeliums genutzt werden könnten. Lasst uns eilen mit der Botschaft, die uns Jesus anvertraut hat, damit noch viele Menschen aus der Macht der Sünde errettet werden. Der Herr möge zu allen Diensten im Februar seinen reichen Segen schenken.«

* * *

Persönlich komme ich aus einer Generation, die großen Wert auf evangelistische Aktivitäten legte. Im Evangelischen Brüderverein, in dem ich groß wurde, wurde jedes Jahr eine Evangelisationswoche veranstaltet. Eine ganze Woche lang fanden jeden Abend evangelistische Vorträge statt, zu denen in einem weiten Umkreis mit Einladungszetteln und Zeitungsinseraten eingeladen wurde. In meiner Kinder- und Jugendzeit erlebte ich auch die evangelistischen Feldzüge des Janz-Teams in der Festhalle in Bern mit. Später, als ich bereits in Innsbruck wohnte, hatte ich das Privileg, bei einer Großevangelisation mit Anton Schulte mitzuhelfen. Immer schon begeisterte mich die Evangelisationsarbeit.

Es gehört zur Aufgabe der Gemeinde, an die Öffentlich-

keit zu treten, um die Menschen für Jesus zu gewinnen. Jegliche Art von Evangelisation erfordert Einsatz an Zeit und Geld, vor allem aber an Hingabe der Gemeinde. Jeder Christ ist darin gefordert, mit seinen Begabungen diese Arbeit zu unterstützen. Für junge Christen ist das öffentliche Bezeugen des Namens Jesus eine große, aber auch segensreiche Herausforderung.

Es gestaltete sich nicht einfach, mit der im Jahre 1976 noch kleinen Gemeinde im Pongau eine evangelistische Großveranstaltung zu organisieren. Wir mieteten den großen Festsaal in Sankt Johann im Pongau für eine ganze Woche, und als Referenten luden wir Wilhelm Pahls ein. Die Erwartung, dass der Herr Jesus seinen Segen schenken möge und Menschen zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus finden, war bei allen Geschwistern präsent.

Zuerst machten wir uns Gedanken über die Werbung – Einladungen, Postwurf, Zeitungsinserate, Plakate, Werbung im Radio. Wir zogen dabei sämtliche Möglichkeiten in Erwägung. Alle bibeltreuen Gemeinden in einem weiten Umkreis wurden informiert: in Salzburg die Volksmission und die Mennonitengemeinde, in Bad Ischl die Baptistengemeinde und die Bibelkreise in Schladming und Saalfelden u. a.

Durch die Bauern- und Zeltmission hatten wir Freunde und Bekannte im gesamten Pongau, die wir privat zu den Veranstaltungen einladen konnten. Für Goldegg, Goldegg Weng, Sankt Veit im Pongau, Schwarzach, Werfen, Werfenweng, Wagrain und Flachau boten wir einen kostenlosen Abhol- und Rückfahrdienst an.

Als es Mitte April so weit war, ließ mich die große Besucherzahl Abend für Abend erstaunen. Viele Bauernfamilien hatten die Einladung angenommen. Manche fuhren gar bis zu hundert Kilometer, um die Botschaft zu hören. Die Evangelisation brachte aber auch großen Widerspruch vonseiten der katholischen Kirche mit sich, was uns jedoch nur

noch mutiger machte, das Evangelium ohne Furcht zu verkündigen. Die klare Lehre über die Errettung durch Jesus Christus erreichte die Herzen der Zuhörer. Wilhelm Pahls forderte die Hörer auf, sich von ganzem Herzen zu Jesus zu bekehren und ihr Leben mit Gottes Hilfe verändern zu lassen. Jeden Abend folgten Leute der Einladung, im Ausspracheraum Platz zu nehmen, wo ihnen das Evangelium noch deutlicher erklärt werden sollte und die Möglichkeit zu weiteren Fragen bestand.

Ich ermutigte die Geschwister der Gemeinden, eifrig dafür zu beten, dass die Neubekehrten in den Gemeinden Heimat finden. Wilhelm schrieb mir im Rückblick auf diese Tage: *»Ich bin wieder von einer langen Reise zurückgekehrt. Mein Herz ist immer noch ganz voll von all den herrlichen Erlebnissen der letzten Tage. Der Herr hat uns buchstäblich über Bitten und Verstehen beschenkt. Dass ich so etwas einmal in Österreich – und dann noch im Pongau – erleben würde, hätte ich vorher kaum zu glauben gewagt. Aber unser Herr ist immer noch derselbe, ein Gott, der Wunder tut, ein liebender Vater, der seine Kinder gern überrascht.«*

Ich dachte in diesen Tagen sehr intensiv darüber nach, warum so viele von den erweckten Menschen wieder zurück in die katholische Kirche gingen. Bei genauerem Nachdenken darüber meinte ich zu verstehen, warum dies so kam. Meines Erachtens hatten diejenigen, die eine Entscheidung für Jesus getroffen hatten, zu wenig erkannt, wie sie vor Gott als verlorene Sünder stehen und nur durch die Gnade allein Errettung und Hilfe finden können. Auf der anderen Seite hatte die katholische Kirche natürlich für kräftigen Gegenwind gesorgt. In diversen Kirchenblättern wurde gegen unsere Missionsarbeit geschrieben. So zum Beispiel im Rupertusblatt vom 28. Mai 1978: *»So eine Predigt hätte ich in der Kirche auch halten können.« Dies meinte ein Kaplan aus dem Pongau zur ›Seriosität‹ des Gesagten, aber warnten zugleich vor dem weiteren Besuch: »Obwohl wir nicht gegen die Volksmission*

schimpfen wollen, müssen wir doch eher warnen, ist ein Pfarrer überzeugt.« Im gleichen Artikel wurde auch die Behauptung aufgestellt, dass wir den Kirchen die Leute wegnehmen würden: *»Den größten Zulauf dürfte die Volksmission von Leuten haben, die noch irgendwie kirchlich gebunden sind, während sie Fernstehende kaum erreichen. Da helfen auch Hausbesuche des Volksmissions-→Chefs nicht viel, der dabei im Jahr um viele Tausend Schilling Saatgut an seine Zuhörer verschenkt.*« Einerseits hatten sie recht, denn unter »irgendwie kirchlich gebunden« konnte man sehr viel verstehen, aber es entsprach dank Gottes Gnade nicht der Tatsache, dass die Kirchendistanzierten nicht erreicht wurden.

Ich erkannte, wie wichtig es ist, mit denen, die an der Botschaft Jesu interessiert sind, fortlaufend in der Bibel zu lesen – beispielsweise das Johannes-Evangelium. Der Katholik jener Zeit kannte die Bibel nicht. Er wurde nicht dazu ermutigt oder angeleitet, Gottes Wort gründlich und dauerhaft zu studieren. Es sind nicht die äußeren Handlungen einer Taufe, Firmung oder Kommunion, die den Menschen mit Gott versöhnen. Die Versöhnung liegt allein in der Buße und Bekehrung zu Jesus Christus; findet jemand den Weg zur Quelle, so kann ihm diese Wahrheit durch den Heiligen Geist vermittelt werden.

Es war uns wichtig, jene Menschen, die eine Entscheidung für Jesus getroffen hatten, zu weiteren Vorträgen einzuladen und Glaubensgespräche zu führen. Eine hierauf oft gehörte Entgegnung lautete, dass sie sich bekehrt hätten und nun weiterhin zur Messe gehen würden. Es erschütterte mich, wie viele Leute demnach nicht verstanden hatten, was eine Lebensübergabe an den Herrn Jesus bedeutet. Warum dies? Und was hätten wir anders machen sollen? Wo haben wir in unserem Eifer zu wenig Rücksicht genommen? Viele Fragen bewegten mich.

* * *

Wie über all die Jahre der Missionsarbeit hatten wir im Jahr 1978 einen Praktikanten bei uns im Pongau. Klaus wurde später ein sehr begnadeter Gemeindegründer in der Schweiz. Am Ende des Praktikums war mir stets wichtig zu vernehmen, welche Eindrücke von den Monaten des Einsatzes geblieben waren. Er schrieb im August 1978: *»Da es für mich das erste Praktikum war, fuhr ich mit gemischten Gefühlen nach Bischofshofen. Was wird mich erwarten? Kann ich mich in die Mentalität der Österreicher einfühlen? Bin ich den Anforderungen gewachsen? Für mich wurde das Praktikum in jeder Beziehung sehr lehrreich. Durch die Hausmission lernte ich die mühevollen Arbeit eines Pioniermissionars kennen. Durch die Bauernmission (besonders das Verschenken von Kalendern und Samen) wurde mir bewusst, wie viele Möglichkeiten es gibt, mit den Menschen in Kontakt zu kommen. Wie groß das Arbeitsgebiet ist, das ein Missionar alleine zu bewältigen hat, wurde mir bewusst durch die vielen Kilometer, die ich mit dem Auto unterwegs war. Lehrreich war für mich auch die Vorbereitung für die Zeltevangelisationen. Das aktive Einladen, Plakatieren, Telefonieren und Schreiben, um die Leute zu bewegen, ins Zelt zu kommen. Man darf sich dann aber auch an der Frucht freuen, wenn Menschen Jesus finden. Durch den Dienst in den Bibelstunden kam ich nicht nur in den Genuss der Freude, das Wort Gottes weitergeben zu dürfen, es war manchmal auch eine Prüfung für mich. Sage ich es richtig? Können die Zuhörer es verstehen? Ist es ihnen eine Hilfe? Ich gehe dadurch mit einem ganz neuen Ansporn zur Schule zurück. Da fast jeden Abend in einem der umliegenden Orte eine Bibelstunde ist, sah ich, welche Anforderungen an einen Missionar gestellt sind. Die praktische Arbeit war für mich eine gute Abwechslung. Da ich sowohl des Druckens als auch der Gartenarbeit unkundig war, konnte ich auch hier noch einiges lernen. Besonders beim Drucken sah ich, welche Möglichkeiten mit einer einfachen Maschine gegeben sind. Durch die Gemeinschaft in den Gemeinden lernte ich die Freuden und Leiden einer Gemeinde*

kennen und mich in die Gemeinde einzufügen, um an ihren Anliegen mittragen zu können. Ich staune einfach, wie nahe mir nun die Geschwister aus dem Pongau und Pinzgau stehen, die mir vor vier Monaten noch völlig unbekannt waren. Es ist mein Gebet, dass der Herr die Geschwister hier weiter segnet und noch viele Jesus als ihren Retter erleben.«

Die Arbeit war groß und viel, aber ich wollte nicht ermüden. Immer wieder bemühte ich mich, meine Glaubensgeschwister zu motivieren. So auch im September 1978: »Meine lieben Missionsfreunde! Mit diesem Schreiben möchte ich Euch dazu ermuntern, in diesem Monat die Gottesdienste und Bibelstunden treu zu besuchen. Ich freue mich, wenn ich sehen darf, dass ein Hunger nach dem Wort Gottes zu verspüren ist. Ein Kind des Allerhöchsten sollte ja von einem Verlangen nach Gemeinschaft mit ihm erfüllt sein. Lassen wir uns nicht von den weltlichen Dingen betören. Wir wollen bewusst alle Gleichgültigkeit dem Wort Gottes gegenüber meiden. Wenn Sünde sich in unserem Leben eingeschlichen hat, wollen wir sie bereuen und durch die Kraft des Blutes Jesu wegwaschen lassen. Unser Leben soll ein Gott geheiligtes Leben sein. Ein Leben Ihm zum Preis und zur Ehre seines heiligen Namens. Ganz herzlich danke ich einem jeden von Euch für das Verständnis, das mir der Dienste wegen entgegengebracht wird. Leider ist es mir der Überbelastung wegen nicht mehr möglich, jeden dieser vielen Dienste selbst zu tun. Wir gehen ja nicht in die Bibelstunde wegen diesem oder jenem Redner. Wir gehen unter Gottes Wort, weil wir die Gemeinschaft mit dem Herrn brauchen. Bitte, liebe Geschwister, betet für mich und die große Arbeit. Ganz herzlich danke ich Euch für Euer Mittragen in jeglicher Hinsicht.«

Und im August 1979: »Liebe Gemeinde! Mit unserem Monatsspruch ›Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter‹ wird uns die große Verantwortung einer verlorenen Welt gegenüber gezeigt. Jesus sagt uns diese Worte. Eines müssen wir uns bewusst sein, dass wir in unseren Tagen, wie nie zuvor, Möglichkeiten zu Verfügung haben, Gottes Wort weiterzugeben. Es stimmt

mich traurig, wenn ich sehe, wie viele Christen ihre Zeit oft für weltliche und vergängliche Dinge verwenden. Eines wiedergeborenen Christen Pflicht ist es, ›Menschenfischer‹ zu sein. Menschen müssen wissen, dass sie ohne Jesus, ohne Wiedergeburt für ewig verloren sind. Jetzt wollen wir unsere Zeit, die uns zur Verfügung steht, auskaufen. Wenn die Welt uns verachtet und verspottet, so wollen wir trotzdem den Mut nicht verlieren. Das Geheimnis eines fruchtbaren Lebens und Dienstes für den Herrn besteht darin, dass wir uns lösen lassen von all dem, was uns träge machen möchte im Dienst für Jesus.«

In jener Zeit hatte ich den Eindruck, als würde Gott in unserem gesamten Land Türen zur Wortverkündigung öffnen. »Licht«, Bischofshofen, September 1979: »Der Monatspruch, ›Siehe ich habe vor dir gegeben eine offene Tür‹, will uns allen Gottes unendliche Güte vor Augen führen. Er ist es, Er allein, der uns Türen öffnen kann. Für uns ist es wichtig, dass wir diese geöffneten Türen sehen und auch dementsprechend handeln. Offene Türen im ganzen Land Österreich: Wenn wir in unserem Land Österreich die missionarische Situation betrachten, dann dürfen wir staunen und bezeugen, dass uns der Herr Jesus eine weit geöffnete Tür geschenkt hat. Von überall her erreicht uns die Nachricht, dass sich Menschen bekehren. Dies ist ein Grund zur Freude! Offene Türen im Salzburger Land: Die Zeltmissionseinsätze in den letzten Monaten dürfen wir als offene Türen betrachten. Einige verlorene Sünder fanden den Weg zu Jesus Christus. Diese Tatsache bedeutet für mich, dass der Herr im Salzburger Land eine besondere Gnadenzeit geschenkt hat. Die offenen Türen sind eine Herausforderung für uns: Liebe Gemeinde, für uns bedeutet dies, den äußersten Einsatz an Hingabe für die Sache des Herrn zu leisten. Wir dürfen angesichts der großen Not einer verlorenen Menschheit um uns nicht mehr unseren Alltag gelangweilt dahinfriren. Wir sind aufgefordert, in Ergebenheit für den Herrn zu wirken. Die Türen werden bald geschlossen werden. Vielleicht schon sehr bald, deshalb lasst Euch rufen, mitzuhelfen im Reich Gottes. Vor allen Dingen, liebe Geschwister, werdet Beter

und Beterinnen, Menschen, die täglich mit Bitte und Flehen vor das Angesicht Gottes treten.«

Schon frühzeitig wurden die Zeltmissionseinsätze für das Jahr 1980 geplant. Bereits Anfang August standen die Ortschaften fest: Saalfelden, Ramsau am Dachstein, Mauternsdorf, Sankt Veit, Schüttdorf, Bischofshofen.

* * *

Schon über längere Zeit hatte sich mein Wunsch nach einem Mitarbeiter zunehmend verstärkt – jemand, der mir bei den Bibelstunden behilflich sein könnte. Nach einiger Zeit des Wartens wurde mir Thomas zur Seite gestellt. Er selbst war noch jung im Glauben, aber voller Eifer und Liebe für die verlorenen Menschen. Er stand mir auf all meinen Reisen und Diensten mit ganzer Hingabe zur Seite und war für Esther und mich wie ein eigener Sohn. Seine Liebe zu Jesus und seine Hilfsbereitschaft fanden kaum ihresgleichen. Trotz seinen jungen Jahren wurde er für die noch kleine Gemeinde zu einem leuchtenden Vorbild. Dennoch blieb der Wunsch unserer kleinen Schar nach einem zusätzlichen, an Jahren reiferen Mitarbeiter, denn manche Herausforderung war für den jungen Thomas noch eine Überforderung. So baten wir Gott um sein Helfen.

Dieses Anliegen beschäftigte mich so sehr, dass ich eines Nachts einen interessanten Traum hatte: In die kleine Gemeinde in der Mühlgasse in Sankt Johann im Pongau kam ein junger Mann. Er stellte sich uns als überzeugter Christ vor. Im Anschluss an meine Predigt bat ich ihn, er möge uns seine Bekehrungsgeschichte erzählen. Seine Worte waren so bewegend, dass ich im Traum dem Herrn dankte, solch einen fähigen Mann an die Seite gestellt bekommen zu haben.

Über diesen bemerkenswerten Traum wurde ich wach und musste sogleich mit Esther darüber reden: »Esther, ich

habe eben von meinem zukünftigen Mitarbeiter geträumt. Er ist von Gott in besonderer Weise ausgerüstet und gesegnet, um seinen Dienst in unserer Gemeinde zu tun.« Oder würde dieser Fernblick lediglich ein Traum bleiben?

Einige Wochen darauf, es war kurz vor dem Mittagessen, da händigte uns die Post einen Briefumschlag aus. Er enthielt ein Schreiben von Johan van Dam, dem Leiter der OM in Österreich, und einen beigelegten Brief aus den USA. Ein Mann aus den USA namens Peter Reichholf richtete an Johan van Dam die Frage, ob ihm bekannt sei, ob es in seiner Heimat in Sankt Veit im Pongau oder in der Nähe des Ortes eine Bibelstunde oder Sonntagsversammlung gäbe. Johan leitete diesen Brief an mich weiter. Diese Anfrage begeisterte mich so sehr, dass ich nicht mehr imstande war zu essen. Voller Freude stand ich vom Mittagstisch auf und sagte zu Esther, dass ich auf der Stelle nach Sankt Veit zu Peters Eltern fahren möchte. In Sankt Veit angekommen, fragte ich nach dem Haus der Familie. Als ich an die Tür klopfte, öffnete mir Peters Mutter die Tür und erkundigte sich nach dem Grund meines Kommens. »Haben Sie einen Sohn, der Peter heißt und in Amerika arbeitet?« »Ja, warum?«, war die knappe Antwort. Die überschwängliche Freude, die ich empfand, ließ mich sozusagen mit der Tür in Haus platzen: »Ich bin so erfreut darüber, dass Ihr Sohn Peter ein überzeugter Christ geworden ist und dass er bald nach Hause kommt!« Das Gesicht der Mutter wurde sehr ernst. Mit strenger Miene sagte sie, dass ihr Sohn, der schon immer ein guter Christ gewesen war, in Amerika in eine Sekte geraten sei, aber dass ich mir sicher sein könne, dass sie ihm diesen neuen Glauben schon noch austreiben werde. »Oh, freuen Sie sich doch darüber, dass Ihr Sohn zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus gefunden hat!«, sagte ich. Dies sei doch das größte Wunder überhaupt. Der Wortwechsel an der Schwelle zum Eingang des Hauses musste wohl schlussendlich bei Peters Mutter einen gewissen Eindruck hinterlassen haben, denn

zum Abschied reichte sie mir in ihrer Küche gute Milch von den eigenen Kühen, dazu Butter und Brot.

Mit großer Sehnsucht wartete ich auf Peter. Noch hatte ich den Traum nicht vergessen.

Der Tag kam, an dem Peter aus Amerika zurückkehren sollte. Unsere Versammlung befand sich noch in der Mühlgasse im Schmiedehäuschen. Es kam der Tag, an dem Peter zum ersten Mal in die Versammlung kam. Nach meiner Predigt fragte ich ihn, ob er bereit wäre, uns seine Bekehrungsgeschichte zu erzählen. Als Peter vor den Glaubensgeschwistern stand und uns erzählte, wie er ein überzeugter Christ geworden war, bewegten mich seine Worte. Denn genau dieses Zeugnis hörte ich nun zum zweiten Mal. Vor fast einem Jahr im Traum und nun in Wirklichkeit. Mir war klar: Hier steht ein Mensch von Gott gesandt, ein echter Pongauer, bereit, seiner Familie und vielen Menschen seiner Heimat das Evangelium zu verkündigen.

Peter war noch jung im Glauben, doch er wollte all seine Zeit Gott zur Verfügung stellen – wie viel investierte er in die Zeltevangelisationen! Außerdem renovierte er das Elternhaus und betreute die Landwirtschaft seines Vaters. Welch eine Freude für mich, solch einen fleißigen und lieben Mitarbeiter zu haben! Peter heiratete unsere treue Mitarbeiterin Vreni. Seine Familie wurde für die Gemeinde in Sankt Johann im Pongau zu einem leuchtenden Zeugnis. Im Informationsblatt »Licht« vom Mai 1977 schrieb Peter in seinem Artikel: *»Liebe Geschwister in Jesus Christus, wir sind durch unseren Herrn zu Miterben des Erbteils Gottes geworden, und dies nicht aus eigenem Verdienst. Darum können wir von unseren persönlichen Schwächen und Unfähigkeiten wegschauen und uns am Herrn erfreuen und ihm dienen. Es ist wohl das Größte und Schönste, frei zu sein von Sünde und Schuld und wissen zu dürfen, dass wir einen himmlischen Vater haben, der seine Kinder liebt und immer erreichbar ist durch den einzigen Sohn Jesus Christus. Es ist für mich eine große Freude, mit Euch allen verbunden zu*

sein und zu sehen, wie die Liebe untereinander für die Welt sichtbar wird. Mein Herzensanliegen sind die Zelteinsätze, besonders aber in Sankt Veit. Wir wollen uns daher aufmachen und zum Herrn flehen und ringen im Gebet für Menschen, die den Herrn nicht persönlich kennen.«

Der Herr tat hinzu

Der Herr Jesus schenkte in seiner Gnade ein stetes Wachstum der Gemeinde und bewirkte Bekehrungen von Einzelpersonen und Familien.

1973 hatten wir mit einer kleinen Schar von Gläubigen mit den wöchentlichen Gottesdiensten begonnen. Der Versammlungsraum in der alten Schmiede in der Mühlgasse in Sankt Johann im Pongau fasste damals gerade knapp 30 Personen. Die noch kleine Gemeinde hatte hier bald zu wenig Platz. 1978 benötigten wir als vierköpfige Familie wie auch für die Gemeinde größere Räumlichkeiten. Ein entsprechendes Haus fanden wir in Bischofshofen in der Bodenlehenstraße. Im Erdgeschoss wurden zwei Wände entfernt und drei Räume miteinander zu einem Saal umgebaut. Unsere Familie bezog den 1. Stock. Im Dachgeschoss befanden sich mein Büro und ein Gästezimmer. In der Umbau- und Einrichtungsarbeit leisteten die Glaubensgeschwister einen großartigen Einsatz. Sämtliche Arbeiten konnten durch fleißige Unterstützung gläubiger Fachleute bewältigt werden. Wie dankbar waren wir, dass der Herr uns für die Gemeinde-, Jugend- und Kinderarbeit eine neue Heimat geschenkt hatte!

* * *

Im Mai 1977 erreichte uns als Gemeinde die Einladung meines Bruders Erich und seiner Frau, zur Pfingstkonferenz nach Zürich zu kommen. In der Einladung gaben sie ihrer Freude Ausdruck, dass wir bereits zugesagt hatten zu kommen, und sie baten den Herrn darum, dass er seine liebende und schützende Hand über uns allen halten möge. Unvergesslich hatte sich die Freude über die Erlebnisse der Pfingstreisen der vergangenen Jahre in unseren Herzen eingepägt, und so freu-

ten wir uns darauf, wieder gemeinsam in einem modernen Reisebus nach Zürich zu reisen. Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wie oft wir diese Reise unternahmen. Doch weiß ich, dass es jedes Mal für uns alle ein großes Erlebnis war. Wir waren jeweils 50 bis 60 Personen. Die junge Pongauer Gemeinde war fast vollzählig dabei. Den Rest der Plätze füllten Freunde und Bekannte der Gläubigen. Eine besondere Freude war stets, dass einige Jugendliche mitreisten.

Die Fahrt nach Zürich war ein großes Fest. Wir sangen Lieder und freuten uns über die Schönheiten der früh-sommerlichen Natur. Von Samstagnachmittag bis Sonntag-nachmittag nahmen wir an den Festversammlungen der VFMG in Zürich teil. Im Hotel Höfli in Wallisellen fanden wir Unterkunft. Alles war durch die Gemeinde in Zürich bestens organisiert. Allein der Willkommensgruß und die liebevolle Bewirtung und die kostenlose Unterkunft mit Frühstück war ein eindrückliches Erlebnis für meine Freunde aus Österreich.

Nach Abschluss der Konferenz am Pfingstsonntagnachmittag suchten wir die schönen Parkanlagen am Zürichsee auf. Mit Gitarren und Gesang hielten wir Zeugnisversammlungen an verschiedenen Plätzen und verteilten viele Traktate und kamen so mit den Leuten ins Gespräch. Das öffentliche Zeugnisgeben hat bei den Pongauer Geschwistern einen positiven Eindruck hinterlassen. Alle Mitreisenden, sowohl Gläubige als auch Ungläubige, waren sich darin einig, dass diese öffentliche Evangelisation am Pfingstsonntag das eindrücklichste Erlebnis der Reise gewesen war. Ein weiterer Höhepunkt war der Aufenthalt bei meinen Eltern in Neueneegg – auf der Gemeinschaft mit ihnen lag Segen für die ganze Gruppe.

Schließlich traten wir die Rückreise an. Bei strahlendem Wetter hatte ich die Gelegenheit, viele Kleinode meines Heimatlandes zu erklären. Die Nachmittagsstunden während

der Rückfahrt im Bus wurden zu einem weiteren Höhepunkt des gesamten Reiseprogramms. Mit Zeugnissen, Lob- und Dankliedern waren wir unterwegs durch die herrlichen Gebirgsgegenden. Wer immer zur Ehre des Herrn etwas mitteilen wollte, kam nach vorne, um auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen und über die Lautsprecheranlage zu den Mitreisenden sprechen zu können. So vergingen die Stunden der Reise beinahe wie im Flug. Wieder in Zell am See und Bischofshofen angekommen, nahmen wir Abschied voneinander.

Der Herr ist treu

Wir wohnten noch nicht lange in unserer kleinen Mietwohnung im Dr. Untersteinerweg, da weckte Esther mich eines Nachts um Mitternacht auf und sagte, dass sie vor etwas Ungewissem große Angst habe. Die Angst sei so groß, dass sie nicht wieder einschlafen könne. Gemeinsam baten wir den Herrn um Bewahrung und versuchten einzuschlafen. Es mag gegen ein Uhr nachts gewesen sein, als mich Esther erneut weckte. Ihre Angst hatte zugenommen. Etwas sei einfach nicht in Ordnung. Innerlich aufgewühlt wegen der Ängste meiner Frau stand ich auf, um in den Vorraum unserer Wohnung zu gelangen. Weil ich möglichst jedes Geräusch vermeiden wollte, bewegte ich mich bis zum Fenster im Treppenhaus auf den Knien vorwärts. Nun richtete ich mich langsam auf, um durch das Fenster, das wir Tag und Nacht geöffnet hatten, auf die enge Gasse, die am Haus vorbeiführte, hinunterzublicken. Ich wollte gerade den Kopf aus dem Fensterrahmen strecken, um nach unten sehen zu können, da erstarrte ich vor Schreck. Unmittelbar vor mir, auf dem Vordach des Treppenhauses, stand ein Mann, der sich gerade anschickte, nach dem Fensterrahmen zu greifen. Ich schrie in die Dunkelheit hinaus: »Was machen Sie hier?« Wie von einem Blitz getroffen sprangen zwei Gestalten vom Vordach auf die Straße. Schnell stiegen sie in ein Auto und fuhren ohne Licht davon. Zitternd kehrte ich wieder in unser Schlafzimmer zurück. Gemeinsam priesen wir den Herrn für seine offensichtliche Bewahrung.

* * *

Nicht wenig erstaunt hielt ich eines Tages einen vom Dechanten aus Sankt Johann im Pongau mit Schreib-

maschine getippten Brief in den Händen. Die Anrede deutete bereits darauf hin, dass es sich dabei nicht um ein wohlwollend verfasstes Schreiben handeln würde. Dieser Eindruck bestätigte sich beim Lesen. Als »anonymer Sektierer« wurde ich betitelt, und meine missionarischen Aktivitäten wurden auf das Liebloseste verurteilt. Der Inhalt des Briefes wühlte mich so sehr auf, dass ich noch am selben Tag am Pfarrhof in Sankt Johann im Pongau um Einlass bat, um persönlich mit dem Dechanten sprechen zu können.

Auf die Frage des Dechanten, was ich wolle, antwortete ich, dass hier der anonyme Sektierer vor ihm stehen würde, an den sein Brief gerichtet war. Seine Mimik verriet, wie peinlich ihm mein Kommen war. »Wem gehören die Schafe in Sankt Johann? Sind es Ihre oder sind es meine Schafe?«, war seine erste Frage. »Herr Dechant, wenn die Leute in Sankt Johann von Ihnen als Schafe bezeichnet werden, dann sind diese Schafe weder meine noch die Ihrigen, sondern allein Gottes Schafe.« Mit bösen und lieblosen Schimpfworten wurde mir die Tür gewiesen. Ein Satz traf mich in meinem Herzen: »Wir werden alles daransetzen, dass sie von diesem Ort wegmüssen!« Ich quälte mich mit dem Gedanken, was der Dechant nun wohl gegen uns unternehmen würde. Doch kurze Zeit später verstarb dieser Mann auf tragische Art.

* * *

Am Ende des Jahres 1977 schrieb ich in meinem »Rückblick« die Dankesworte: *»Rückblickend auf das vergangene Jahr dürfen wir staunend und mit dankbarem Herzen bezeugen, dass der Herr Großes an uns getan hat. Sein Wirken an uns und in der Gemeinde ist nicht in kurzen Worten auf Papier zu bringen. Schützend umgab uns die mächtige Vaterhand in den vielen Situationen, in denen wir gefordert wurden. Auch dann, wenn die übergroße Arbeitslast schwer auf uns lastete, durften wir die Nähe des Herrn*

als Trost und Kraft verspüren. Zurückschauend staunen wir über die unzähligen Wohltaten Gottes an uns.«

* * *

Unter Erzbischof Firmian wurden 1731/32 22 000 gläubige Christen aus dem Pongau vertrieben. Die Geschichte dieser gläubigen Bauern und ihrer Liebe zum Herrn Jesus kann keinen unberührt lassen. Ihre Liebe zum Herrn trieb sie dazu, alles um Jesu willen zu verlassen. Lieber verließen sie alles andere als den kostbaren Glauben an ihren Herrn. Sie zogen besitzlos in eine ungewisse Zukunft, unter schweren Strapazen, noch dazu mitten im Winter, verfolgt von der katholischen Kirche. Von ihrer ursprünglichen Heimat losgerissen, mussten sie unter schwersten Verhältnissen und unter Verspottung von Tausenden Landsleuten nach Preußen auswandern. Das Buch »Heimatsucher« von Hedwig von Redern hielt diese dunkle Geschichte des Pongaus fest. Lange Zeit war dieses Buch vergriffen, bis ich es im Mai 1978 korrigiert und überarbeitet erneut herausgeben durfte. Bereits 1980 war eine zweite Auflage nötig. Das Jahr 1981 galt als Gedenkjahr der »Salzburger Emigration«, die sich 250 Jahre zuvor zugetragen hatte. In diesem Rahmen gab es eine Landesausstellung des Landes Salzburg in Goldegg sowie verschiedene Anlässe und Referate. Eifrig bemühte ich mich, meine Glaubensgeschwister zu motivieren, die Gelegenheit der öffentlichen Auseinandersetzung mit diesem Thema zu nutzen und selbst auch aktiv zu werden. In der Broschüre »Licht« veröffentlichte ich regelmäßig Teile der Geschichte und der Begebenheiten jener Zeit. Außerdem luden wir die Landbevölkerung zu Vorträgen ein. Ich wollte nicht alte Wunden neu aufreißen, sondern aufzeigen, was Gott in diesem Land vor einem Viertel-Jahrtausend an einfachen Menschen getan hatte, die allein auf Gottes Wort vertrauen wollten.

Die Bauern hatten sich unter großen Entbehrungen zu Jesus bekannt und nahmen um des Glaubens willen Folter, Vertreibung und unsagbare Nöte auf sich.

* * *

Im Februar 1978 erhielt ich einen Brief aus Köln. Eine Familie berichtete, dass einige ihrer Vorfahren Glaubensvertriebene aus Werfen gewesen seien, und wie sie nun schon einige Jahre dafür beten würden, dass der Herr eine Erweckung über dieses Land kommen lassen möge, damit Blut und Tränen ihrer Vorfahren nicht vergeblich geflossen wären. Über einen Bruder aus Deutschland, der uns besucht hatte, erfuhren sie vom Wirken Gottes im Salzburger Land. Darum schrieben sie mir, denn es bewegte sie, wie der Herr über Bitten und Verstehen ihre Gebete erhört und eine Tür zur Verkündigung des Evangeliums aufgetan hatte. Noch heute bin ich davon überzeugt, dass Gott schon lange zuvor durch die Geschichte und Gebete seiner Kinder im Salzburger Land den Boden für seine Gute Saat vorbereitet hatte.

Seit unserer Zeit im Pongau beschäftigt mich die Geschichte der um des Glaubens willen vertriebenen Menschen. Letztlich forschte ich zehn Jahre in sämtlichen Archiven und Museen in Deutschland und Österreich nach Zeugnissen und Akten. Ich sah hier großen Handlungsbedarf, da der Großteil der Bevölkerung im Pongau und in den anderen Gauen diesbezüglich ahnungslos war. Während des Erforschens des Materials bewegte mich in zunehmendem Maße, was in den Jahren 1731 und 1732 geschehen war. Im Institut »Deutsche Presseforschung« der Universität Bremen zeigte man mir sämtliche auf Mikrofilm festgehaltene Zeitungsartikel der damaligen Zeit, die ausführlich über die Emigrationszüge durch Deutschland nach Ostpreußen berichteten. Eine Fundgrube der Frömmigkeitsliteratur, durch welche sich die Geheimprotestanten während

200 Jahren erbauten, wurde mir im Diözesanmuseum der evangelischen Kirche in Fresach in Kärnten und in Klosterbibliotheken zugänglich. Die Forschungsarbeiten in Museen und Archiven und die Ermunterungen eines evangelischen Pfarrers motivierten mich, ein historisch genaues Werk zu schreiben. 1989 sollte mein Wunsch in Erfüllung gehen. Unter Mithilfe von Reinhard Sessler konnte aus dem gesammelten Material das Buch »Um des Glaubens willen« fertiggestellt und gedruckt werden.

* * *

Seit 1979 wünschte ich mir für die Gemeinde im Pongau einen Lehrer. Es schien mir, als würde Gott gerade überall Türen und Herzen für sein Wort öffnen. An allen Orten im Pongau und im Pinzgau waren die Bibelstunden gut besucht. Mehr und mehr kam ich an meine zeitlichen und kräftemäßigen Grenzen. Täglich beteten wir für einen fähigen Mitarbeiter. Von Zeit zu Zeit wandte ich mich mit diesem Anliegen an meine Heimatleitung. Ich sehnte mich nach einem Mitarbeiter mit der Fähigkeit, Gottes Wort zu lehren und die Junggläubigen in ihrer Jesus-Nachfolge zu festigen.

Es war an einem Vormittag, als ich wieder in Gedanken und Gebet versunken an meinem Schreibtisch saß. Ich bat den Herrn um Erhörung meiner Gebete. Da geschah etwas Sonderbares. Auf meiner Schreibtischunterlage war plötzlich deutlich »Fred« aufgeschrieben. Einige Sekunden später war diese Schrift wieder verschwunden. Ich erkannte in diesem Geschehen die wunderbare Hand des Herrn.

Angestrengt dachte ich darüber nach, wer dieser Fred denn sei. Da fiel mir ein, dass ich ihn vor etwa einem Jahr in Peters Wohnung gesehen hatte, als er für ein OM-Team die Bibelarbeiten leitete. An jenem Tag konnten Fred Colvin und ich nur wenige Worte wechseln, da ich kein Englisch sprach und er kaum Deutsch. Dennoch hat er mich damals

schon sehr beeindruckt und war mir in guter Erinnerung geblieben. Ich durfte nun wissen, dass Gott diesen Mann als sein auserwähltes Werkzeug in den Pongau senden würde. Ich nahm mir vor, baldigst mit ihm in Kontakt zu treten. Auf der Suche nach einer Anschrift bekam ich die Auskunft, dass sich Fred gerade in Deutschland aufhalten würde, um die deutsche Sprache zu erlernen. Wie sollte ich Fred mein Anliegen mitteilen? Mir schien es am besten, Freds Familie zu uns nach Bischofshofen einzuladen. Noch mehr war ich von Fred beeindruckt, als er mit seiner noch kleinen Familie – seiner Frau Peggy und den beiden kleinen Kindern Jennifer und Joshua – bei uns zu Besuch war. Innerlich aufgewühlt teilte ich Fred mit, was ich als Wegweisung vom Herrn empfang. Fred bewegten diese Worte. Er erbat sich Zeit, darüber nachzudenken und zu beten.

Damals wusste ich noch nichts über Freds Pläne und Vorstellungen von seiner Zukunft. Fred äußerte nach seiner Bedenkzeit den Wunsch, dass ich den verantwortlichen Brüdern seiner Heimatgemeinde mitteilen solle, was mir der Herr seinerwegen aufs Herz gelegt hatte. So tat ich mein Anliegen den Brüdern Jean Gibson und William MacDonald kund, und sie erfragten über einen bestimmten Zeitraum den Willen des Herrn im Gebet. Welch eine Freude für mich, als das »Ja« aus Kalifornien kam!

Für die leitenden Brüder der Vereinigung Freier Missionsgemeinden war Fred gänzlich unbekannt. Sie gaben mir jedoch die Erlaubnis, Fred als meinen Praktikanten für ein Jahr im Pongau zu behalten. Im Frühjahr 1980 von Amerika angekommen, fand sich Freds Familie mit der neuen Situation schnell zurecht. Fred wollte unmittelbar nach seinem Kommen mit einem Schulungsprogramm im Pongau beginnen. Das Bedürfnis nach einer gründlichen Unterweisung im Wort Gottes war bei den Gläubigen der noch jungen Gemeinde groß. Fred widmete seine Zeit von Anfang an besonders den Jugendlichen. Mit seiner eigenen

jugendlichen, frischen, amerikanischen Art gewann er sofort die Herzen der jungen Leute in der Gemeinde und ihrer Freunde.

Die Jugendstunden in Freds Wohnung in Sankt Johann im Pongau sind mir lebhaft in Erinnerung. Die Wohnung war voll von jungen Menschen, auf Stühlen und auf dem Boden sitzend nahmen sie Gottes Wort mit Heißhunger auf.

Eindrücklich war der Besuch von Jean Gibson, der während des Praktikumsjahres von Fred einige Tage zu uns kam. Er interessierte sich für alles, was in den vergangenen Jahren im Pongau geschehen war, und vor allem auch dafür, wie ich den Willen Gottes bezüglich Freds Kommen erfahren hatte. Eine Predigt von Jean Gibson beeindruckte mich sehr. Er sprach über den Himmel und führte die Geschwister im Geiste an die Tore der Herrlichkeit.

Fred hatte ein besonderes Vorrecht genossen, solch gesegnete Vorbilder und Lehrer zu haben, die sein Leben und seinen Dienst nachhaltig prägten.

Wenn ich heute nach vielen Jahren zurückblicke, darf ich bezeugen, dass durch diesen gesegneten Amerikaner, der sich in seinem Wesen und seinem Benehmen der österreichischen Kultur anpasste, in unserem Land viel bewegt wurde. Durch seine Tätigkeit als Lehrer und Evangelist sind viele Gemeinden entstanden.

Nie zuvor wurde mir deutlicher erklärt und gezeigt, wie durch Jüngerschaftsbeziehungen das Leben junger Christen verändert werden kann. In Freds Vorgehensweise war ein gut durchdachtes System erkennbar, welches bald bleibende Früchte hervorbringen sollte.

An einem Vormittag, als Fred und ich nach Mittersill unterwegs waren, saß er ganz still auf dem Beifahrersitz. Da bemerkte ich, wie ihm Tränen über seine Wangen liefen. »Warum weinst Du, Fred?« Fred sagte mir darauf, dass er große Sehnsucht danach hätte, jeden Sonntag mit den Geschwistern das Brotbrechen zu feiern. Wir selbst feierten

das Abendmahl einmal im Monat. Gemeinsam suchten wir im Wort nach einer Wegweisung in dieser Angelegenheit. Mit Überzeugung begannen wir nun das Brotbrechen jede Woche zu feiern.

In jener Zeit wirkte Gott in besonderer Weise an meinem Herzen. Durch intensives Bibelstudium und den Austausch mit erfahrenen Glaubensbrüdern wurde mein Glaubensleben bereichert.

Freds Wunsch war, dass die Gemeinden wachsen und noch mehr neue Gemeinden gegründet würden. Oft tauschten wir uns über Evangelisationsstrategien aus. Über lange Zeit hinweg trafen wir uns wöchentlich zum Austausch und Gebet. Noch heute staune ich über die vielen Ideen und Pläne, die wir damals hatten, und wie der Herr viele unserer Gebete wunderbar erhörte.

Fred war selten allein unterwegs, sondern wurde von verschiedenen jungen Brüdern begleitet, welche er während der Fahrt unterrichtete.

Oft schon um fünf Uhr in der Früh nahm sich Fred die Zeit, einigen jungen Brüdern zu zeigen, wie die Stille Zeit mit dem Herrn praktiziert werden kann. Aus Liebe zu den jungen Christen wurden große Opfer gebracht.

Die Brüder aus Amerika, Jean Gibson, William MacDonald und Gordy Strom prägten unsere noch junge Gemeinde – Jean Gibson vor allem im Bereich der Jüngerschaftsschulungen und William MacDonald durch seine Bücher über Gemeinde und Jüngerschaft und seine Bibelauslegungen. Gordy Strom mit seiner feinen, väterlichen Art verbrachte die frühen Morgenstunden mit vielen jungen Brüdern in Gebet und Bibellesen. In viele Gemeinden des Salzburger Landes flossen besonders durch diese Brüder große Segnungen.

* * *

»Licht«, Bischofshofen, April 1980: »Liebe Leser, mit diesem Informationsheft möchten wir Euch ganz neu das Anliegen der weltweiten Missionsarbeit ans Herz legen. Es wird oft von Mission geredet, aber nichts getan. Mission hat mit Auftrag zu tun und birgt Verantwortung in sich. Eine Verantwortung, die wir als überzeugte Christen nicht gleichgültig abschieben dürfen. Der Meister, Jesus Christus, berief seine Jünger zu einem heiligen Dienst. Er gab ihnen Kraft, diesen Dienst treu zu tun, Markus 1,14-20. Wir sehen, dass die Jünger bereit waren für des Meisters Dienst. Sie verließen alles, um Ihm zu dienen. Derselbe Meister ruft auch Sie und mich, Ihm treu in Hingabe zu dienen. Was machen wir mit diesem Ruf? Sind wir wirklich bereit, Gehorsam zu leisten? Tag und Nacht sollen wir bereit sein zum Dienst. Dienen heißt auch tun, und zwar das eigene Leben dem Herrn zur Verfügung zu stellen, dahin zu gehen, wohin Er will, zu tun und zu reden, was Er will. Liebe Leser, wir dürfen nicht müde werden und die kostbare Gnadenzeit mit nebensächlichen Dingen vergeuden. Die Zeit ist ernst, und die Welt braucht uns zum Zeugnis. Wir dürfen nicht schweigen! Wir müssen reden und wirken, denn bald kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Wir möchten uns noch viel mehr und mit ganzem Herzen für den heiligen Dienst zum lebendigen Opfer hingeben. Hudson Taylor sagte: »Der größte Dienst verlangt das größte Opfer; aber er empfängt den größten Segen.« Mit den Worten aus Apostelgeschichte 2,8 grüße ich Euch herzlich, Euer Bruder Walter«

»Licht«, Bischofshofen, Juni 1980: »Immer wieder werden wir mit der Tatsache konfrontiert, dass Menschen unvorbereitet ins Jenseits abscheiden. Unzählige Menschen sterben jeden Tag, ohne Heilsgewissheit zu haben. Wir, die wir uns überzeugte Christen nennen, tragen eine große Verantwortung einer verlorenen Welt gegenüber. Lesen wir dazu Hesekeel 3,17-18. Uns allen, die wir durch Jesu Blut Vergebung der Sünden erlangt haben, gilt der Auftrag, die Sünder zur Buße zu rufen. Wir dürfen nicht gleichgültig unseren Alltag verträdeln, die Zeit ist zu ernst. Schweigen ist Versagen und Feigheit. Die Sünder müssen ermahnt werden. Es

muss ihnen gesagt werden, dass sie ohne Vergebung ihrer Schuld ewig verlorengehen. Darum lasst uns den Auftrag, Zeugen Jesu zu sein, von ganzem Herzen ernst nehmen.»

Viele zeigten einen großen Einsatz und setzten viel daran, ihre noch ungläubigen Freunde zum Glauben an Jesus Christus zu führen. Zu dieser Zeit waren wir in besonderer Weise erfüllt von Jesu Liebe und Gnade uns Menschen gegenüber. Darin lag die größte Motivation von uns allen. Zeltmission, Großevangelisationen, Missionskonferenzen, Evangelisationen, Gottesdienste, evangelistische Abende, Wochenendseminare für dem Glauben Fernstehende und für Christen, Missionsabende, Bibelwochen, Jüngerschulungen, Gebetstreffen, Brüderzusammenkünfte, Bibelstunden, Familiennachmittage, Jugendstunden, Jungschar und Kinderarbeit sowie verschiedene evangelistische Anlässe und Einsätze – auf allen Ebenen wollten wir gemeinsam ganzen Einsatz leisten.

Bereits 1977 gab es wöchentliche Bibelstunden in Sankt Johann im Pongau, Bischofshofen, Sankt Veit, Werfen und Zell am See. 1978 kamen Bibelstunden in Saalfelden, Mauterndorf und Ramsau am Dachstein hinzu. In diesen Jahren durften wir erleben, wie jährlich neue Bibelkreise entstanden und Gott seinen Segen schenkte.

Im September 1978 pflanzten wir unsere erste Jugendfreizeit auf Schloss Mittersill. Diese Tage waren so ermutigend, dass die nächste Jugendfreizeit bereits auf Januar 1979 angesetzt wurde.

Im November 1979 feierten wir die erste Taufe im Pongau. Zuvor fanden die jährlichen Taufen in der Baptistengemeinde in Salzburg statt. In liebevoller Weise stellte uns der Bürgermeister aus Bischofshofen das neue Hallenbad in der Hauptschule zur Verfügung. Es wurde ein festlicher Anlass, zu dem die Geschwister aus all unseren Bibelkreisen zusammenkamen.

Ab 1980 mieteten wir jeden ersten Sonntag im Monat den

Sparkassensaal in Sankt Johann im Pongau. Darin fand sich genügend Platz, um auch unsere Geschwister aus dem Lungau, dem Pinzgau und der Steiermark einladen zu können.

* * *

1979 war das Jahr, in dem ich in Bischofshofen den ersten Gartenvortrag hielt. 1980 hielt ich meine Gartenvorträge bereits an mehreren Orten im Pongau. Zu den ersten Vorträgen nahm ich eine große Auswahl schöner Gartenpflanzen und Saatgut mit. Die ausführlichen Ratschläge für den erfolgreichen Gartenbau wurden mit Interesse aufgenommen. Im zweiten Teil des Vortrags sprach ich zum Thema »Emigration der Salzburger 1731/32«.

Als Ergänzung zu den Vorträgen druckte ich die ersten Informationshefte: »Wegweiser für den Bio-Gartenbau« und »Freude und Erfolg durch biologisches Gärtnern«.

* * *

Am Gemeindetag in Kufstein im Mai 1980, zu dem über 350 Geschwister aus vielen Orten Österreichs zusammenkamen, durften wir feststellen, dass Gott überall am Werk war und Frucht schenkte.

Im Dezember 1980 fand die zweite Taufe im Hallenbad in Bischofshofen statt. Groß war die Freude, dass sich eine Anzahl junger Geschwister taufen ließ. Für uns wurde dieser Tag zu einem wunderbaren Fest.

Im darauffolgenden Jahr veranstalteten wir in Sankt Johann im Pongau, Bischofshofen, Werfen und Maishofen Blumenbindekurse. Als Blumenbinder konnte ich viele Ratschläge erteilen. Wer der Einladung folgte, war überrascht über das reichhaltige Angebot an Bastelmaterial: Strohlumen, kleine und große Körbchen, Keramikgeschirr, Kerzen, Tannenreisig und vieles andere diente als Bastelmaterial.

Aus dem bunten Materialangebot erarbeiteten geschickte Hände in etwa einer Stunde farbenprächtige Gestecke. Im Anschluss an die Bastelarbeit zeigte ich einen Naturfilm mit einer kurzen evangelistischen Botschaft.

* * *

1981 hatte Fred mit seiner Familie für einige Jahre eine Bleibe in Sankt Johann im Pongau gefunden und im Pongau mit der Jüngerschaftsschulung begonnen. Es stellte sich für uns die Frage, wie es in der nahen Zukunft entsprechend meiner Begabungen weitergehen solle. Esther und ich gedachten, in ein neues Pioniergebiet zu ziehen. Im Pinzgau erkannten wir offene Türen, und wir sahen es als vom Herrn, dorthin zu gehen, um in seinem Namen wirken zu können. Dort waren bereits eifrige Brüder, die meine missionarische Arbeit unterstützen wollten.

Noch heute bin ich innerlich bewegt, wenn ich an die junge Gemeinde zurückdenke, die in der »ersten Liebe« stand – an die Freude am Wort Gottes, die Sehnsucht nach Gemeinschaft, die Liebe zu den Geschwistern und das leuchtende Zeugnis vor der Welt. In jenen Jahren wurde oft das Lied »Ich gehe heim« gesungen. Die Worte wurden nicht nur gesungen, sondern zeigten die Haltung der Herzen dieser ersten Christen, die sich auf die ewige Heimat im Himmel freuten. Die Gemeinde glich darin ihren Vorfahren, die 250 Jahre zuvor um des Glaubens willen alles verlassen mussten. Die junge Gemeinde hatte den einen Wunsch, mit ihrem ganzen Leben dem Herrn Jesus zu dienen. Oftmals denke ich heute mit einer gewissen Sehnsucht an diese Zeiten zurück.

* * *

1986 zog Fred mit seiner Familie nach Salzburg, nachdem in der Pongauer Versammlung Älteste eingesetzt worden

waren. Gott schenkte einen großen Aufbruch in der Stadt Salzburg und segnete die Arbeit der anfangs noch kleinen Gemeinde. Von hier aus gingen später Impulse in viele weitere Städte unseres Landes aus.

* * *

Unserer Familie stand ein weiterer Umzug bevor, denn wir sahen uns von Gott darin geführt, weiterzuziehen, um im Pinzgau zu evangelisieren. Nochmals schrieb ich einen Artikel über die vertriebenen Salzburger, die mich und meine Hingabe stets neu herausforderten: *»Wie kann man um des Glaubens willen alles verlassen? Woher nahmen diese Menschen ihre Kraft zu solchem Handeln? Wie ist es möglich, dass sie um Jesu willen Haus und Hof, ja vielerorts sogar auch die eigenen Kinder zurückzulassen imstande waren? Diese schwerwiegende Frage ist nur durch den Einen zu verstehen, der um meinet- und deinetwillen den Himmel, die Herrlichkeit beim Vater, verlassen hat, aus reiner Liebe, um uns von unserer Schuld zu erlösen: Jesus Christus!*

Die Schrift spricht: »Er entäußerte sich selbst.« Er schüttete sich selbst aus. Der Gipfel dieser Entäußerung war am Kreuz auf Golgatha, wo Jesus schrie: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Die Antwort auf diesen Ausruf steht in Jesaja 53, Vers 5: »Er ist um unserer Missetat willen verwundet, um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.« Nur wer diese unendliche Liebe Gottes in seinem Leben erfahren und Vergebung seiner Schuld erlangt hat, kann verstehen, wie es möglich ist, dass Menschen um Jesu willen ihr Hab und Gut aufgeben. Wer Jesus hat, der hat das Leben! Der Spruch ist wahr: »Wenn ich alles besäße, aber hätte Jesus nicht, so hätte ich nichts. Wenn ich nichts besitze, aber Jesus habe, so habe ich alles.« Es ist die Liebe Jesu, die so viele Salzburger willig gemacht hatte, aus der Heimat auszuziehen und viel Leid auf sich zu nehmen. Es ist ein klei-

nes Stück des Charakters ihres Herrn und Heilands, der offenbar wurde. Jesus hat viele von diesen Emigranten so umgestalten können, dass sie ›den Verlust ihrer Güter mit Freuden erduldeten‹ (Hebräer 10,34). Sie brachten es nicht fertig, ihren Retter, der sie durch sein Blut teuer erkaufte hatte, zu verleugnen. Jesus sagt: ›Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer aber mich verleugnet vor den Menschen, den will auch ich verleugnen vor meinem himmlischen Vater.‹ Nur eine ganze Jesunachfolge lohnt sich! ›Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren!‹ Jesus hat sein Leben nicht lieb gehabt, sondern hat sich für alle dahingegeben! Kannst Du bei solcher Liebe noch ›kalt‹ und gleichgültig bleiben? ›Wie wollen wir entfliehen, wenn wir ein solches Heil nicht achten!‹

In der letzten »Licht«-Ausgabe (Herbst 1982) verabschiedete ich mich von den Lesern und informierte sie über den Schritt unserer Familie, den Pongau zu verlassen: »So der Herr will, verlassen wir als Familie 1983 Bischofshofen. Vielen von Euch, liebe Geschwister, ist durch die mündliche Information diese Tatsache zu einem bewussten Gebetsanliegen geworden. Im Juni 1983 werden es genau 10 Jahre sein, die wir, meine Frau und ich, im Land Salzburg wohnhaft sind. Der Herr hat uns während dieser Zeit vier Kinder geschenkt. Daniela 8 Jahre; Lukas 6 Jahre; Markus 4 Jahre und Jonathan 21 Monate. Was uns erfreut, ist, dass der Herr eine Gemeinde hat entstehen lassen. Eine Gemeinde, die heute in der Lage ist, ohne uns die Arbeit weiterzuführen. Fred wird nach unserem Wegziehen weiterhin als Lehrer in der Salzachtal-Gemeinde tätig sein, was ich persönlich sehr schätze. Wir möchten weiterhin in der Pionierarbeit tätig sein. Unser neuer Wohnsitz ist ungefähr 60 km von Bischofshofen entfernt. Zurzeit ist noch unklar, wo unsere neue Wohnstätte sein wird. Wir beten um ein Haus, das uns die gleichen Möglichkeiten bietet wie das Haus in der Bodenlehenstraße in Bischofshofen. Zum 31. Dezember 1982 werden wir unseren Mietvertrag hier kündigen und während der Kündigungsfrist von sechs Monaten noch hier wohnen. Betet mit uns für dieses Vorhaben. Unser Wunsch ist, dass des Herrn Wille geschehe.«

Neue Wege

In der Raiffeisenstraße in Bruck an der Großglocknerstraße bot uns eine gläubige Familie ein Haus zum Kauf an. Nach vielen Gebeten und Zeit des Hin-und-her-Überlegens waren wir davon überzeugt, dass sich dieses Haus für den Aufbau einer missionarischen Arbeit im Pinzgau nicht eignen würde. Über einen längeren Zeitraum hatten Esther und ich in Zell am See und Saalfelden nach einem guten Wohnhaus Ausschau gehalten. Das Finden eines uns angenehmen Miethauses zeigte sich äußerst schwierig. Schließlich fanden wir ein geeignetes Mietobjekt in Harham bei Saalfelden, für das Esther und ich uns entschieden. Da die Malerarbeiten mehr Zeit als geplant beanspruchten, der Mietvertrag in Bischofshofen bereits auslief und wir den Kündigungstermin einzuhalten hatten, musste rasch nach einer Zwischenlösung gesucht werden. Schließlich konnten wir kurzerhand in Bruck an der Großglocknerstraße eine kleine Zweizimmer-Dachwohnung mieten. Unsere Praktikanten hatten vor dem kleinen Haus im Wohnwagen Quartier bezogen. Möbel und Umzugsgut konnten inzwischen in leeren Geschäftsräumen eines Freundes eingestellt werden.

Mein geschätzter Freund Erhard besuchte uns an einem jener heißen Julitage. Als er in die kleine Mansardenwohnung eintrat, musste er weinen. Es war ihm unbegreiflich, wie Esther und ich mit den Kindern in diesen zwei kleinen Zimmern wohnen und dabei fröhlich sein konnten.

Unser zweijähriger Jonathan hielt sich am liebsten im kleinen Garten auf und hatte für sich bald eine interessante Beschäftigung entdeckt. Er sammelte Schnecken in der Wiese und legte diese behutsam in eine Blechdose. Er zeigte große Freude an diesen Tierchen. Am Morgen galten seine ersten

Gedanken seinen schlickigen Gartenfreunden. Als er nach Öffnen der Haustür sofort seiner Dose zustrebte, wurde er enttäuscht. Alle Schnecken hatten in der Nacht das Weite gesucht und versteckten sich im kühlen Nass des Rasens. Und was tat unser kleiner Schatz? Mit großer Geduld suchte er sich die Schnecken wieder zusammen. Am nächsten Morgen war wieder dieselbe Situation. Zuerst lautes Schreien und Weinen, und anschließend ging es wieder ans Suchen. Durch solche Erlebnisse wurde unsere schwierige Situation Tag für Tag aufgeheilt.

* * *

Die Sommermonate waren die intensivste Zeit des Jahres. Eine Zeltmission löste die andere ab. Trotz unseres Umzugs sollte es in diesem Sommer nicht anders sein. Brachte Erhard mit seinem Lkw doch gerade das neue Missionszelt, das für mich eine große Freude war.

Unsere zwei Praktikanten jenes Sommers 1983 hatten sich ihr Praktikum anders vorgestellt. Auf dem Arbeitsplan standen fast ausschließlich praktische Arbeiten. Während der Zeltmissionseinsätze mussten die Zimmer unseres Miethauses in Harham gestrichen werden. In und um das Haus gab es viele Arbeiten zu erledigen. Keine Jugendstunde, keine Kinderstunde, keine Bibelstunde, sondern Wohnen im Wohnwagen über die gesamte Dauer des Sommerpraktikums bei den Stationen der Zeltmissionseinsätze oder in Bruck an der Großglocknerstraße neben unserer kleinen Mansardenwohnung. Was hatte dies mit Mission zu tun? Manchmal bemerkte ich etwas von diesem Frust in den Gesichtern meiner Praktikanten. Es hat mir damals selber wehgetan, ihnen nicht etwas anderes bieten zu können, aber ich ermutigte sie, dass auch dies eine gute Schule für das spätere Leben sei. Uns alle führt das Leben durch Situationen, die uns nicht angenehm sind.

Von einem der Praktikanten, dem diese Zeit sichtlich schwerfiel, erhielt ich einige Jahre später einen Brief, der mich zu Tränen rührte. Er war längst auf den Philippinen im Missionsdienst, nahm aber in seinem Brief Bezug auf den Sommer 1983. Es sei eine der kostbarsten Zeiten für sein späteres Leben geworden. Dieses Schreiben ermutigte mich, war es doch mein Wunsch, dass unsere Praktikanten und Mitarbeiter bei uns wichtige Impulse für ihr persönliches Leben mitnehmen dürfen.

* * *

Auch wenn ich mit der missionarischen Situation im Pinzgau vertraut war, war es doch ganz anders, in diesem Gebiet nun auch zu wohnen. Allein schon der Wohnort unterschied sich vom Gewohnten. Sowohl in Sankt Johann im Pongau als auch in Bischofshofen wohnten wir nahe am Stadtzentrum. In Harham bei Saalfelden wohnten wir das erste Mal in einem ländlichen Gebiet, acht Kilometer vom Zentrum entfernt. In der Nähe des Hauses zog sich die stark frequentierte Bundesstraße entlang. Wie man bereits in wenigen Jahren tiefe Wurzeln schlagen kann, dies wurde Esther und mir stets neu bewusst, wann immer wir in ein neues Pioniergebiet umzogen. Außer Daniela, unserem ältesten Kind, fiel es unseren Kindern noch nicht so schwer, Freundinnen und Freunde zu verlassen, wie es sieben Jahre später der Fall sein sollte. Als wir uns im September 1983 zum ersten Mal in unserem neuen Miethaus in Harham zur Versammlung trafen, wollte mich das Heimweh nach den Glaubensgeschwistern im Pongau fast erdrücken. Aus einer gesegneten Missionsarbeit wegzuziehen, muss auch gelernt sein. Hierbei ist die wichtigste Lektion wohl die, dass man verstehen lernt, dass dieses uns von Gott geschenkte Leben das Leben eines Pilgers ist.

Zur jungen Gemeinde im Pinzgau gehörten anfangs sechs junge Familien. Die erste offizielle Sonntagsversammlung war am Ostersonntag 1983 bei Thomas und Gitti in Maishofen. Ab September 1983 fanden die Zusammenkünfte für einige Jahre in unserem Miethaus in Harham statt. Das größte Zimmer im ersten Stock diente als kleiner Saal. Später, als sich weitere Familien und Einzelpersonen bekehrten und der Platz bei uns zu Hause für die Gemeinde zu klein wurde, begannen wir, jeden Sonntag im Festsaal in Saalfelden geeignete Räumlichkeiten zu mieten.

Als wir in Harham Fuß gefasst hatten, war die Zeit zum Ausruhen noch nicht gekommen. Mein Kopf war voller Pläne, die liebe Gebirgsbevölkerung mit dem Evangelium zu erreichen. Ich durfte zu dieser Zeit erleben, wie im ganzen Land und über dessen Grenzen hinaus Türen für die Gartenvortrags-Evangelisation offen standen. 1983 sollte die besonders intensive und große Vortragsarbeit, die seit 1979 Interesse fand, erst recht ausgebaut werden. Es begann die Zeit der Anfeindungen, welche die Verbreitung des Evangeliums erschwerten.

Kostbar waren die gemeinsamen Gebetszeiten der verantwortlichen Brüder, meistens in der Wohnung von Helmut und Rosemarie. Hier verbrachten wir viele gemeinsame Stunden auf unseren Knien. Nichts konnte uns von diesen Treffen zurückhalten. Hier lernten wir uns schätzen, und das Team wuchs wie eine Familie zusammen. Wir teilten das Anliegen, Menschen für den Herrn zu gewinnen. Unter diesen Brüdern wurde Alois Geisler zu einer tragenden Persönlichkeit in der Gemeindegarbeit im Pinzgau.

Der Beginn der Gartenvorträge

Bis 1985 war die Zeltmission fester Bestandteil unserer Missionstätigkeit im Salzburger Land. Über ein Jahrzehnt verkündigten wir das Evangelium im Missionszelt. Vielerorts entstanden Bibelkreise, aus denen später Gemeinden hervorgingen. Es kam die Zeit, in der die Zeltmission in diesem Gebiet nicht mehr zeitgemäß erschien. Der Lebensstil der Gesellschaft hatte sich verändert, und es war nicht mehr so einfach, Jugendliche aus dem Ausland zur Mithilfe zu motivieren. Es wurde schwieriger, die Österreicher während der heißen Sommermonate für die Vorträge im Missionszelt zu begeistern. Immer mehr setzte sich bei der einheimischen Bevölkerung der Trend durch, während dieser Monate Urlaub zu machen. Durch diese sich über die Jahre verändernden Umstände entdeckte ich für mich einen neuen Weg der Mission: die Fachvorträge über den Garten mit anschließender evangelistischer Botschaft. Diese Vortragsarbeit löste die Zeltmission nach und nach ab.

Bereits als Kind interessierte ich mich für die Fotografie. Meine Lieblingsmotive entdeckte ich vor allem in der Natur. Die Schönheiten der Natur fotografisch festzuhalten, begleitete mich fortan durch mein ganzes Leben.

Schließlich war es die Fotografie, durch welche ich die Möglichkeit entdeckte, vielen Menschen mit der Präsentation meiner Bilder Freude zu bereiten und ihre Herzen letztendlich mit dem Evangelium zu erreichen.

Im April 1979 veranstaltete ich meinen ersten Gartenvortrag in Bischofshofen. Mit diesem ersten Gartenvortrag wurde die entscheidende Wende in meiner missionarischen Tätigkeit eingeleitet. Vor mir lagen wichtige Entscheidungen mit enormer Tragweite für das zukünftige missionarische Wirken. Schritt für Schritt hörte ich mit den altbewähr-

ten Evangelisationsmethoden auf und versuchte, neue Wege zu gehen. Am Anfang stellte ich fest, dass ich wohl in keiner anderen Tätigkeit meine beruflichen Kenntnisse so gut einbringen konnte wie in der evangelistisch genutzten Vortragsarbeit über den Gartenbau.

Nach meinem ersten Vortrag in Bischofshofen kam ein älterer Herr auf mich zu und sagte, dass ich, wenn ich solche wichtige Vorträge zu halten gedenke, einen besseren Fotoapparat benötige. Hier sei nur das Beste gut genug. Ich fragte zurück, was denn das Beste sei. Seine kurze Antwort darauf war: »Einfach eine Hasselblad.« Natürlich war mir dieser Name schon einige Jahre bekannt, doch es war ebenso klar, dass ich mir nie eine Hasselblad würde leisten können. Ich meinte nicht richtig zu hören, als dieser Herr sagte, dass er mir seine Hasselblad schenken wolle. Er selbst würde sich künftig der Malerei widmen und brauche dazu seine Hasselblad nicht mehr.

Mit dieser Kamera tat sich für mich eine neue Dimension der Fotografie auf und damit auch ein weiterer Schritt in die professionelle Vortragstätigkeit.

* * *

Die Pionierarbeit brachte große Herausforderungen mit sich. Wie können dem Glauben fernstehende Menschen ohne vorhandene persönliche Beziehungen erreicht werden? Dort, wo eine Gemeinde bereits länger besteht und bekannt ist und die Glaubensgeschwister gute Beziehungen und Freundschaften zu dem Glauben Fernstehenden pflegen, werden sich mehr Leute zu einem Evangelisationsvortrag bewegen lassen. Was machen wir aber in unerreichten Gebieten, in denen man keine überzeugten Christen kennt und auch der eigene Name völlig unbekannt ist? Wie kann hier die Bevölkerung zum Besuch eines evangelistischen Vortrags motiviert werden?

Diese Frage beschäftigte mich seit der frühesten Jugendzeit. Lange Zeit bevor ich die ersten Erfahrungen durch meine Gartenbauvorträge erlebte, durfte ich als Jugendlicher in meinem Elternhaus folgende Situation erleben: Jedes Jahr fand im Januar eine Evangelisationswoche statt. Intensiv waren wir darum bemüht, die Bevölkerung auf die Vorträge aufmerksam zu machen. Damals war ich oft traurig, dass trotz vieler persönlicher Einladungen nur wenige Besucher zu den Vorträgen kamen. Einige Nachbarn kamen gar nur meinen Eltern zuliebe. Zu den meisten von ihnen bestand während eines ganzen Jahres kein weiterer Kontakt. In Österreich sollte ich später die gleiche Erfahrung machen und oft traurig sein, dass im Verhältnis zu den verteilten Einladungen nur wenige zu den Veranstaltungen kamen.

Mit der Thematik über den Bio-Garten wurde der Nerv der Zeit getroffen. Überall sprach man von »Bio« und gesunder Ernährung. Viele Leute legten Wert darauf, ungespritztes Gemüse zu essen, und hatten den Wunsch, einen eigenen Garten zu besitzen. Bei den Vorträgen war es mir möglich, den Zuhörern durch praktische Ratschläge Interesse für die Gartenarbeit zu wecken. Die Besucher verzeichneten Erfolge in ihren Gärten und waren mit dem gekauften Saatgut zufrieden. So gewannen wir, ohne vorher bewusst damit gerechnet zu haben, das Vertrauen der ländlichen Bevölkerung. Der zweite, evangelistische Teil meiner Vorträge fand mit der Zeit zunehmend Akzeptanz bei den Zuhörern, und die Sektenangst nahm ab.

* * *

Ein neuer Weg begann mit einer Methode, die natürlich von Zeit zu Zeit gründlich hinterfragt werden musste. Es war ein Wagnis. Es bleibt ein individueller Weg, eine persönliche Entscheidung. Der Herr schenkte auf besondere Weise positive Bestätigungen und sichtbaren Segen.

Der Höhepunkt der Gartenvortragsarbeit war in den Jahren 1983 bis 1993. Davor und danach wurden die Besucherzahlen dieser Jahre nicht mehr erreicht. Meine Motivation für die Vortragsarbeit war stets dieselbe wie früher: die heimische Bevölkerung mit dem Evangelium zu erreichen.

In den Jahren 1985 bis 1990 weitete sich meine Vortrags-tätigkeit über das ganze Land Österreich aus – nach Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Wien und Burgenland und bis hin in die angrenzenden Länder.

Mit der mir geschenkten Kamera wurde es möglich, viele Naturschönheiten im Jahreslauf einzufangen. Osttirol mit seinen faszinierenden Tälern und Bergen wurde zu meinem Lieblingsgebiet für die Fotografie. Im Herbst, wenn sich die Natur in ihrer Farbenpracht präsentierte, konnte mich von einer Fototournee kaum etwas zurückhalten. In der Natur erlebte ich eindrucksvolle Stunden der Ruhe und Schönheit. In diesen Augenblicken der Stille hatte ich Freude daran, den Herrn für seine grandiose Schöpfung zu preisen. Wenn die Sonne golden am Horizont hinter Gebirgsmassiven niedersank und der Abend hereindämmerte, trat ich jeweils mit einem reichen Schatz an schönen Dias den Heimweg an. Mit neuer Kraft ausgerüstet ging ich in den Alltag zurück. Leider konnte Esther mich nur selten in solchen Zeiten begleiten. Die Kinder waren damals noch klein und nachmittags mit Hausaufgaben beschäftigt. Wie dankbar bin ich ihr, dass sie mich damals unterstützte und mir diese Freiheit ermöglichte.

Oftmals wünschte ich mir einen Freund, mit dem ich die Momente des Fotografierens hätte teilen können. Über viele Jahre hinweg hatte ich keinen solchen Begleiter. Später, in Niederösterreich, erfüllte sich dieser Wunsch.

* * *

An einem jener schönen Sommertage war ich auf der Kaiser-Franz-Josefs-Höhe über der Pasterze am Großglockner und fotografierte in der strahlenden Morgensonne Polsterpflanzen. Zum Verstärken des Lichts der oft im Schatten wachsenden Polsterpflanzen verwendete ich einen kleinen Rundspiegel. Die Schönheit dieser zarten Pflanzen begeisterte mich so sehr, dass ich alles um mich herum vergaß. Von einem Platz zum anderen eilend, legte ich meine Brille jeweils in der Nähe des zu fotografierenden Objekts zwischen den Steinen auf den Boden. Die Schärfe am Objektiv konnte am besten ohne Brille eingestellt werden. Vertieft in die Motive stieg ich immer höher bergwärts, nicht bemerkend, dass ich irgendwo zwischen dem Gestein die Brille zurückgelassen hatte. Plötzlich entglitt mir der Rundspiegel. Er rollte in die Tiefe. Ich musste ihm nacheilen und entschloss mich schließlich, den Heimweg anzutreten. Erst auf der Rückfahrt fiel mir auf, dass ich nicht mehr scharf sah. Da merkte ich, dass ich meine Brille vergessen hatte! Es blieb mir nichts anderes übrig, als wieder zurückzugehen, um sie zu suchen. Aber wie sollte ich in dieser Steinwüste jemals meine Brille wiederfinden? In meiner Not betete ich zum Herrn, er möge mich bei meinem Suchen leiten. Ich erachte es als ein Wunder, dass ich die Brille wiederfand.

* * *

Die technische Ausstattung bei meinen ersten Vorträgen waren einfache Wohnzimmerlautsprecher, ein Plattenspieler und zwei Kleinbildprojektoren. Aber dies reichte damals aus, um die Zuschauer zu begeistern. Bald ersetzte ein großes Tonbandgerät mit großen Bändern den Plattenspieler. Als ich erleben durfte, mit welchem großem Interesse die Vorträge vom Publikum aufgenommen wurden, war ich stets bestrebt, die Qualität der Anlage zu verbessern. In Salzburg ließ ich mir eine große und einfach zu transportierende Ver-

stärkeranlage bauen. Von den Kleinbildprojektionen verabschiedete ich mich zugunsten von Hasselblad für das Format 6x6 cm. Später ergänzte ich die Diaprojektion mit Kurzfilmen. Alle wichtigen Arbeiten im Bio-Garten von Frühling bis Herbst wurden auf Videobändern und Dias festgehalten. Aus der anfangs schlichten Präsentation entwickelte sich eine anspruchsvolle Multi-Media-Schau. Während all der Jahre meiner Vortragsarbeit war ich darin bemüht, mein Wissen und Können in der Fotografie zu verbessern – sei es durch gute mir bekannte Fotografen oder durch Kurse. In den Jahren 2004 und 2005 sollte sich für mich eine weitere Entwicklung in der Fotografie vollziehen. Es war unser Sohn Markus, der mich ermutigte, auf die professionelle Digital-Fotografie umzusteigen. Später sollte ich mir meine Vortragsarbeit ohne Digital-Fotografie nicht mehr vorstellen können. Im Laufe der Jahre wechselte ich die Formate meiner Projektionen und so auch die Leinwände. Je nach Saalgröße und Raumhöhe konnte ich zwischen drei und zwölf Metern Breite und drei bis sechs Metern Höhe der Leinwände auswählen. Alle Verbesserungen und Veränderungen der Technik sollten letztendlich dazu dienen, das Evangelium noch anschaulicher verkünden zu können.

Ganzer Einsatz

Von Anfang an benötigte die wachsende Vortragsarbeit meinen ganzen Einsatz. Mir schien, als würden im ganzen Land nun die Tore für das Evangelium offen stehen. Die Nachfrage nach den Vorträgen überstieg zunehmend meine Kapazität. Die Vortragstätigkeit dehnte sich von Südtirol, der Schweiz, Deutschland und ganz Österreich bis nach Kroatien, Slowakei, Slowenien und Rumänien aus. Wenn ich drei oder vier Jahre regelmäßig an denselben Orten war, bildete sich jeweils ein gewisses Stammpublikum, welches sich auf die weiteren Vorträge freute. Es tat mir weh, wenn ich nach einer gesegneten Vortragswoche sagen musste, dass ich erst in einem Jahr wiederkommen werde.

Nach den Gartenvorträgen wurde an einigen Orten der Wunsch nach Bibelstunden geäußert. Leider war es mir nicht möglich, die Nacharbeit in den vielen Vortragsorten selber zu gestalten.

Die Jahre dieser intensiven Vortragsarbeit gingen nicht spurlos an mir vorbei. In gewisser Hinsicht investierte ich meine Gesundheit, mit dem großen Ziel, vielen Menschen in Österreich und darüber hinaus die Frohe Botschaft von Jesus weiterzusagen. Jahr für Jahr war von Mitte Januar bis Mitte Mai außer sonntags fast jeder Abend verplant. Dies lässt erahnen, welche Belastung diese Arbeit für Körper und Seele war. Es ist ein Wunder, dass in der langen Zeit dieses Dienstes nicht ein einziger Abend wegen Fieber oder Grippe abgesagt werden musste. Einmal hatte ich eine Lungenentzündung. Mein Hausarzt verschrieb mir Antibiotika, und somit war es mir möglich, trotz der Krankheit die Vorträge zu halten. Später litt ich über einige Wochen an einer schweren Kehlkopfentzündung. Durch diszipliniertes Schonen der Stimme während des Tages war mir das Halten der Vorträge

am Abend dennoch möglich. Ohne die Hilfe des Herrn hätte ich diese kritische Zeit nicht durchgehalten. Als ich in der Schweiz einige Vorträge hielt, suchte ich wegen der Kehlkopfentzündung meinen Hausarzt auf, der mich an ein Röntgeninstitut in Bern überwies. Auf der Fahrt dorthin plagte mich der Gedanke einer Krebserkrankung. Ich machte mir Sorgen, ob ich wohl aufgrund eines positiven Befundes mit der Vortragsarbeit aufhören müsste. Zurück in Österreich, rief mich mein Hausarzt aus der Schweiz an und bat mich, sofort zurück in die Schweiz zu kommen. Mit meinem Kehlkopf sei tatsächlich etwas nicht in Ordnung. Diese Nachricht beunruhigte meine Frau und mich sehr. In Langnau im Emmental erfolgte eine weitere Untersuchung bei einem Hals-Spezialisten. Als nach langem Warten die Ergebnisse vorlagen, sagte der Arzt zu meiner großen Erleichterung, dass ich nicht Krebs hätte. Meine Dankbarkeit und Freude Gott gegenüber war groß.

* * *

Ein wichtiger Aspekt der Gartenvorträge war, dass die Besucher motiviert wurden, die Ratschläge in die Praxis umzusetzen. Meine Freude war groß, wenn die Besucher beim nächsten Kommen von dem neuen sichtbaren Erfolg in ihrem eigenen Garten sprechen konnten. Es wäre jedoch fehl am Platz gewesen, hätte ich lediglich Fachwissen vermittelt, ohne dessen Tauglichkeit zuvor durch eigene Erfahrungen und Experimente ermittelt zu haben – alles musste sich zuerst im eigenen Garten bewähren. Zwei bis sechs Stunden am Tag von Frühling bis Herbst für den Garten zu investieren, war keinesfalls verlorene Zeit. Dazu kam das Konsultieren wegweisender Literatur. Ich bin Gott dankbar dafür, dass die Begeisterung und Freude an der Gartenarbeit seit meiner Jugendzeit nicht abgenommen hat. Das Wunder der keimenden Saat und das Wachstum der Pflanzen weck-

ten in mir so viele Freuden an der Schöpfung Gottes, dass dies mir ein unvergleichlicher Reichtum für mein persönliches Leben bedeutet. Die manuelle Betätigung im Freien hatte positive Auswirkungen auf meine Gesundheit. In der Bewegung an der frischen Luft fand ich den idealen Ausgleich zu den Stunden der geistig anspruchsvollen Arbeit. Noch bevor die aktuelle Vortragstournee zum Abschluss gekommen war, begannen bereits die Vorbereitungen für das nächste Jahr. Die Vorbereitungen für die neuen Bücher waren Jahr für Jahr eine große Herausforderung für mich. Ende Juni mussten bereits die Themen für die Vorträge des kommenden Jahres feststehen. Das Material für das neue Buch musste von März an gesammelt werden. Die Mission und der Gemeindebau blieben mir aber nach wie vor das primäre Anliegen.

Die Vortragsarbeit konnte ohne Mitarbeiter nicht bewältigt werden, und dies ist bis heute so geblieben. Wäre es mir finanziell möglich gewesen, so hätte ich gerne einen Vollzeitmitarbeiter beschäftigt. Damit hätte sich ein großer Wunsch von mir erfüllt. Der treueste und langjährigste Mitarbeiter in dieser Arbeit war meine Familie.

* * *

Die Zeit in Harham bei Saalfelden war die Zeit, in der Esther mich viel entbehren musste. Dies galt vor allem für die Jahre 1985 bis 1990, in denen sich meine Vortragstätigkeit über ganz Österreich und über dessen Grenzen hinaus ausweitete. Wenn wir, meine Mitarbeiter und ich, unser Haus verließen, um zu einem der geplanten Vortragsorte zu reisen, dann meist mit einem voll beladenen VW-Bus mit den technischen Geräten, der Tonanlage, Projektoren, Leinwänden, Lautsprechern, Büchern, Samen und vielem mehr. Tag für Tag waren wir unterwegs, gleichgültig, welches Wetter herrschte. Nichts durfte uns von unserem Dienst zurückhalten.

Die Erinnerung an einen Abend in Lienz in Osttirol ist bewegend. Durch den Felbertauerntunnel am Südportal angekommen, wurden wir mit großen Schneemassen konfrontiert. Mein erster Gedanke war, den Vortrag in Lienz absagen zu müssen. Die Bergbauernhöfe im Gebirge würden mit großer Wahrscheinlichkeit schon zugeschneit sein. Die schlecht geräumten Straßen und der starke Schneefall ließen uns nur langsam vorankommen. Etwas verspätet erreichten wir Lienz. Wir bauten die Anlage auf und warteten auf die Besucher. An diesem Abend geriet ich neu ins Staunen. Der Saal füllte sich. Trotz der widrigen Umstände kamen die Bauern von den Bergen angereist, weil sie sich schon so lange auf diesen Vortrag gefreut hatten. An diesem Abend wurde mir neu bewusst, dass ein Mensch, wenn er sich für eine Sache interessiert, bereit ist, deswegen Einschränkungen und Beschwerden auf sich zu nehmen. Schlechtes Wetter, Kälte, Hitze, andere Angebote, Müdigkeit usw. sind oft nur Ausreden. Durch solche Erfahrungen gewann ich eine neue innere Einstellung zur Evangelisationsarbeit. Ich wollte darauf bedacht sein, die Bevölkerung für Themen zu gewinnen, die sie interessierten.

* * *

Damit jeweils pünktlich um 19:30 Uhr (mancherorts 20:00 Uhr) mit der Multi-Media-Schau begonnen werden konnte, mussten wir mit dem Aufstellen und Einrichten der technischen Anlage um 16 Uhr beginnen. Die Säle waren unterschiedlich groß, sehr modern und fein ausgestattet oder sehr alt, sauber oder schmutzig. Die Anlage musste für jeden Saal passen. Während die Technik aufgebaut wurde, waren andere Mitarbeiter damit beschäftigt, die Stühle und Tische richtig zu stellen und im Eingangsbereich die Verkaufstische einzurichten. Mein Augenmerk war darauf gerichtet, meine Praktikanten und mitarbeitenden Geschwister aus den ört-

lichen Gemeinden nach ihren speziellen Begabungen und Fähigkeiten einzusetzen. Wenn der Vortrag um 21 Uhr fertig war, dauerte der Verkauf noch ungefähr eine Stunde. Mit dem Abbau der Anlage konnte um 22 Uhr begonnen werden.

Vor jedem Vortrag war ich aufgeregt und gespannt darauf, ob überhaupt Besucher kommen würden. Viele Jahre waren diese Ängste mein Begleiter, und ich konnte sie nie ganz ablegen. Es ist kein einziges Mal vorgekommen, dass ich mich vor einem Groß-Vortrag ganz sicher gefühlt hätte. Die Pannen blieben nicht aus.

Eine Panne bleibt mir in lebendiger Erinnerung. Es war im Jahr 1985 bei einem meiner ersten Vorträge in Fürstentfeld in der Steiermark, als wenige Minuten vor Beginn des Vortrags der Steuerungs-Computer der Dia-Anlage versagte und verbrannte. Es konnten keine Überblendungen mit zwei Projektoren mehr gesteuert werden. Die Besucher konnten an jenem Abend nur die Hälfte der Dias sehen. Einen weiteren solchen Abend durfte ich mir nicht mehr leisten. Noch in jener Nacht machte ich mich in Richtung Salzburg auf den Weg und kam um drei Uhr in der Früh nach Schladming. Nach einer kurzen Schlafpause bei Freunden ging die Fahrt weiter nach Salzburg. Um acht Uhr war ich bei der Firma angekommen, in der ich das Gerät gekauft hatte. Leider war niemand da, der diesen Computer hätte reparieren können. Es bestand nur die eine Möglichkeit, ihn zur Herstellerfirma Stumpfl nach Bad Schallerbach in Oberösterreich zu bringen. Um 12 Uhr mittags war ich dort. Ein Techniker reparierte den Computer, und um 14 Uhr konnte ich bereits Bad Schallerbach verlassen und nach Feldbach in der Steiermark zurückfahren. Gerade noch rechtzeitig – er Saal hatte sich bereits mit erwartungsvollen Zuhörern gefüllt – konnte ich mit meinem Vortrag beginnen. Ein Tag voller Aufregung und Stress endete schließlich nach 1000 Kilometern Fahrt. Durch solche Erfahrungen merkte

ich, wie sehr ich in allem vom Herrn abhängig war. Ohne seine Hilfe hätte ich schon längst aufgegeben.

Die Besucher wussten bereits vor dem Vortrag, dass es einen zweiten Teil geben würde, bei dem ich anhand des Gleichnisses über das vierfache Ackerfeld aus dem Matthäus-Evangelium, Kapitel 13 die Sinnfrage des Lebens ansprechen würde. Die innere Anspannung vor diesen letzten 15 Minuten des Vortrags war jeweils besonders groß. Es war eine Stärkung für mich zu wissen, dass während der Vorträge meine Mitarbeiter für mich beteten.

Widerstand und Ermutigung

Gerade eben hatte ich mit dem evangelistischen zweiten Teil begonnen, als im überfüllten Saal eines Gasthauses ein großer Mann aufstand und die geballte Faust in die Höhe gestreckt nach vorne schrie: »Mauerhofer, wenn sie nicht aufhören, von diesem Jesus zu reden, werde ich kommen und Sie niederschlagen.« Im Saal war es augenblicklich still. Reglos warteten alle ab, was nun geschehen würde. Mit einem inneren Seufzer zum Herrn, er möge mir in diesen Minuten beistehen und Kraft schenken, fuhr ich fort, das Evangelium zu verkünden. Ausgerüstet mit Kraft und großer Freudigkeit hatte ich keine Angst um das, was auf mich zukommen könnte. Ich wusste mich in der Hand des Herrn geborgen. Am Schluss der Verkündigung stand dieser Mann noch einmal auf. Gespannt darauf, was geschehen würde, stockte mein Atem. Jener Mann bedankte sich nun vor all den anderen Zuhörern für den Vortrag.

* * *

In einem Kinosaal waren die Sessel in den Längsreihen aneinandergeschraubt und konnten nicht verschoben werden. Das Postieren der technischen Anlage gestaltete sich schwierig. Schließlich war der Saal auch nicht groß genug, um den vielen Besuchern Platz zu bieten. Jeder freie Platz bis zu den Ausgangstüren war von stehenden Leuten besetzt. Als ich meinen Vortrag beendet hatte und die Zuhörer nach dem Applaus verabschieden wollte, trat ein gut gekleideter Mann an die erste Sitzreihe heran und fragte mich, ob er im Namen aller Anwesenden einen persönlichen Dank aussprechen dürfe. Ich verneinte und erwiderte, dass sich die Gäste mit dem Applaus genügend bedankt hätten. Dieser

Mann wurde aufdringlich und sagte, dass man sich nach solch einem Vortrag öffentlich zu bedanken habe. Schließlich ließ ich mich überreden. Wie er zu mir sagte, bedankte er sich für den eben gehörten Vortrag. Dann folgte jedoch ein ernst gesprochenes »Aber«. Bei diesem »Aber« wurde mir unwohl zumute. Aber er würde jetzt die Zuhörer aufklären, mit wem sie es hier zu tun hätten. Sogleich zog er ein Papier und eine Ausgabe der Zeitschrift »Licht«, die ich gedruckt hatte, aus seiner Jackentasche und fuhr mit seinen Erläuterungen fort. Polemisierend versuchte er den Besuchern zu erklären, weshalb ich ein gefährlicher Sektierer sei. Ich stand unterdessen wie eingesperrt einen Meter entfernt von den technischen Geräten in der zweiten Sesselreihe. Im Saal herrschte vollkommene Stille. »Herr, hilf mir!«, betete ich in meinem Herzen. Es musste in dieser aufgeheizten Situation zu einer Wendung kommen. Als dieser Mann mit dem Mikrofon in der Hand sich kurzzeitig nach vorne in meine Nähe niederbeugte, lehnte ich mich blitzschnell über die Lehnen der ersten Sesselreihe und riss ihm das Mikrofon aus der Hand. Noch immer herrschte vollkommene Stille im Saal. In Ruhe versuchte ich dem Publikum daraufhin zu erklären, wie jener Mann zu mir gesagt hatte, dass er sich lediglich im Namen aller Anwesenden auf das Herzlichste bedanken wolle und nun so böse und aufhetzerisch gegen meine Person polemisiert habe, obgleich wir einander nicht kennen. Ich bat die Zuhörer, selbst zu entscheiden, wem sie Glauben schenken wollen, und betonte nochmals, dass ich ihnen die Wahrheit des Wortes Gottes verkündete. Ein nicht enden wollender Applaus folgte, der die aufgebrachten Rufe jenes Mannes übertönte. An diesem Abend verkauften wir viele Neue Testamente, und einige Besucher stellten Fragen über den Glauben.

* * *

An einem anderen Ort gab es keinen größeren Raum zu mieten als allein die Disco. Der große quadratische Raum war bis zum letzten Platz besetzt – es mögen etwa 200 Personen anwesend gewesen sein. Kein Ausgang war frei, und die Luft war stickig und schwül. Ich saß bei der Technik in der dritten Stuhlreihe. Die beiden ersten Reihen waren mit Leuten mittleren Alters besetzt. Als ich mit meinem Vortrag begonnen hatte, fiel mir auf, dass sich einige Besucher störend benahmen. Sie redeten laut miteinander, lachten und schenkten meinen Ausführungen keine Aufmerksamkeit. Ihr Benehmen wirkte störend für alle Besucher, sodass ich mich gezwungen fühlte, diese Leute zu ermahnen, indem ich sie höflich darum bat, ruhig zu sein. Prompt erhielt ich zur Antwort, dass sie bewusst nicht still sein werden, bis ich allen Leuten sagen würde, zu welcher Sekte ich gehöre. Meine Entgegnung darauf war, dass ich am Ende des Vortrags dazu bereit sei, auf ihre Fragen Antworten zu geben. Somit verhielten sie sich ruhig. Obschon ich den Vortrag ungestört halten konnte, wurde ich von Angst geplagt. Meine Stimme wurde zeitweilig unsicher, und meine Hände waren nass von Schweiß. Ich befürchtete, dass dieser Abend nicht gut enden würde. Außer mir war lediglich ein junger Mitarbeiter dabei, der den Ernst der Lage nicht zu bemerken schien. Während meiner fachlichen Informationen betete ich im Herzen um die Hilfe des Herrn. Nun war der zweite Teil gekommen, und der Herr schenkte Kraft, dass ich trotz großer Angst das Evangelium weitersagen konnte. Als nach dem evangelistischen zweiten Teil das Lied »Wie groß bist Du« verklungen war, stand in dem halbdunklen Raum unter der Zuhörerschaft ein Mann auf und schrie mit lauter Stimme: »Hier haben wir es mit einem gefährlichen Sektierer zu tun. Durch diesen Mann geschieht Leid und Not im Salzburger Land.« Noch andere böse Worte schrie der Mann, der, wie sich herausstellte, der Pfarrer jenes Ortes war. Ich zitterte am ganzen Körper. »O Herr, hilf!« Ein Tumult in dieser heißen

Disco mit der düsteren Beleuchtung hätte zu einer großen Katastrophe führen können. Nach einigen Minuten war mir bewusst, dass ich diesen Mann unterbrechen musste. Ich entgegnete auf die bösen Vorwürfe mit ruhiger Stimme, dass die Zuhörer die Aussagen des Pfarrers an meinen Worten im zweiten Teil messen und selbst entscheiden sollen, wem sie Glauben schenken wollen. Daraufhin ging ein lautes Raunen durch die Zuhörer. Der Pfarrer ergriff noch einmal das Wort und schrie gegen mich so laut er konnte. Dies wurde von den Vortragsbesuchern nicht mehr geduldet. Bis auf wenige Ausnahmen stellten sich die Zuhörer auf meine Seite und lehnten die bösen Äußerungen entschieden ab. An jenem Abend gab es im Anschluss an den Vortrag gute Gespräche mit vielen Personen, die mehr von Gottes Wort hören wollten, und es wurden viele Neue Testamente verkauft. Der Herr Jesus hatte einen sichtbaren Sieg geschenkt.

* * *

Von 1980 bis 1983 war es mein Wunsch, die Orte Großarl, Kleinarl und Altenmarkt mit dem Evangelium zu erreichen. Die Gasthaussäle waren gemietet und der Postwurf war wenige Tage zuvor in alle Häuser des Großarl-Tals versandt worden. Als ich am Tag meines geplanten Vortragstermins 1983 zu einem Gasthaus nach Großarl kam, um alles für den Abendvortrag einzurichten, fragte mich der Gastwirt erstaunt, was ich denn eigentlich hier in seinem Haus wolle. Verwirrt über diese Frage entgegnete ich, dass ich bereits vor einigen Wochen bei ihm für heute Abend den großen Saal gemietet hätte. Davon wollte der Wirt nichts wissen. Ich versuchte ihm verständlich zu machen, dass es für mich höchste Zeit sei, meine Anlage aufzubauen, um rechtzeitig bis zum Vortragsbeginn fertig zu sein. Ein kurzes »Nein!« erhielt ich zur Antwort. Außerdem, so fügte er hinzu, würde am Abend ohnehin niemand zu meinem Vortrag kommen. Auf

meine Frage, was es mit dieser Behauptung auf sich habe, empfahl mir der Wirt, zur Post zu gehen, wo ich alles Weitere erfahren würde. Niedergeschlagen machte ich mich auf den Weg zum Postamt. Am Schalter erkundigte ich mich, ob meine Einladungen für den Gartenvortrag nicht versandt worden seien. Das zeitgerechte Verteilen wurde bestätigt. Man ließ mich zudem wissen, dass eben noch am Tag vor meinem Vortrag ein weiterer Postwurf an alle Haushalte verteilt worden wäre, mit der Information, dass mein Vortrag abgesagt worden sei. Leider erhielt ich keine Auskunft darüber, wer den Auftrag für diesen Postwurf erteilt hatte. Ich konnte es nicht mehr ändern, der Vortrag sollte tatsächlich nicht stattfinden.

Der nächste Vortrag war in Kleinarl geplant. Welch ein Schock für mich, als auch hier der Gastwirt vernehmen ließ, dass es in seinem Haus keinen Vortrag von mir geben würde. Er habe sich über mich erkundigt und erfahren, dass ich ein Sektierer sei. Mit so jemandem wolle er nichts zu tun haben. Mit diesem Boykott meiner Vorträge wollte ich mich nicht abfinden. Sofort machte ich mich auf den Weg, um rasch einen anderen geeigneten Saal zu finden, was mir auch gelang. Anschließend fuhr ich mit dem Megafon durch Kleinarl und machte bekannt, dass mein Vortrag in einem anderen Gasthof stattfinden würde. Der Abend kam, und der Saal füllte sich mit so vielen Leuten, dass der Platz zu knapp wurde. So half der Herr Jesus wunderbar und schenkte mir das nötige Durchhaltevermögen.

Am nächsten Tag ging es nach Altenmarkt. Mir war klar, dass sich auch dort Widerstand regen würde. Viel Geld war investiert worden, um alle Haushalte eines großen Bezirks mit Handzetteln einzuladen. Und jetzt sollte alles umsonst gewesen sein? Mit schwerem Herzen begab ich mich zur Rezeption des Gasthauses, wo ich vor einigen Wochen den Saal gemietet hatte. Als die Besitzerin mich erkannte, winkte sie gleich ab und befahl mir, ihr Haus gefälligst nicht zu

betreten. Mit einem Sektierer wollte sie nichts zu tun haben. Doch dieses Mal blieb ich hart. Ich sagte, dass ich diese Ablehnung weder verstehen noch weiterhin akzeptieren würde. Einerseits erwarte ich für den Abend eine zahlreiche Zuhörerschaft und zudem hätte ich den Saal persönlich für meinen Vortrag gemietet, es sei also von Anfang an klar gewesen, wozu der Raum benutzt wird, und wenn etwas dagegen gesprochen hätte, so hätte man mich rechtzeitig darüber in Kenntnis setzen müssen. Die Wirtin reagierte sehr böse. Trotz aller bösen Entgegnungen richtete ich den Saal für den Abendvortrag ein. Als alles bereit war, begab ich mich zur Eingangstür, um die ersten Besucher zu begrüßen. Ein gut gekleideter Mann kam auf die Tür zu. Sogleich nahm die Wirtin ihn beiseite und klagte ihm in meiner Gegenwart ihre Not, dass ich so stur sei und mich nicht habe wegschicken lassen. Der Mann tröstete diese Frau und sagte, dass er sich auf meinen Vortrag freuen würde. Mit Herzklopfen und einer gewissen Angst zeigte ich meine Dias und gab wichtige Informationen über den Bio-Garten weiter. Als aber der zweite Teil begann, wurde mir sehr unwohl zumute. Nachdem ich eine Zeit lang gesprochen hatte, stand ein Mann mitten im Publikum auf und rief nach vorne, mit welchem Recht ich über das Thema der Salzburger Emigration sprechen würde, und beschimpfte mich vor allen Anwesenden. Ich war darum bemüht, den Vortrag so schnell wie möglich zu beenden. Mein innerer Druck hatte sich während des ganzen Abends nicht abgebaut. Ermüdet und erschöpft verließ ich den Ort. Die Ablehnung vonseiten der religiösen Obrigkeit und die massiven Angriffe während des Vortrags kosteten mich viel Kraft. Oft fühlte ich mich wie ein Einzelkämpfer an der Front.

* * *

Gemeinsam mit den drei leitenden Brüdern im Pinzgau – Alois, Helmut und Thomas – unterhielten wir uns über Ziele in der nahen und fernen Zukunft, was die Gemeindeaufbauarbeit in Saalfelden betraf. Wir wollten beginnen, an jedem vierten Sonntag des Monats einen Gästegottesdienst zu veranstalten. Die Frage, wie die Geschwister zu diesen Anlässen motiviert werden konnten, ihre Bekannten und Nachbarn mitzubringen, beschäftigte uns. Wir dachten nach, wie das persönliche Leben mit Gott auszusehen hätte. Und wie stand es um unsere Disziplin? Waren wir bereit, auf Bequemlichkeiten zu verzichten, im Blick auf die Gemeinschaft mit dem Herrn? Großen Wert legten wir auf die Kinderstundenarbeit. Priorität hatten die Hausbesuche. Die Geschwister aus der Gemeinde sollten zu den Besuchen mitgenommen werden, wenn die verantwortlichen Brüder Hausbesuche machen. Wir waren uns einig, dass auf diese Weise eine der besten Schulungen zum Dienst der Geschwister geschehen würde. Wir wollten uns bemühen, mit einigen Geschwistern an bestimmten Wochentagen in der Bibel zu lesen. Die Aufgaben in der Gemeinde gedachten wir besser zu verteilen. Die einzelnen Geschwister sollten zu diakonischen Diensten ermuntert werden. An jedem fünften Sonntag eines Monats wurde ein Gemeindefest geplant. Gemeinschaft in Wort und Lied und persönlicher Austausch bei Kaffee und Kuchen waren stets wichtig. Die Lehre in der Gemeinde sollte nicht vernachlässigt werden. Uns war bewusst, dass nur das Wort Gottes allein die Christen im Glauben zu festigen vermag. Wir waren bemüht, ganze Bücher der Bibel fortlaufend auszulegen.

* * *

In schweren Zeiten, in denen ich mich bezüglich der missionarischen Tätigkeit oft schwach fühlte, wurde mir vor allem das Haus von Gerhard und Frieda in Deutschland

zum Segen. Es war ein Haus, in dem hauptsächlich über die weltweite Missionsarbeit gesprochen wurde. Liebevoll und mit größtem Interesse nahmen Frieda und Gerhard am Fortgang unserer missionarischen Arbeit in Österreich teil. Sie konnten nie genug darüber hören, wie die Gemeindegarbeit wuchs. Das Wohlergehen unserer Familie lag diesen Freunden sehr am Herzen. Wie oft ich in der Zeit meines Missionsdienstes von Gerhard angerufen wurde, lässt sich nicht zählen. Er wurde mir zu einem lieben Freund, der mittrug. Die Freunde dieser Familie sind rund um die Erde zu finden. Regelmäßig erkundigt sich Gerhard bei Missionarsfamilien in Japan, in Afrika und auf anderen Erdteilen nach ihrem Ergehen.

Auf meinen Reisen nach Deutschland durfte ich während vieler Jahre bei Elfriede und Erhard liebevolle Gastfreundschaft genießen. Die herzliche Begrüßung zeigte mir, dass ich ein willkommener Gast war, auf den man mit Sehnsucht gewartet hatte. Der Duft von einem liebevoll zubereiteten Abendbrot setzte gewissermaßen das Siegel unter die Begrüßung. Am Tisch wurde über das beiderseitige Wohlergehen unserer Familien ausgetauscht. Dann folgten Gespräche über das Wachstum der jungen Versammlungen in Österreich. Der Höhepunkt dieser Gemeinschaft war der Austausch über unsere persönliche Beziehung zum Herrn. Wir sprachen über Segnungen und neue Erkenntnisse aus Gottes Wort, die uns näher zu ihm gebracht hatten. Abschließend setzte sich Erhard an seine Orgel und sang Loblieder.

Auch die kostbaren Stunden bei Alfred und Christiane wurden mir zum großen Segen. Viel Verständnis und Ermutigung wurde mir in ihrem Haus zuteil. Wie viel Gutes erwiesen sie uns über einen langen Zeitraum!

Missionare erleben viele große innere Spannungen, und ihr Dienst für den Herrn erfordert Verzicht und Entbehrungen. Oftmals erhalten diese treuen Diener kaum Anteilnahme aus der Heimat oder von Bekannten. Eine viel

gehörte Entgegnung ist, dass man im eigenen Zuhause alle Hände voll zu tun habe und sich nicht zusätzlich um Nöte auf dem Missionsfeld kümmern könne. Wie anders waren hierin meine Eltern. Sie nahmen Anteil am Fortgang unseres Dienstes trotz ihrer vielen Arbeit. Jede Woche meiner Dienstzeit in Österreich von 1969 bis 1990 rief meine Mutter aus der Schweiz an oder sandte einen Mut machenden Brief. Wir durften über Jahre hinweg erleben, wie durch eine kleine Postkarte oder einen kurzen Anruf große Wohltaten bewirkt werden konnten. Mit der modernen Technologie von heute ist es einfacher geworden, schnell einen Gruß an jeden Ort der Welt zu senden. Vor allem die Geburtstage sollten nicht in Vergessenheit geraten. In dieser schnell eilenden Zeit nicht vergessen zu sein, ist ein besonderer Reichtum. Welche Missionare oder Prediger kennen wir, denen wir von Zeit zu Zeit schreiben und an deren Dienst wir Anteil nehmen könnten? Ein solcher Dienst ist wertvoll. Eine große Freude, die ich stets bei meinen Reisediensten in der Schweiz erleben durfte, war, wenn Glaubensgeschwister zu mir sagten, dass sie jeden Tag bewusst für uns und unsere Familie und die Missionsarbeit in Österreich beten würden. Nicht nur an der Front stehende Christen brauchen Zuspruch und Ermutigung. Es sind auch die einfachen oder schwachen Gemeindeglieder oder unsere Freunde im Altenheim, die sich über einen lieben Gruß freuen. Durch dieses Nicht-Vergessen konnte manch christusferner Mensch für den Herrn gewonnen werden, weil er sich in der Zuwendung eines Christen mit der Liebe Gottes konfrontiert sah.

* * *

Es war ein eiskalter verschneiter Frühlingstag 1986. Eigentlich hätte man für den Monat Mai warmes Wetter erwartet. Diese Wechselbäder von Schnee, Regen und Sonne sind im Pinzgau nicht selten. Nur wenige Tage waren seit dem

Super-GAU in Tschernobyl vergangen. Überall sprach und hörte man darüber. Viele waren von großer Furcht geplagt, weil nicht abzusehen war, welche negative Folgen dieses Ereignis auf Österreich haben könnte. In dieser Zeit fand mein Vortrag in Bruck an der Großglocknerstraße statt, mit dem Thema: »Freude und Erfolg durch lohnendes Arbeiten im Bio-Garten«. Im zweiten Teil nahm ich während der evangelistischen Botschaft auf die Ereignisse der vergangenen Tage Bezug. Die Zuhörerschaft war nachdenklich, und es gab an jenem Abend viele Fragen über Gottes Wort. Ein junger Familienvater war mir an diesem Abend positiv aufgefallen. Nach Ende des Vortrags kam er auf mich zu, und es ergab sich ein interessantes Gespräch. Manfred wollte mehr von meiner Glaubensüberzeugung wissen. Ich war nicht wenig erstaunt, als er einige Bibelstellen aus dem Römerbrief auswendig aufsagen konnte. An diesem Abend erzählte er mir seine Lebensgeschichte, angefangen von seinem Elternhaus bis zu seiner Aufgabe als Volksschuldirektor. Ich erzählte ihm von meinen Bibelrunden in verschiedenen Orten des Pinzgau. Er zeigte sich interessiert. Es dauerte nicht lange, da kam er mit seiner Frau zu den Bibelrunden. Ich war bei ihnen zu Hause stets ein gern gesehener Gast. Neben ihrem Haus hatte diese Familie einen großen Garten angelegt. Selten sah ich solch schön gebaute Hügelbeete wie hier. Der Garten wurde mit viel Fleiß und der Mitarbeit der ganzen Familie gepflegt. Die größte Freude der Familie war das Wandern und Klettern. Wir planten eine gemeinsame Wanderung in die Berge. Sie mit ihren fünf und wir mit unseren vier Kindern. Ein strahlend schöner Sommertag kündigte sich an. Auf dem Weg zum Gipfelkreuz waren wir nicht in Eile, sondern nahmen uns Zeit zum gemeinsamen Austausch und Staunen. In einigen Gebirgsrinnen lag noch Schnee. Plötzlich ein Schrei. Die Stimme kam von unserem Markus. Er war über eine steile Böschung hinab ins Geröll gestürzt. Dabei wurde sein rechter Oberschenkel durch einen Stein

aufgeschnitten. Die Wunde blutete stark. Sie konnte aber gut versorgt und verbunden werden, sodass Markus die Wanderung bewältigen konnte. Am Gipfelkreuz angekommen, unterhielten wir uns über die wunderbare Schöpfung Gottes und sangen miteinander das Lied »Wie groß bist Du«. Dieser Tag bewirkte in den Herzen jener Familie den Wunsch, ganz bewusst mit Gott zu leben. Bald danach kamen die Eltern zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus. Von Anfang an waren sie bei allen Versammlungen und Bibelstunden treu dabei. Die Bevölkerung hatte Angst, dass ihr Volksschuldirektor in eine Sekte geraten sei. In einer Wochenzeitung wurde gegen den Lehrer geschrieben. Aber in alledem blieb die Familie dem Glauben treu. Sie ließen sich von dem Glauben, der ihnen so wertvoll geworden war, nicht abbringen.

* * *

»Velden muss ein Fixpunkt in deinem Terminkalender sein.« Mit diesen Worten verabschiedeten sich die beiden Männer Josef und sein Freund am Ende meines Vortrags in Velden am Wörthersee. Nach einem »Ja« meinerseits folgte von der Menge im Saal ein lang anhaltender Applaus. Von da an war jeder weitere Besuch in Velden ein Fest für mich und ein Höhepunkt bei meinen vielen Vorträgen. Josef arbeitete in der Raiffeisenbank, sein Freund war Hauptschuldirektor. Diese beiden Männer organisierten alljährlich meine Vorträge an diesem Ort. Jedes Jahr bekam ich von Josef Urlaubsgrüße zugesandt, die jeweils mit den Worten endeten: »Wir freuen uns auf Dein Kommen nächstes Frühjahr in Velden.« Oft staunte ich über die körperliche Frische und Gesundheit dieses Mannes. Es schien ihm immer gut zu gehen. Er legte großen Wert auf gesunde Ernährung und Fitness. Doch in einem Jahr kam keine Karte. Hatte er mich vergessen? Schließlich rief ich bei ihm zu Hause an. Der Anruf wurde von seiner Frau Erika entgegengenommen. Traurig erzählte

sie mir, dass Josef seit Weihnachten an Bauchspeicheldrüsenkrebs leide. Ich fuhr sofort nach Velden, um Josef zu besuchen. Als mich seine Frau ins Wohnzimmer führte, sah ich auf dem Lehnstuhl einen greisen Mann sitzen. Er bemerkte, dass ich erschrocken war, und sprach: »Walter, ich bin es, Josef.« Er bat mich, neben ihm Platz zu nehmen, denn er hätte einige wichtige Fragen an mich. Mit seiner mageren Hand auf das am Tisch liegende Buch hinweisend, fragte mich Josef, ob ich dieses Buch kennen würde. Natürlich kannte ich dieses Buch, es war das Neue Testament, das ich ihm vor einigen Jahren nach einem meiner Gartenvorträge geschenkt hatte. »Hast du darin gelesen?«, fragte ich ihn. Erst jetzt, da er krank war, hatte er begonnen, in diesem Buch zu lesen, und er war total überwältigt von dem, was er las. Er bedauerte, dass ihm früher alles andere wichtiger gewesen war, als in diesem Buch zu lesen. »Verstehst du, was du liest?«, war meine Frage. Darauf erwiderte er mir mit trauriger Stimme, dass es für ihn keine Rettung mehr gäbe, dass er ewig verloren sei. »Welch eine Aussage von diesem vom Tod gezeichneten Menschen«, dachte ich. Ich bat ihn, mir zu sagen, warum er meine, dass er ewig verloren sei. Er antwortete, dass es schwarz auf weiß so dastehen würde, und deutete auf die Bibelstelle in Römer 3,23: »Denn alle haben gesündigt und haben die Herrlichkeit Gottes verloren.« Ich bat ihn, doch auch den nächsten Vers zu lesen: »Und werden umsonst gerechtfertigt durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christus Jesus ist.« Ich erklärte ihm diese Bibelstelle und zeigte ihm anhand des Wortes Gottes, was die Gnade Gottes bedeutet. Auch erklärte ich ihm, wie jeder Mensch zu Jesus Christus kommen darf und dass Jesus Sünden vergibt. In seiner körperlichen Schwachheit stand Josef vom Stuhl auf, streckte seine Hände aus und rief: »Dann gibt es Hoffnung für mich!« Gemeinsam beteten wir zum Herrn Jesus, und Josef fand Frieden mit Gott. Erika, seine Frau, konnte sich an diesem Tag nicht mit uns freuen.

Warum könne Gott es zulassen, dass ihr Mann von ihr und den fünf Kindern hinweggerissen werde? Sie schrie ihre Not hinaus. An solch einen Gott könne und wolle sie nicht glauben.

Von diesem Tag an war ich öfter bei Josef zu Besuch. Der Tag, an dem ich ihn zum letzten Mal sah, war für mich bewegend. Es waren gesegnete Stunden. Josef wollte mit mir über den Himmel sprechen. Der Herr hatte sein Herz in wenigen Wochen tief greifend verändert. Er sagte, wie sehr er es bedauern würde, nicht schon viel früher diesen Frieden gefunden zu haben. Jeden Tag vor seinem Heimgang in die Herrlichkeit wollte er nutzen, um seinen Freunden und Bekannten von Jesus zu erzählen. Jeder, der ihn besuchte, musste ihm aus der Bibel vorlesen. Der tiefe Frieden und die Freude meines sterbenden Freundes waren ergreifend. Beim Abschiednehmen konnte ich nochmals mit Erika sprechen. Sie sagte, dass dies ein Gott der Liebe sein muss, der ihrem Josef Kraft gab, in seinen furchtbaren Schmerzen nicht zu verzagen. Wir sprachen über Jesus und was er für uns auf Golgatha tat. Sie fand in jenen Tagen zum Glauben an Jesus.

* * *

Wir wohnten bereits einige Jahre in Harham, als in einer Nacht ein gewaltiger Föhnsturm durch das Tal fegte. Esther und ich sprangen aus dem Bett und eilten in die Zimmer unserer Kinder. Wir befürchteten, dass der Sturm die Fensterscheiben zertrümmern würde, denn die Fensterrahmen waren in schlechtem Zustand. Die großen Scheiben wölbten sich gegen den Innenraum der Zimmer. Schnell holten wir die Kinder aus ihren Betten in unser Zimmer und waren dankbar dafür, dass die Scheiben dem Druck des Sturms gerade noch standhielten. Als ich dieses Erlebnis meinem Freund Erhard erzählte, wollte er uns sofort helfen. Er baute für unser Miethaus in seiner Firma neue Fenster und für den

offenen Durchgang zwischen Wohnhaus und Garagen eine Tür. So erfuhren wir die treue Fürsorge des Herrn.

* * *

Wegen meiner Vortragstätigkeit war ich oft während einiger Wochen von zu Hause weg. Weit von meinen Lieben entfernt überfielen mich oftmals Ängste wegen der Einsamkeit, in der meine Familie wohnte – stand das Haus doch recht einsam an dieser stark frequentierten Bundesstraße. Wie gut, dass ich jeden Tag aufs Neue meine Lieben der treuen Obhut Gottes anbefehlen durfte.

Weil ich viel fort war und Esther die Einkäufe besorgen, die Kinder zum Bahnhof, Musikunterricht oder Arzt fahren musste, benötigten wir dringend ein zweites Auto. Der Herr fügte es, dass ein lieber Freund uns zur rechten Zeit einen VW Golf schenkte.

Brückenbauer

Brücken schaffen Verbindungen. Zwischen meinem Herzen und dem Herzen meines Gegenübers befindet sich oft eine tiefe Kluft. Man versteht sich nicht und steht den Worten des anderen misstrauisch gegenüber. Als Brückenbauer dürfen wir uns Gedanken machen, wie wir einander begegnen können. Was sind die Interessen meines Gegenübers? Welche Hilfe benötigt er? Wie kann ich für ihn da sein? Genau genommen sah ich meine Vorträge als eine Brücke zu den Herzen der Bevölkerung. Ich versuchte, den ersten Schritt zu gehen, um den Menschen zu zeigen, dass ich sie wertschätze. Über den Garten und durch Gottes Schöpfung wollte ich sie zu einer Begegnung mit dem Herrn Jesus führen. Ich wollte aus meinen Zuhörern keine Bio-Gärtner machen, sondern echte Jesusnachfolger.

* * *

Es war bei einem der ersten Vorträge in Lofer im Pinzgau, als mich Albin zu sich nach Hause einlud. Sie hätten Probleme mit den Nacktschnecken. Durch die kühle und nasse Witterung wurden die Schnecken zu einer Plage. Auf der Fahrt dorthin bat ich den Herrn, dass er diesen Besuch segnen und dass es zu einem Gespräch kommen möge, das über das Interesse des Gartens hinausgeht. Ich weiß nicht mehr, welchen Rat ich bezüglich der Schnecken gab. Meine Freude war groß, als ich mit Albin über das sprechen konnte, was für mich das Wichtigste ist: über die Gemeinschaft mit dem lebendigem Gott. Einige Zeit später durfte die ganze Familie zum Glauben an den Herrn Jesus finden.

* * *

Wenn wir den Herrn Jesus lieben und ihm bewusst nachfolgen, ist es unser Bestreben, Freunde und Bekannte mit der Botschaft Jesu vertraut zu machen. Dies kann über den Garten, das Klettern, Skifahren, Tennis, Angeln, Kochen, Basteln usw. geschehen. Wichtig ist, dass wir uns Weisheit erbeten, wie wir in liebevoller Weise an die Herzenstür unserer Mitmenschen gelangen, in dem Wissen, dass letztendlich nur der Heilige Geist die Herzen der Menschen für Jesus öffnen kann.

In den Jahren meiner Vortragsarbeit durfte ich erfahren, wie gut es ist, Menschen für die Schönheit der Natur zu begeistern. Hier werden auch die größten Gegner des Evangeliums ins Staunen versetzt. Natürlich kann dieses Staunen auch bei Gebirgswanderungen oder bei anderen Gelegenheiten geweckt werden. In der erhabenen Schöpfung, in der sich der Mensch angesichts der Majestät und Pracht gewaltiger Bergriesen klein und unbedeutend fühlt, kann der Mensch etwas von der Größe des Schöpfers erahnen. Das war mein Prinzip bei meinen Multi-Media-Schauen – ein Staunen über die Weisheit des Schöpfers zu wecken.

Nach dieser ersten Tür kommt die zweite: die Haustür – die unsrige und die des Freundes. Zuerst laden wir die Freunde in unser Haus ein, wo ihnen ein erfrischendes Getränk oder ein duftender Kaffee angeboten wird. Kekse und Kuchen sind bereits vorbereitet. Nun beginnt der gemeinsame Austausch. Es werden ungezwungene Gespräche geführt, z. B. über den Garten. Langsam bekommt das Gespräch ein anderes Gewicht. Es wird überlegt, in welcher Weise über Gott und sein Wort gesprochen werden kann. Ist die Zeit des Beisammenseins vorbei, verabschiedet man sich mit dem Wunsch, sich bald wieder zu treffen. Häufig kommt die Gegeneinladung, die man freudig annimmt. So wird der Kontakt vertieft und das Vertrauen wächst.

* * *

Als ich zum ersten Mal in das Haus von Rudi und Anni eingeladen wurde, beschäftigte Rudi nur diese eine Frage, was er mit seinen Apfelbäumen tun sollte, damit sie mehr Früchte tragen würden. Gerne gab ich meine Kenntnisse über Obstbäume zum Besten. Eine weitere Einladung folgte, und wieder sprachen wir nur über die Obstbäume und den Garten. Beim nächsten Treffen ging mein Wissen über die Obstbäume zur Neige. So konnte es doch nicht weitergehen, immer nur über diese Bäume zu reden. Die Gartenberatung mag ja gut und recht sein, aber auf Dauer ... Als ich das nächste Mal bei dieser Familie eingeladen war, fragte ich Rudi vorsichtig, ob er etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn ich bei meinem nächsten Besuch in vierzehn Tagen mit ihm das Johannes-Evangelium lesen würde. Zwischen uns bestand bereits eine gute Freundschaft, und ich wusste, dass jetzt der Zeitpunkt gekommen wäre, über das Wichtigste zu reden. Welch eine Freude, als Rudi einwilligte! Von jenem Tag an waren die Gartengespräche zur Nebensache geworden. Es gab nun etwas, was dieser Familie viel wichtiger wurde: Gottes Wort kennenzulernen.

* * *

Die dritte Tür ist die Herzenstür. Bei den gegenseitigen Besuchen darf man sich so gut kennenlernen, dass von einer Freundschaft gesprochen werden kann. Einem Freund kann wesentlich mehr anvertraut werden als einem Menschen, den man nur oberflächlich kennt. Gegenseitiges Vertrauen muss wachsen. Es wird einem bewusst, dass jeder Mensch ein Individuum ist. Jeder Mensch hat einen anderen Hintergrund, eine andere Erziehung und seine eigene Biografie. Auch beruflich gibt es Unterschiede. Diese Verschiedenheiten sind eine Herausforderung an uns, die wir Menschen zu Jesus führen möchten. Hier sind wir auf die Hilfe unseres Herrn angewiesen.

Wichtig ist die Wertschätzung gegenüber unserem Nächsten. Jeder, mit dem wir ein Gespräch führen, soll merken, dass wir ihn achten und schätzen. Alles, was er uns sagt, soll uns wichtig sein. Die Wertschätzung zeigt sich vor allem im Zuhören. Hören heißt auch schweigen können. Oftmals geben wir zu schnell Antworten. Unüberlegte Antworten können Anstoß erregen und unseren Unwillen für das gerade laufende Gespräch kundtun. Mit unseren Antworten können wir signalisieren, wie sehr uns das Gespräch interessiert. Wir sollten uns im Verlauf des Gesprächs immer wieder die Frage stellen, welchen Eindruck wir dem Gegenüber hinterlassen. Wir sollen ihm zu verstehen geben, dass unsere Aufmerksamkeit nun ganz ihm gilt. Dies wird ihn beeindrucken. Hierbei gilt es einfache Dinge zu meiden, wie z. B. das Essen von Knoblauch vor dem Treffen. Mundgeruch kann abstoßend wirken und das Gespräch stören. Das Gähnen sollte vermieden werden. Einmal Gähnen kann verziehen werden, ein zweites Mal nicht mehr. Man sollte nicht nach Schweiß riechen. Manchmal reicht es, kurz vor dem Besuch etwas Parfüm zu gebrauchen. Allgemein ist auf ein gutes und gepflegtes Äußeres zu achten. Die Wohnung sollte sauber aufgeräumt sein. Ich hielt mich während meiner Missionsarbeit in manchen Häusern auf, in welchen ich mich geradezu danach sehnte, so schnell wie möglich wieder an die frische Luft zu gelangen. Unsere Gäste sollten den Wunsch haben, bald wieder in unser Haus zu kommen. Auch die Temperatur muss stimmen. Besonders in kalten Monaten sollte darauf geachtet werden, dass die Zimmertemperatur angenehm ist. Wir freuten uns, wenn sich die Gäste bei uns wohlfühlten.

* * *

Von zwei Familien aus Saalfelden wussten wir aus persönlichen Gesprächen, dass sie sehr gerne Salate aßen. Warum

nicht ein Salatfest organisieren, um liebe Menschen für den Herrn zu gewinnen? An einem Spätsommernachmittag war es so weit. Alles war von Esther liebevoll zubereitet worden: Kopfsalate und Pflücksalate, grün und bunt, Kraut-, Karotten- und Rote-Rüben-, Sellerie-, Tomaten- und Zuckerhutsalat, ohne und mit Zwiebeln mit Schweizer Marinade und den ausgewählten Gewürzkräutern. Das Vollkornbrot in verschiedenen Sorten durfte nicht fehlen. Die Stube war liebevoll geschmückt, und auf den Servietten lagen frische Blümchen. Nach einer kurzen Begrüßung konnte das Essen beginnen. Wir als Familie waren mit dabei. Es war ein schöner Nachmittag in lieber Gesellschaft. Gelegentlich wurde ich auf meine Vorträge und den zweiten Teil darin angesprochen. Die Salatmenge reichte nicht aus. Mehr als einmal ging ich in den Garten, um noch mehr zu ernten.

Als eine der Familien wenige Monate später zum Glauben an den Herrn Jesus fand und ich sie fragte, was für ihre Bekehrung ausschlaggebend gewesen sei, nahmen sie auf das Salatessen Bezug. Dies sei der eigentliche Auslöser zu der Lebensübergabe des Mannes an den Herrn Jesus gewesen. »Warum denn gerade dieser Nachmittag«, wollte ich wissen, »wir hatten doch kaum über die Bibel und über Gott gesprochen?« Es war der ganze Nachmittag und die fröhliche Stimmung an sich gewesen. Auf der Rückfahrt sagte er zu seiner Frau, dass er bei uns etwas erlebt habe, was er sich auch für seine Familie sehnlichst wünsche. Der Friede in unserem Haus und die Liebe untereinander beeindruckte diese Familie.

Durch solche Begebenheiten wird sichtbar, dass wir durch unser Leben auf unsere Mitmenschen immer Eindruck hinterlassen, zum Guten oder zum Schlechten. Wir tragen Verantwortung für das gelebte Zeugnis. In Kolosser 4,5-6 steht: »Wandelt in Weisheit denen gegenüber, die draußen sind, und kauft die Zeit aus! Euer Wort sei allezeit in Gnade, mit Salz gewürzt, damit ihr wisst, wie ihr jedem Einzelnen ant-

worten sollt.« Und in Epheser 5,15: »Seht nun genau zu, wie ihr wandelt, nicht als Unweise, sondern als Weise.« Das Wort Gottes lehrt uns, dass die Gläubigen so leben sollen, dass sie ein Zeugnis für die Glaubwürdigkeit des christlichen Glaubens sind. Sie sollen aus jeder evangelistischen Gelegenheit das Beste herausholen. »In Gnade reden« – was nützlich, angemessen, freundlich, aufmerksam, sinnvoll, lobend, milde, wahr, liebevoll und gut durchdacht ist. Epheser 4,29: »Kein faules Wort komme aus eurem Mund, sondern nur eines, das gut ist zur notwendigen Erbauung, damit es den Hörenden Gnade gebe.« Das heißt, über die Lippen von Christen sollen niemals unweise, Schaden stiftende Reden kommen. Die Sprache der Christen sollte konstruktiv, ermutigend, aufbauend und der Situation angemessen sein. »Mit Salz gewürzt«: Die Sprache eines Christen soll eine reinigende Wirkung und Einfluss auf die zerfallende Gesellschaft dieser Welt ausüben. Unsere Verantwortung ist oftmals größer als wir meinen. Welchen Eindruck haben wir bei unseren Gästen, den gläubigen und ungläubigen, hinterlassen? Wenn wir uns dessen bewusst wären, wie unser Leben auf unsere Mitmenschen wirkt, würden wir Gott vermehrt um Weisheit bitten, so zu leben, dass wir ein echtes Vorbild sein können.

* * *

Es war anlässlich der Glaubenskonferenz der VFVG 1984 im Kongresszentrum Biel in der Schweiz, als mir die Gelegenheit geboten wurde, über meinen missionarischen Dienst in Österreich zu berichten. Unter anderem richtete ich die Frage an die jungen Geschwister, die an der Konferenz zugegen waren, ob jemand dazu bereit wäre, zu uns nach Österreich zu kommen, um uns in der Vortragsarbeit behilflich zu sein. Unmittelbar nach meinem Aufruf zur Mitarbeit kam in der Pause ein junger Mann aus Zweisimmen auf mich zu. Andreas sagte, dass er dazu bereit wäre, für den Herrn mis-

sionarisch tätig zu sein. Welch eine Freude für mich, eine so schnelle Zusage zu erhalten! Wenige Monate später, als Andreas bereits bei uns in Saalfelden war, erfuhren wir, dass er an einer Lungenkrankheit litt. Diese Krankheit bereitete ihm Sorgen. Er wusste, dass er schon als junger Mensch sterben würde, es sei denn, der Herr wirke ein Wunder an ihm.

Andreas war von früher Jugend an viel unterwegs gewesen. Er war bekannt für seine Liebe zum Auto und ließ sich zum Automechaniker ausbilden. Andreas fand leicht Kontakt zu den Leuten. In den Gesprächen mit seinen Freunden war seine Gesundheit kein Thema, und er gab keine körperlichen Schwächen preis. Andi wusste, dass es Wichtigeres auf der Welt gab als Autofahren. Je älter er wurde, desto ernsthafter stand er zu seiner Überzeugung, zum Glauben an Jesus Christus. Er schämte sich nicht, zu den Frommen zu gehören. Schließlich kam er zu uns nach Österreich, wo er sein Leben für den Herrn einsetzen wollte.

Selten haben wir bei einem jungen Menschen einen solchen Eifer für das Werk des Herrn erlebt wie bei Andreas. Wir ermutigten uns gegenseitig zum Dienst. Er war viele Jahre jünger als ich und doch sehr reif in seinem Denken und Handeln. Nie war ihm etwas zu viel oder zu schwer. Er wollte mich von allen schweren Lasten fernhalten und nahm darin Rücksicht auf mein Rückenleiden.

Durch die Betondecken und Türen unseres Hauses hörten wir, hauptsächlich in den frühen Morgenstunden, Andis schweren Husten. Wenn er dann am Frühstückstisch saß, blass und schwer atmend, wurde uns stets bewusst, dass Andi ein schwer kranker Mann war. Wenn er sich von den Hustenanfällen erholt hatte, war er der fröhliche und starke Andi, wie er es gerne immer gewesen wäre. Unsere damals noch kleinen Kinder hingen an ihm wie an einem großen Bruder. Mit ihnen baute er im Winter Schneeburgen, und im Frühling spielte er mit ihnen Fußball und Tischtennis. Unsere Kinder liebten ihn von ganzem Herzen.

Andreas wollte Tag und Nacht dienen. In den Jahren 1985 bis 1988, als sich meine Vortragsarbeit über ganz Österreich erstreckte, war Andreas mein treuer Begleiter. Von einem Vortragsort zum nächsten waren meistens weite Distanzen zurückzulegen. Nie hörte ich aus seinem Mund, dass ihm etwas zu viel geworden sei. Seine Müdigkeit ließ er sich nur selten anmerken. Er sah den Sinn dieser Arbeit wie kaum ein anderer Mitarbeiter als wertvolle missionarische Möglichkeit. Andreas gewann schnell überall Freunde. Weil ich während der Vortragszeit jeweils nur wenige Stunden pro Tag zu Hause in Harham sein konnte, war ich gezwungen, für die eigene Gartenarbeit des Öfteren die frühen Morgenstunden zu nutzen. Wenn Andi hörte, dass ich wieder sehr früh im Garten arbeitete, dauerte es nicht lange, bis er auch draußen war und unbedingt helfen wollte.

Fünf Jahre war Andi meine unentbehrliche Stütze und Hilfe. Er liebte die Leute in diesem Land, war sehr gerne hier und setzte sich für die Arbeit voll ein. Zwischendurch ging er in die Schweiz zurück, um seinen Lebensunterhalt in der Autowerkstatt zu verdienen. Als die Krankheit sein Leben zunehmend erschwerte, konnte er nicht länger bei uns in Österreich bleiben und ging wieder zurück in seine Heimat, wo er im November 1990 verstarb.

Noch viele Jahre nach seinem Heimgang in die Herrlichkeit fragten Leute nach ihm und bezeugten, welch ein Vorbild Andreas für sie war.

Andi bleibt mir in Erinnerung als ein Mann des Gebets. Er verbrachte viel Zeit in der Stille mit Beten und Bibellesen. Waren wir miteinander unterwegs, so sprachen wir viel über die Herrlichkeit des Herrn. Sein Grabstein unter mächtigen Bäumen auf dem Friedhof in Zweisimmen ist eine aus Stein gemeißelte Feuerflamme. So war Andis Leben. Ein brennendes Licht für den Herrn.

* * *

Günter war für einige Monate mein Mitarbeiter. Seit seiner Bekehrung ging es ihm zu Hause nicht mehr gut, denn seine Eltern fürchteten, dass ihr einziger Sohn in eine Sekte geraten sei. Dieser Zustand bewegte den damals jungen Mann sehr. Es war Günters Anliegen, seine Eltern, die er über alles schätzte und liebte, für den Herrn zu gewinnen. Esther und ich hatten selten erlebt, dass jemand so innig für die Bekehrung seiner Eltern betete. Es nahte der Tag, an dem ich im Festsaal in Saalfelden einen Gartenvortrag präsentieren sollte. Günter ließ mich im Voraus wissen, dass seine Eltern zum Vortrag kommen würden. Der Festsaal füllte sich langsam mit Besuchern, und bald sollte der Vortrag beginnen, als Günter freudestrahlend mit seinen Eltern zu mir kam und sie mir vorstellte. Ich gab meiner Freude über ihren Besuch Ausdruck. Einige Minuten später betrat ein Bekannter von Günters Vater Georg den Saal und fragte ihn spöttisch, ob er also auch beim Vortrag vom »Bischof« dabei sei. Darauf erwiderte Georg, dass er gekommen sei, um den Vortrag von Walter Mauerhofer zu sehen und zu hören. Sein Bekannter entgegnete, dass er schon noch erleben werde, wie der Mauerhofer am Ende des Vortrags alle Zuhörer zu seiner Sekte bekehren wolle. Dieses unweise Reden von Georgs Bekanntem machte mich traurig. Endlich, nach viel Gebet und Flehen, besuchten Günters Eltern den Vortrag, und jetzt dieses böse Reden jenes Mannes. Innerlich bat ich den Herrn, mir an diesem Abend die nötige Weisheit und die rechten Worte zu schenken und in besonderer Weise zu den Herzen von Günters Eltern zu sprechen. Sie verabschiedeten sich nach dem Vortrag, ohne viel zu sagen, aber sie hatten zumindest einen positiven Eindruck erhalten.

Günter richtete mir eines Tages aus, dass sein Vater den Wunsch hätte, von mir bezüglich der Kompostierung Rat zu bekommen. Dieses Angebot nahm ich gerne an. Vor jener Kompostierungsberatung betete ich, dass der Herr Jesus bei meiner Hilfe Gnade und Segen schenken möge.

Welch eine Gebetserhörung, denn selten erlebte ich, dass ein Komposthaufen so gut verrottete und zu guter Erde wurde. Eines anderen Tages erreichte uns die Nachricht, dass Günters Mutter wegen eines heimtückischen Rheumafiebers im Krankenhaus lag. Daraufhin besuchte ich Gudrun einige Male im Krankenhaus. Sie hatte von ihrem Sohn das Buch »Jesus unser Schicksal« von Pfarrer Wilhelm Busch erhalten und nahm sich die Zeit, darin zu lesen. Durch dieses Buch wurde ihr die Botschaft der Bibel deutlich. Der Heilige Geist wirkte Sündenerkenntnis und einen großen Hunger nach dem Wort Gottes. Es war an einem Nachmittag, als ich mir vornahm, zuerst Gudrun im Krankenhaus und anschließend Georg zu Hause zu besuchen. Welch eine Freude für mich, als ich an jenem Tag Gudrun den Weg zu Jesus zeigen durfte. Wegen der Bekehrung von Gudrun mit Freude erfüllt, fuhr ich zu Georg, um dort mit ihm den Komposthaufen zu begutachten. Dort angekommen, ging es jedoch nicht sogleich in den Garten. Georg stand in der Küche am weit geöffneten Fenster und rief mir zu, ich möge doch ins Haus kommen, denn er sei in großer Not. Tränen liefen ihm über die Wangen. Als ich mich zu Georg setzte, lag auf dem Tisch die aufgeschlagene Bibel. Er bat mich, ihm in seiner inneren Not zu helfen, denn er sei ein Sünder und schuldig vor Gott. Ich durfte Georg denselben Weg zum Herrn Jesus zeigen wie kurz zuvor seiner Frau. Er kam zu Jesus, bereute seine Sünden vor Gott und fand Vergebung. Als ich ihm sagen durfte, dass eben vor einer Stunde seine Frau im Krankenhaus dasselbe erleben durfte, weinte er vor Freude. Es dauerte nicht lange, bis sich auch Günters Schwestern bekehrten, und später auch Georgs Mutter. Günters Gebete wurden auf wunderbare Weise erhört.

Nicht stehen bleiben

In der Vortragsarbeit lohnte es sich, die weiten Entfernungen in Kauf zu nehmen, um lieb gewonnene Orte immer wieder aufzusuchen. Jedes Jahr gab es Interessenten, die sich auf mein Kommen freuten. Vielleicht würde die Botschaft des Evangeliums ihre Herzen diesmal erreichen. Durch Kontinuität können die Besucher den Referenten schätzen und lieben lernen. Das Vertrauen wächst. Als ich an einem der Vortragsorte gerade mit den letzten Vorbereitungen für den Abendvortrag beschäftigt war, trat ein Besucher an mich heran und fragte, ob er im Anschluss an meinen Vortrag nochmals mit mir reden könne. Er hätte mir etwas Wichtiges zu sagen. Nach dem Vortrag kam jener Mann wie versprochen auf mich zu. Zuerst bedankte er sich für den Vortrag, besonders aber für den zweiten Teil, in dem ich über das vierfache Ackerfeld sprach. Einige Jahre habe er meine Vorträge nicht mehr besucht, nun wolle er aber wissen, ob ich noch immer zu meiner Glaubensüberzeugung stehen würde. Sollte dies der Fall sein, dann würde er wissen, dass ich die Wahrheit sage.

* * *

Mit der Vortragsarbeit erreichten wir keinen finanziellen Wohlstand. Dies war nicht unser Ziel. Jedes Jahr hatten wir dieselben Sorgen, die uns angesichts der großen finanziellen Belastungen bedrücken wollten. Jahr für Jahr gestaltete sich uns die neue Vortragstournee als ein Glaubenswagnis. Es war meine Frau Esther, die mich immer wieder ermutigte, mein Herz nicht schwer werden zu lassen, denn der Herr hätte uns bis dahin beigestanden. Gab es auch manchmal Engpässe – die finanziellen Mittel waren wie durch ein Wunder ausreichend vorhanden, wenn wir sie brauchten.

In gewissen Zeitabständen versandten wir Gebetsbriefe an treue Freunde und Beter. »Haltet an am Gebet!«, Römer 12,12, so bat ich in meinen Briefen. Überall fanden wir offene Türen für die Verkündigung des Evangeliums. Mancherorts gab es bereits evangelistische Hausbibelkreise, zu welchen jungbekehrte Familien ihre Freunde und Bekannten einluden. 1989 waren es bereits einige christliche Gemeinden im Salzburger Land, welche Wert darauf legten, dass einheimische Mitarbeiter zum Dienst in der Verkündigung ausgebildet werden. Für den verantwortungsvollen Dienst in der Verkündigung brauchten die Mitarbeiter die Unterstützung im Gebet.

* * *

Im Herbst 1989 gab ich bekannt, dass wir als Familie ein neues Arbeitsfeld ins Auge fassen würden. So der Herr uns in unseren Plänen eine Bestätigung geben würde, wollten wir 1990 den Pinzgau verlassen und weiterziehen. »Betet um eine klare Führung, sodass wir den Willen Gottes erkennen können«, war unser Anliegen.

Der Wohnortswechsel in neun Monaten stand uns bevor. Die Gemeinde in Saalfelden war groß genug und bedurfte unserer Hilfe nicht mehr wie am Anfang. Die Ältesten waren für ihre Aufgabe bestätigt und eingesetzt. Diesmal wollte uns die Entscheidung wesentlich schwerer fallen als 1983, als wir vom Pongau in den Pinzgau umzogen. Durch meine österreichweite Vortragsarbeit war mir die missionarische Situation im ganzen Land vertraut geworden, und ich wusste um viele Gebiete, in denen dringend Pionierarbeit notwendig gewesen wäre. Wir waren in der Entscheidungsfindung auf die Führung Gottes angewiesen. Von einigen Brüdern wurden wir ermutigt, in Südtirol Wohnsitz zu nehmen. Südtirol war mir durch meine Vortragstätigkeit bekannt. Esther und ich wollten für die Führungen des Herrn offen sein. Inner-

lich hatten wir sowohl ein Ja für das Südtirol als auch ein Ja für Niederösterreich. Aus Niederösterreich erreichte uns ein Ruf. Eine befreundete Familie sehnte sich nach Unterstützung in der Missionsarbeit.

Esther und ich nahmen uns vor, im Sommer 1989 eine Reise durch Südtirol und Niederösterreich anzutreten. Auf dieser Fahrt wollten wir allein sein und die Zeit zum intensiven Gebet nutzen. Die Reise führte uns nach Osttirol, das Defereggental hinauf über den Staller Sattel Richtung Südtirol. Nach einer Rundfahrt durch Südtirol führte uns die Reise über Kärnten in die Steiermark, Richtung Mariazell bis Annaberg. Sehr müde von der langen Reise fanden wir in einem Gasthof an der Bundesstraße in Annaberg eine gemütliche Herberge. Früh am Morgen setzten wir unsere Reise fort, denn unser Ziel war, noch am selben Tag wieder zu Hause in Saalfelden zu sein. Nach dem Frühstück und dem gemeinsamen Gebet nahmen wir uns die Zeit für einen Spaziergang in Annaberg zu einem Aussichtspunkt, von wo aus wir die schöne Hügel- und Gebirgslandschaft des Landes Niederösterreich bewundern konnten. Im selben Augenblick, ohne dass Esther und ich zuerst darüber gesprochen hätten, war uns beiden klar, dass es des Herrn Wille war, dass wir in dieses Land ziehen sollten, auf dem eben gerade unsere Füße standen. Von jenem Augenblick an wussten wir um unser nächstes Ziel: Niederösterreich.

Es war unser Wunsch, direkt oder in der Nähe der Landeshauptstadt St. Pölten zu wohnen, und so begann die Suche nach einem für unsere Familie und die Missionsarbeit geeigneten Haus. In Herzogenburg schließlich stand ein Haus zur Miete, das mir gefiel. Aber als mir der Besitzer dieses Doppelhauses den Mietpreis nannte, war klar, dass dieses Haus nicht infrage kam. Die Suche ging weiter. Es stellte sich heraus, dass in dieser Gegend ein Haus für eine große Familie wie der unseren nicht leicht zu finden war. Endlich, so meinte ich, öffnete sich für uns eine Tür

in St. Georgen am Steinfeld, einem Stadtteil von St. Pölten. Dort wurde uns ein nicht fertig gebautes Haus zum Kauf angeboten. Es ergaben sich bald so viele Probleme und Schwierigkeiten mit dem baulichen Vorhaben, dass wir nur allzu gerne von diesem Projekt Abstand nahmen. An einem eiskalten Mitte-Dezember-Tag waren Esther und ich unterwegs, um ein eben neu gebautes Haus in Katzenberg bei Kapelln zu besichtigen. Das Haus stand direkt an der Bundesstraße 1. Die Kälte jenes Tages passte zu der Vermieterfamilie und dem Haus, das wir uns anschauten. Was uns von dort geblieben ist, war eine starke Erkältung, an der Esther viele Tage litt. Von jenem Tag an kam Esther nicht mehr nach Niederösterreich, bis wir unser neues Miethaus beziehen würden – aber wo?

In der Zeit von Januar bis Mai 1990 war es mir der großen Vortragsarbeit wegen kaum mehr möglich, weiterhin nach einem geeigneten Miethaus im Großraum St. Pölten zu suchen. Es blieb uns nur noch ein halbes Jahr. Auch wenn wir noch kein Haus gefunden hatten, nutzte ich doch alle Fahrten nach Niederösterreich dazu, bereits Umzugsgut mitzunehmen und bei Bekannten dort zu lagern. Schlussendlich ließen wir in vier verschiedenen Häusern unsere Habseligkeiten zwischenlagern. Die Monate verstrichen, und es öffnete sich keine Tür für uns.

* * *

Meine Mutter war Anfang Januar 1990 an einer schweren Grippe erkrankt, von der sie sich nur langsam erholte. Wir alle rechneten damit, dass es ihr bald wieder besser gehen würde. Es war zu früher Morgenstunde an einem kalten Januartag, als das Telefon klingelte. Meine Schwester Lydia teilte mir besorgt mit, dass es unserer Mutter nicht gut gehen würde. Es sei wohl damit zu rechnen, dass sie sterbe. Kurze Zeit später klingelte das Telefon erneut. Wieder war es Lydia,

die diesmal anrief, um zu sagen, dass Mutter soeben heimgegangen sei.

Ich konnte es nicht fassen, dass unsere geliebte Mutter nicht mehr unter uns weilen würde. Meine Mutter war jener Mensch, der uns als junge Familie als treueste Beterin begleitet hatte. Sie war stets besorgt um uns, als eine liebende, herzensgute Mutter. Wie oft habe ich seit Mutters Heimgang ihre Gebete und die lieben Anrufe vermisst.

Es ist schmerzlich, Eltern durch das Sterben zu verlieren, obwohl überzeugte Christen wissen, dass man sich im Himmel wiedersehen wird. Kurz vor dem Begräbnis stand ich am offenen Sarg meiner Mutter. Viele Freunde kamen, um Abschied zu nehmen. Da sah ich, für wie viele Menschen unsere Mutter eine geistliche Mutter gewesen war. Ihr liebes, einfühlsames Wesen und ihre konsequente Nachfolge Jesu waren für viele ein leuchtendes Vorbild gewesen.

Für unseren Vater war der Heimgang unserer Mutter ein beinahe unüberwindbarer Schmerz. Es fügte sich gerade so, dass wenige Tage nach dem Begräbnis für mich eine Vortragsreihe in der Schweiz begann. Während jener Wochen verbrachte ich viel Zeit mit meinem Vater, in der wir den tiefen Schmerz und das brennende Heimweh nach der Mutter teilten. Diese Zeiten, allein mit meinem Vater, zählen zu kostbarsten Wochen in meinem Leben. Eigentlich habe ich dort das Herz meines Vaters kennengelernt wie nie zuvor. Nach den Vorträgen in der Schweiz nahm ich meinen Vater mit nach Österreich. Hier begleitete er mich bei den Vorträgen. Jeden Tag verbrachte er viel Zeit auf den Knien zum Gebet und Bibellesen. Während dieser Monate sahen wir seine innige Beziehung zu Gott. In dem halben Jahr, in dem Vater bei uns wohnte, zeigte er sich mir ganz anders, als ich ihn als Kind und Jugendlicher erlebt hatte. Vater war zu einem geheiligten Menschen herangereift, voller Früchte des Geistes.

* * *

Trotz dieser Erlebnisse und trotz aller Arbeit, in der ich stand, nahmen oft die Sorgen bezüglich des neuen Wohnsitzes überhand. Es kamen Zweifel auf. Ist es wirklich Gottes Plan, dass wir den Pinzgau verlassen? Bis Ende Juli durften wir noch in Harham bleiben, so lange währte noch der Mietvertrag. Inzwischen war es bereits Mitte Mai geworden, ohne dass wir ein geeignetes Miethaus gefunden hätten.

* * *

Ende Mai 1990 hat uns der Herr ein gesundes, herziges Mädchen geschenkt, unsere Barbara, als das jüngste unserer fünf Kinder. In den letzten Monaten der Schwangerschaft lastete auf Esther sehr viel Arbeit. Das Einpacken und Vorbereiten für den Umzug hat sie mit dem größten Einsatz ihrer Kräfte getan. Noch heute staune ich darüber, wie Esther in all den Herausforderungen dieser Monate nicht aufgegeben hat, sondern immer freudig auf den Herrn vertrauend ihre Zeit für die Familie einsetzte.

* * *

6. Juni 1990 – von diesem Datum an blieben uns noch vier Wochen, bis der Umzug definitiv stattfinden musste. Aber wohin? Ich war gerade unterwegs nach Lofer zu einer Bibelstunde. Plötzlich kam mir das Haus in Herzogenburg wieder in den Sinn, das wir aus finanziellen Gründen abgeschrieben hatten. In Lofer angekommen, fragte ich, ob ich kurz nach Herzogenburg anrufen dürfe. Nur mit Mühe konnte ich mich an den Namen des Hausbesitzers des im Herbst bereits abgesagten Miethauses erinnern. Als sich die Frau des Vermieters am Telefon meldete, fragte ich sogleich, ob das Haus an der Bahnzeile noch frei sei. Als sie dies bestätigte, erkundigte ich mich nochmals nach dem Mietpreis und meinte nicht richtig zu hören, als der genannte Betrag einige Tau-

send Österreichische Schillinge unter dem im vergangenen Herbst genannten Betrag lag. Ich sagte zu.

In den letzten Juniwochen mussten im Miethaus an der Bahnzeile in Herzogenburg noch einige bauliche Veränderungen vorgenommen werden. Wie froh war ich, als das Umzugsgut nun am endgültigen Ort in der Autogarage abgestellt werden konnte. Ebenso galt es, unsere Kinder noch vor den Sommerferien in den Schulen, die sie ab Herbst besuchen würden, anzumelden. Daniela (16) in der Kindergartenschule in St. Pölten, Lukas (13) in der Hauptschule in Herzogenburg, Markus (11) im Gymnasium St. Pölten, Jonathan (9) in der Volksschule Herzogenburg.

Als wir von Bischofshofen nach Harham bei Saalfelden umgezogen waren, war da die große braune Kartonkiste. Diese wollte ich als einen kostbaren Schatz allein überwachen und sie in Harham an einem für unsere Kinder unerreichen Ort verstecken. In einem guten Versteck, in einer düsteren Ecke des Dachbodens, fand die Kiste für sieben Jahre ihren Platz. Als wir nach Herzogenburg umzogen und alles bereits hinübergebracht worden war, stand noch auf dem Dachboden in der düsteren Ecke diese große alte braune Kartonkiste. Niemand sollte dabei sein, wenn ich mit dieser Kiste das Haus verlassen würde. Voller Freude griff ich nach jenem besonderen Umzugsgut. Doch Welch ein Schock – die Kiste war fast leer! Lediglich wenige Überreste von Papier lagen darin. Ich ahnte nicht, dass während der Jahre in Harham die Mäuse genügend Zeit haben würden, mir diesen kostbaren Schatz wegzufressen – die Liebesbriefe meiner Esther.

Die letzte Umzugsfahrt war am 14. Juli 1990 in der Früh. Esther, am Ende ihrer Kräfte, nahm mit dem sechs Wochen alten Kindlein im Arm auf dem Rücksitz unseres alten VW Golf Platz. Mit verweinten Augen nahmen wir Abschied von einem Ort, den wir sehr lieb gewonnen hatten.

Neu beginnen

Bis zu unserem endgültigen Umzug nach Herzogenburg hatte Esther das Haus nur von meinen Erzählungen her gekannt. Als sie mit den Worten »Hier fühle ich mich wohl« das erste Mal über die Türschwelle des Miethauses trat, befanden sich meine Freunde aus Deutschland, die uns beim Umzug halfen, Erhard und Gerhard, gerade an der Haustür. Diese zuversichtliche Art meiner Frau bewegte unsere Freunde noch lange Zeit. Wie Esther sich sogleich in die neue Situation einfinden konnte, ist für mich heute noch ein Wunder. Für Esther war dies nicht nur ein augenblickliches Gefühl, sondern es blieb so bis zu dem Tag, an dem wir Herzogenburg wieder verließen. Esther war mir in der Missionsarbeit stets eine unentbehrliche Stütze, die sich in jede neue Situation gut einfügen konnte.

Es war ein Tag vor meinem 46. Geburtstag, ein schöner Sonntagmorgen, als wir uns als Familie im Wohnzimmer auf der Polstergruppe um den kleinen Tisch zum ersten Gottesdienst versammelten. Ich nahm meine Bibel zur Hand, um für uns ein Wort der Stärkung zu finden, doch meine Stimme versagte, und Tränen füllten meine Augen. Wir weinten alle. Das Heimweh nach unserer geliebten Gemeinde in Saalfelden war groß. Der Abschied hinterließ in den Herzen unserer Kinder tiefe Wunden, die über eine lange Zeit nicht heilen wollten. Sie hatten den schnellen Abschied von ihrem vertrauten Umfeld und ihren Freunden zu verkraften.

Es fiel uns schwer, all die lieben Geschwister zurückzulassen. Beim letzten Umzug von Bischofshofen nach Harham waren es etwa 60 km gewesen, nun aber, von Harham bis nach Herzogenburg, 250 km. Es war uns bewusst, dass diese große Distanz auch eine Trennung bedeuten würde.

Mit jedem neuen Monat wurde das Miethaus in Herzogenburg für uns mehr zur neuen Heimat. Hier im Flachland und in all den Feldern fühlten wir uns manchmal wie im warmen Süden. Für unsere Kinder war der Wohnort gut gelegen. Der Bahnhof befand sich in der Nähe, was die Fahrten zur Schule vereinfachte. Bereits ein halbes Jahr nach dem Umzug durften wir durch die Gartenvorträge einige liebe Niederösterreicher kennenlernen, und bald konnten wir mit der ersten Bibelstunde an einem Sonntagnachmittag bei uns zu Hause beginnen. Diese Treffen wurden zur Geburtsstätte der späteren Gemeinde in St. Pölten.

Die schulfreie Zeit der Kinder im Sommer 1990 nutzten wir zum Einrichten des Miethauses. Die Sommermonate vergingen wie im Flug. Es war mein Wunsch, den Garten so zu gestalten, dass wir bereits im Jahr 1991 mit dem »Tag der offenen Tür« beginnen könnten. Der gesamte Baumbestand mit den zwei großen wohl 100 Jahre alten Weiden gaben dem Garten die besondere Note. Lediglich die Böschung hinter dem Haus und die Terrasse mussten neu gestaltet werden. Anstelle der Böschung bauten wir einen Terrassengarten. Vor dem Haus errichteten wir ein großes Hügelbeet, welches später die Aufmerksamkeit der Herzogenburger auf sich lenkte.

Der neue Wirkungskreis war wesentlich größer als in den Gebirgsgauen des Salzburger Landes. Wir merkten, dass wir uns auf eine andere Mentalität einzustellen hatten. Aber diese zwei Kriterien sollten für uns kein Hindernis bedeuten. Wir hatten uns vorgenommen, das neue Arbeitsgebiet und die Menschen darin von Herzen zu lieben. Wir hatten uns für Niederösterreich entschieden – egal, wie die Umstände sein würden. Was die landschaftliche Veränderung anbelangte, litt ich wesentlich mehr darunter als Esther und unsere Kinder. Mir fehlte das Gebirge. Aber wenn der Herr diesen Weg

der Entscheidung gewirkt und geführt hatte, dann durften alle anderen Wünsche und Vorstellungen nicht entscheidend sein. Ich tat den Dienst nicht einer schönen Umgebung wegen, sondern um der Menschen willen, die dringend das Evangelium benötigten. Dennoch war für mich der Oktober, wenn die Natur golden leuchtete, jeweils eine Zeit der Sehnsucht nach dem Gebirge im Salzburger Land. Vor allem dann, wenn sich dichter Nebel über Herzogenburg legte und die Landschaft mit nassem Grau bedeckte. Und doch war mein Wunsch vielmehr der: »Herr, welchen Auftrag hast Du für uns an diesem Platz, wo wir jetzt sind?«

Jeder neue Beginn hat seine besonderen Schwierigkeiten und Möglichkeiten. Inzwischen konnte ich auf langjährige Erfahrung im Gemeindebau zurückblicken, aber es war mir bewusst, dass sich damit nicht automatisch auch ein Wohlgelingen am neuen Ort herbeiführen ließ. Selbstverständlich sind Erfahrungen wertvoll und sie können eine gewisse Sicherheit in sich bergen. Dennoch bleibt jeder Neubeginn ein Wagnis. Wir konnten nicht anders, als bewusst mit der Hilfe des Herrn zu rechnen. Die Situation im Raum St. Pölten war mir nicht unbekannt. Im Frühjahr 1989 und 1990 hatte ich bereits meine Vorträge in dieser Region gehalten. Aber es lag doch ein großer Unterschied darin, ganz hier wohnhaft zu sein.

Vom Sommer bis zum Frühherbst 1990 nutzte ich die Zeit, um das große neue Missionsgebiet kennenzulernen. Ich fuhr in die Städte und Märkte des Gebiets, in der großen Vorfreude, dass ich hier bald überall meine Fachvorträge halten dürfe. Im Norden: Krems, Zwettl, Langenlois, Horn. Im Westen: St. Pölten, Melk, Wieselburg, Scheibbs, Amstetten, Waidhofen an der Ybbs. Im Süden: Wilhelmsburg, Traisen, Hainfeld.

* * *

Herzogenburg, August 1990: »Nun sind wir schon länger als drei Wochen in unserem neuen Heim in Herzogenburg (Niederösterreich). Die Stadt Herzogenburg ist 8 km vom Zentrum St. Pölten entfernt und zählt 7000 Einwohner. Mit dankbarem Herzen dürfen wir sagen: ›Der Herr hat Großes getan.‹ Das Haus mit all seinen Räumlichkeiten entspricht unseren Vorstellungen. Denn es soll nicht nur ein Wohnhaus für uns sein, sondern eine Stätte, in der Menschen, die nach Frieden mit Gott suchen, eine geistliche Heimat finden dürfen. Einen kleinen Vorgeschmack durften wir in den vergangenen Wochen erleben. Einige Familien aus unserem Bekanntenkreis, welche ich durch die Bio-Gartenbauvorträge 1989 und 1990 kennenlernen durfte, haben uns besucht. Wir freuen uns, wenn sich die Leute bei uns wohlfühlen und gerne wiederkommen. Bereits haben wir ins Auge gefasst, ab September in unserem Haus mit einer wöchentlichen Bibelstunde und nach Möglichkeit mit Sonntagsversammlungen zu beginnen. In Gars am Kamp konnte bei Franz und Grete mit einem Bibelkreis begonnen werden. Einige Leute haben die Runde besucht und freuen sich über eine ständige Betreuung. Für mich persönlich hat dieser Bibelabend einen Hauch vom Pinzgau vermittelt. Damals, vor 16 Jahren, durfte ich mit der ersten Bibelstunde im Pinzgau bei Franz und Grete in Bruck an der Großglocknerstraße beginnen. Heute war meine erste Bibelstunde in Niederösterreich wieder bei Franz und Grete. Wir sind in großer Erwartung, was Gott in der Zukunft wirken wird. Welch ein Trost zu wissen, dass eine treue Schar betender Geschwister täglich an uns denken.

Die letzten sieben Jahre im Pinzgau waren für uns als Familie eine segensreiche Zeit. Was uns diese Zeit bedeutet hat, kann nicht mit wenigen Worten niedergeschrieben werden. Für uns als Familie war das Salzburger Land eine Heimat in jeglicher Hinsicht.«

Rundbrief an die Gemeinde in Saalfelden: Herzogenburg, Dezember 1990: »Liebe Geschwister, bald sind es sechs Monate, seit wir Euch verlassen und hier in Niederösterreich eine neue Heimat gefunden haben. Die Umstellung hierher war nicht leicht. In

Bezug auf die Schulen der Kinder gab es einige Schwierigkeiten zu überwinden. Das Heimweh nach den Schulen im Salzburger Land macht sich bei den Kindern bemerkbar. Wir vermissen die schönen Sonntagsversammlungen mit Euch. Mit dankbaren Herzen erinnern wir uns an die kostbaren Zeiten der Gemeinschaft mit Euch. Als Familie darf es uns gut gehen. Die Freude am Dienst für den Herrn ist vorhanden. Mit großer Erwartung blicken wir auf die Zeit von Ende Februar bis Ende April, in der wir das Evangelium in manchen Städten Niederösterreichs verkündigen werden. Die Vorbereitungen für die Gartenbauvorträge und Evangelisationen sind bald abgeschlossen.

In unserem Haus treffen sich jeden Sonntagnachmittag eine Anzahl Leute zur Bibelstunde. Die Zuhörer sind offen und lernbereit. Wichtig ist, dass die Bibel fortlaufend gelesen und gelehrt wird, so können wir den Willen des Herrn für unser persönliches Leben besser erkennen und erfahren. So der Herr will und wir leben, gedenken wir Anfang Februar 1991 mit der Sonntagvormittagsversammlung zu beginnen. Denn unser neues Miethaus soll, wie auch unsere früheren Miethäuser, eine Stätte der Begegnung sein. Angesichts der momentanen angespannten Weltlage wollen wir die Zeit der Gnade nutzen, um noch vielen Menschen das Evangelium bekannt zu machen! Dies erfordert viel Kraft und Mut. Für die lieben Briefe, Karten und Telefonanrufe aus unserer Pinzgauer Heimat danken wir besonders herzlich.«

* * *

Beim Umzug von Saalfelden nach Herzogenburg war unsere Barbara erst einige Wochen alt. Wie gerne schenkten wir diesem herzigen Schatz unsere Aufmerksamkeit. Besonders für die älteren Geschwister wurde ihr kleines Schwesterlein zu einer großen Freude. Ohne ihr bewusstes Wahrnehmen oder Wissen machte uns Barbara das Einleben in Herzogenburg leichter. Von Anfang an war sie unser kleiner Sonnenschein, der viel Licht und Freude in den Alltag brachte.

Die Missionsarbeit geht weiter

Als wir noch in Saalfelden wohnten, hörte ich von einem Amerikaner mit Namen Floyd, der in Graz eine Gemeinde gründete. Auf einer Missionskonferenz in Wien im Frühjahr 1990, zu der ich als Referent eingeladen war, sah ich Floyd zum ersten Mal. Mein erster Eindruck von ihm war positiv. Was ich von ihm bereits gehört hatte, passte ganz zu seiner äußeren Erscheinung. Es ergab sich ein kurzes Gespräch, in dem er mir seine Geschichte als Missionar in Österreich erzählte. Er sprach von seinen Zukunftsaussichten für den Wiener Raum. Ganz direkt und ohne weitere Umschweife konfrontierte ich Floyd mit der Frage, ob er bereit wäre, mit mir zusammen ab Sommer 1990 in St. Pölten eine Gemeinde zu gründen. Seine Antwort folgte ebenso unmittelbar und derart spontan, dass es mich überraschte: »Ja, ich bin bereit dazu.« Mit einer so schnellen Zusage hatte ich nicht gerechnet und war mir unsicher, ob Floyd mich überhaupt richtig verstanden hatte. So wiederholte ich mein Anliegen und erhielt dieselbe Antwort. Die Sache war also abgemacht. Für mich war diese erste Begegnung mit Floyd eine besondere Gebetserhörung. Gott ließ mich nicht allein und gab mir – wie die Zukunft zeigen sollte – einen der besten Mitarbeiter in meiner Missionstätigkeit zur Seite. Unsere Familien lernten sich bald darauf kennen und schätzen.

* * *

Ich wollte den Vortragsbesuchern das Beste bieten. Durfte ich doch die Jahre zuvor erleben, wie die Vortragsarbeit in verschiedenen Städten dieses Landes von Gott gewirkten Segen hervorbrachte. Jeden meiner Vorträge wollte ich bewusst live halten. Dies bot mir die Möglichkeit, einen jeden so zu

gestalten, als würde ich ihn zum ersten Mal halten, mochte es sich auch um das 50. Mal handeln. Ich selbst befand mich bei jedem Vortrag vor einem neuen Publikum, dies war mir Anreiz genug, den Vortrag mit der Hingabe meines ganzen Eifers zu halten. Jeden Abend ging es darum, Menschen für den Herrn zu gewinnen, dies war meine Motivation.

Über viele Jahre habe ich ein gewisses Sortiment an Großvorträgen vorbereitet. Die neue Vortragssaison wurde mit einem Gartenvortrag begonnen. In diesem Vortrag zeigte ich meinen Besuchern der Reihe nach die Arbeitsabläufe im Garten vom Frühjahr bis zum Herbst. Auf der Leinwand konnten die einzelnen Arbeitsschritte genau mitverfolgt werden. Der zweite Teil handelte jeweils über Saat und Ernte in geistlicher Hinsicht anhand des Gleichnisses vom Sämann aus dem Matthäus-Evangelium, Kapitel 13. Das Interesse an diesen Gartenvorträgen war über die vielen Jahre ungebrochen.

Im Heilkräuter-Vortrag ging es im ersten Teil um die körperliche und im zweiten Teil um die seelische Gesundheit. Ausschließlich die 35 heimischen Gewürzkräuter wurden erklärt. Die Erklärungen der gesundheitsfördernden Wirkung der Gewürzkräuter begeisterten die Zuhörer. Das zunehmende Interesse an der körperlichen Gesundheit bot mir die Möglichkeit, über diesen Weg die Herzen der Besucher zu erreichen. Ich versuchte ihnen zu erklären, dass die Gesundheit der Seele unendlich viel wichtiger ist als die des Körpers.

Bei den Balkonblumen-Vorträgen wollte ich dem Publikum das neueste und aktuellste Wissen in Bezug auf Balkonblumen vermitteln. Diese Vorträge wurden in den letzten Jahren zu Liebhabervorträgen. Ein Blumengarten beansprucht viel Zeit und ist aufwendig zur Pflege. Das ist nicht jedermanns Sache, zumal sich immer mehr Leute in den Monaten Juli und August Urlaub im Ausland gönnten. Für diese Zeit der Abwesenheit müsste natürlich zuerst ein-

mal jemand gefunden werden, der die Balkonkästen und Blumenbeete begießt und reinigt.

Im Frühling 1990 hielt ich in St. Pölten meinen ersten Schöpfungsvortrag. Entstanden ist dieser Vortrag aus meinem jahrelangen Wunsch, den Vortragsbesuchern Gottes wunderbare Schöpfung noch eindrücklicher vor Augen zu malen, um sie so der biblischen Botschaft näherzubringen, als dies in den letzten fünfzehn Minuten der Fachvorträge möglich war. Für diesen Vortrag stellte ich jedes Jahr neu die schönsten Bilder, die ich im Laufe des vergangenen Jahres fotografierte, zusammen. Mit passenden besinnlichen Texten und Psalmen sollten diese Vorträge die Herzen der Zuschauer berühren.

Die Fach- und Schöpfungsvorträge sollten dazu dienen, die am Wort Gottes interessierten Menschen zu finden, um sie dann für weitere evangelistische Abende einladen zu können. Beim Einrichten der Säle für die Abendveranstaltungen legten wir auf jeden Stuhl eine Antwortkarte. So wurde den Besuchern die Möglichkeit geboten, ihre persönliche Meinung zum Gehörten schriftlich mitzuteilen und ihre Adresse zu hinterlassen. Auf den Antwortkarten waren die Themen für weitere Vorträge aufgeführt. Der Besucher konnte ankreuzen, an welchem der Nachvorträge er besonders interessiert wäre.

In den ersten Jahren war auf den ausgefüllten Antwortkarten oft böse Kritik zu lesen.

Unter anderem wurde geschrieben, dass die Besucher an einem weiteren Sektenvortrag nicht interessiert seien. Dies änderte sich über die Jahre, bis die Bevölkerung zu uns Vertrauen gefunden hatte.

Der Einfluss der Esoterik veränderte das Denken der Menschen grundlegend. Das Schwarz-Weiß-Denken wurde aufgegeben. Jeder sollte in seiner Meinung recht bekommen. Am Anfang der Vortragsarbeit sind einige Male erboste Zuhörer während meiner Vorträge aufgestanden und haben

mich öffentlich als Sektierer beschimpft. Doch heute scheint es, als würde das über die Bibel Gesagte einfach gedankenlos akzeptiert und leider oft in Gleichgültigkeit aufgenommen.

Die Verwaltung der Adressen wurde immer umfangreicher. Unser Sohn Lukas verfügte bald über die notwendigen Kenntnisse der Programmierung am PC und übernahm die umfangreiche Verwaltung der gesamten Adressdatei. In Niederösterreich und in der Steiermark kamen wir auf über 20 000 Adressen. Diejenigen Besucher, die zu den evangelistischen Folgevorträgen kamen und Interesse an Gottes Wort zeigten, wurden per Brief zu den wöchentlichen Bibelstunden eingeladen.

Die Themen der Folgevorträge waren zum Beispiel: »Was ist der Sinn des Lebens?«, »Welche Zukunftsaussichten haben wir?«, »Ohne bleibende Werte ist alles wertlos«, »Mein Leben ist mehr als nur der Garten«, »Hoffnung in schwierigen Zeiten«. Waren an einem Ort anfangs 500 Besucher bei den Fachvorträgen zu zählen, so blieben bis zu den evangelistischen Abenden etwa 20 bis 30 interessierte Zuhörer übrig, die sich zum regelmäßigen gemeinsamen Bibellesen motivieren ließen.

Jeder Vortragende hat sein spezielles Markenzeichen. Bei meinen Vorträgen war es das Lied »Wie groß bist Du«, gesungen von Hildor Janz. Wer zu meinen Großvorträgen kam, der wusste, dass zwischen dem fachlichen und dem geistlichen Teil dieses Lied zu hören sein würde. Eine Vielzahl der Besucher freute sich schon lange im Voraus auf dieses Lied. Immer wieder haben die drei Strophen als gesungenes Zeugnis für den Herrn die Herzen berührt. Früher wurde dieses Lied in den Wunschkonzerten des ORF oft gewünscht und war deswegen den Radiohörern bekannt. »Dieses Lied war der Auslöser für meine Bekehrung«, sagte mir ein Landwirt eines Bio-Betriebs. Oft hatte ich zuvor diesen Mann besucht und dabei sein großes Interesse an den Feldarbeiten bemerkt. Wir konnten uns stundenlang

über gesunde Bodenstrukturen unterhalten. Allmählich wurde ich des Fachsimpelns müde und versuchte schonend dem mir inzwischen zu einem lieben Freund gewordenen Bauern zu erklären, dass es kostbarere Dinge gibt als gesundes Erdreich. Das stieß bei ihm auf taube Ohren. »Wenn du über fromme Dinge mit mir reden willst, dann komme bitte nicht mehr zu mir«, war seine Antwort. Und doch wollte er zu einem meiner Vorträge kommen. Als das Lied »Wie groß bist Du« erklang, da berührte der Herr Jesus das Herz dieses Bauern. Er sagte mir später, als das Lied und die dazu passenden wunderschönen Landschaftsbilder gezeigt wurden, seien ihm plötzlich die Augen für Gottes wunderbare Schöpfung aufgegangen. Wie ein heißer und kalter Schauer sei es ihm über den Rücken gelaufen, und er wusste, dass es sich hier um die Wahrheit handelte. Zuerst wurden ihm die Augen für Gottes wunderbare Schöpfung geöffnet und einige Zeit später die Herzensaugen für das vollbrachte Erlösungswerk auf Golgatha. In ähnlicher Weise haben viele meiner Besucher bezeugt, dass ihnen durch dieses Lied die Größe und Schönheit der Schöpfung neu bewusst wurde – sowie das Erlösungswerk Jesu am Kreuz.

Oftmals wunderten sich die Besucher darüber, dass ein Gärtner nach einem fachlichen Teil über die Bibel spricht. Warum wollte ich auch über den Sinn des Lebens sprechen? Mein Anliegen war, bei meinen Vorträgen die Gelegenheit zu ergreifen, den Menschen zu sagen, wo und wie sie Vergebung ihrer Sünden finden können.

Immer wieder wurde ich gefragt, warum ich für meine Vorträge keinen Eintritt verlangen würde und wer dies alles finanzieren würde. Darauf antwortete ich jeweils: »Ich löse damit das Versprechen ein, welches ich Gott damals im Augenblick schwerer Krankheit gegeben habe.« Mir ist umsonst geholfen worden, umsonst wollte ich die Gute Nachricht von Jesus Christus weitersagen.

Ich dachte mir immer, dass dies den Besuchern eigentlich

gleichgültig sein könne, wer diese Arbeit finanzieren würde. Als wieder ein Herr mittleren Alters vor mir stand und eben diese Frage an mich richtete, gab ich spontan zur Antwort, dass ich einen reichen Vater hätte. Etwas verlegen schaute mich dieser Mann an und meinte schließlich, dass mein Vater dann wohl schon sehr alt sein müsse. Ich bestätigte ihn darin, dass mein Vater schon sehr alt war. Natürlich sprach ich von meinem himmlischen Vater.

Mein Ziel der großen Vortragsarbeit war, viele Menschen zum gemeinsamen Bibellesen zu gewinnen. Nur so konnte Gottes Wort direkt zu den Menschenherzen reden und Erkenntnis des Erlösungswerkes Christi wirken. Kam ein Mensch zur Bekehrung an Jesus Christus, war es mein Bestreben, dass er im Glauben wachsen konnte und in der Gemeinde Heimat fand.

Die Garten-, Blumen-, Kräuter- und Schöpfungsvorträge waren für viele Besucher wie ein besonderes Fest. Die Freude an meinen Vorträgen war besonders in Zwettl im Nordwesten Niederösterreichs erlebbar. Während vieler Jahre war der Hallenwart besorgt über den nicht abreißen wollenen Besucherstrom. Weil der Stadtsaal lediglich 440 Sitzplätze bot, musste ich damit beginnen, den Vortrag am gleichen Tag zweimal nacheinander zu halten.

Die Multi-Media-Vorträge in Niederösterreich waren sehr gut besucht. Das Interesse war anfänglich geringer als in den Märkten und Städten des Salzburger Landes, doch es bildete sich hier rasch wieder ein Stammpublikum. Mit den mittlerweile beliebten Schöpfungsvorträgen konnte ich seit 1990 ein zusätzliches Publikum gewinnen, das an der Gartenarbeit nicht unbedingt interessiert war.

* * *

Welch ein Geschenk, dass mir Floyd als begnadeter Missionar zur Seite stand, der zugleich auch ein starker Mutmacher

war. Wir verstanden uns trotz der Mentalitätsunterschiede sehr gut und setzten einander in unserem Dienst nicht unter Druck. Er als Amerikaner und ich als Schweizer hatten so manche unterschiedlichen Ansichten. Doch wir liebten einander, schätzten und achteten uns gegenseitig – Floyd als intellektueller Mensch und ich als Gärtner und Praktiker. Gerade so waren wir ein optimales Team und konnten uns gegenseitig ergänzen.

Was mich bei Floyd begeisterte, war seine echte Freude, mit mir zusammenzuarbeiten. Floyd hatte selbst unermüdlichen Eifer für die Mission. Er war für mich eine unentbehrliche Stütze in der weiten Missionsarbeit. Ich bin von meinem Naturell ein Mensch, der es gewohnt war, die Evangelisation und Gemeindefarbeit an die erste Stelle zu setzen. Floyd hingegen war ein stark familienorientierter Mann.

Die vielen gemeinsamen Treffen in den Jahren 1990 bis 1995 bleiben in lebendiger Erinnerung. Die Stunden des gemeinsamen Austausches brachten uns gegenseitig näher. Wir sprachen miteinander über unsere Anliegen, die nicht nur Niederösterreich betrafen, sondern auch unsere jeweiligen früheren Arbeitsfelder. Die Zeit des gemeinsamen wöchentlichen Gebets war sehr kostbar.

In den Jahren danach vermisste ich diese Zeiten, wie ich sie als Juwelen besonders in Saalfelden bei den Samstag-Frühmorgensgebeten oder in den Gebetszeiten mit Fred und Floyd erlebte, in denen wir miteinander zu tragen versuchten, was uns bewegte. Eine Zweierbeziehung mit einem Menschen, der gewohnt ist, Lasten zu tragen und in Anfechtungen auszuharren, ist ein Geschenk.

* * *

Es war im Herbst 1990 anlässlich der Glaubenskonferenz im Pongau, als ich zur Mitarbeit in Niederösterreich aufrief. Oliver aus Baumberg bei Düsseldorf war als Besucher

auf dieser Konferenz dabei. Er sah sich vom Herrn dazu berufen, nach Österreich zu kommen. Er nahm in Schönberg am Kamp Wohnsitz und erlernte in Langenlois den Gärtnerberuf. Von Anfang an war er in der jungen Gemeindegründungsarbeit mit eingebunden. Bald zeigte sich seine hervorragende Begabung, das Wort Gottes zu lehren. Wer hätte damals gedacht, dass Oliver später mein Schwiegersohn werden würde!?

* * *

Eine meiner ersten evangelistischen Bibelrunden in Niederösterreich plante ich in Melk. In einem Gasthof mietete ich einen schönen Raum für 20 bis 30 Besucher. Als aber allein eine ältere Frau zu dieser Bibelrunde erschien, war ich sehr enttäuscht. Aus meiner Missionstätigkeit waren mir solche Situationen bereits vertraut, dennoch hatte ich die Hoffnung, dass in Niederösterreich viel geschehen möge. Und für solche Zeiten war mir Floyd ein Vorbild, weil er zum Weitermachen ermutigte. Es waren noch keine persönlichen Beziehungen zu den Vortragsbesuchern aufgebaut, was, wie es sich über die Jahre herausstellte, immer wichtiger wurde. Die Menschen sind misstrauisch geworden, und es dauerte länger als früher, Freundschaften zu knüpfen. Bei solchen entmutigenden Begebenheiten erinnerte ich mich manchmal unweigerlich an ähnliche Situationen aus dem Pinzgau: Es war in Maishofen, wo der erste Vortrag gut besucht war, als wir zu einem weiteren Vortrag über Lebensfragen einluden. Der Saal wurde geschmückt, und wir freuten uns auf den Abend. Wie traurig waren mein Mitarbeiter und ich, als überhaupt niemand kam. Natürlich führten solche Erlebnisse dazu, dass ich meine Missionsmethode hinterfragen musste.

* * *

Die Zeltmission erforderte von den Besuchern eine gewisse Überwindung, in ein Zelt, das zudem noch oft als Sektenzelt verschrien war, zu kommen. Bei den Vorträgen wurden die Zuhörer sehr schnell mit der evangelistischen Botschaft konfrontiert. Viele Besucher ließen sich nach einem einmaligen Besuch oft schwer dazu bewegen, am nächsten Abend nochmals ins Zelt zu kommen. Es wurde darauf geachtet, dass der Hörer der Predigt so schnell wie möglich zur Sünden-erkenntnis gelangt und sich bekehrt.

Die Saalevangelisation macht es dem Besucher leichter als die Zeltevangelisation. Die gesamte Atmosphäre ist anders. Doch gilt hier genauso wie bei der Zeltmission, dass die Zuhörer möglichst schnell mit der evangelistischen Botschaft konfrontiert werden. Die Besucher lassen sich jedoch eher wieder zum Kommen motivieren. Man rechnet auch hier mit Bekehrungen während der Tage der Saalevangelisation. Ob sich die Zelt- oder Saalevangelisation gelohnt hat, wird meistens daran gemessen, wie viele Bekehrungen stattgefunden haben.

Um hingegen zu einem der Fachvorträge zu kommen, ist keine große Überwindung nötig. Die Besucher kommen primär wegen des Interesses am Garten und an der Natur. Obwohl auch hier die Evangelisation als wichtigstes Ziel gesehen wird, werden die Hörer jedoch auf eine behutsame Weise an die biblische Botschaft herangeführt. Man will dem Hörer bewusst Zeit lassen und ihn nach Gottes Wort hungrig werden lassen und stellt sich auf einen längeren Zeitraum des Erfassens der Botschaft ein. Der Fachvortrag ist für einen einzigen Abend geplant. Zum nachfolgenden Schöpfungsvortrag wird durch Handzettel eingeladen. In der Regel findet dieser Vortrag eine Woche später statt. Zum Schöpfungsvortrag erwarteten wir ungefähr ein Drittel der Besucher gegenüber dem Fachvortrag. Die Besucher wissen bereits, dass dieser Vortrag eine biblische Botschaft enthält, dennoch ist die Hemmschwelle nicht zu groß. Es

bedarf aber eines gewissen Interesses des Besuchers Gott gegenüber, um kommen zu wollen. Viele kommen nur aufgrund der schönen Naturaufnahmen und schenken dem Gesagten wenig Aufmerksamkeit. Im Anschluss an den Schöpfungsvortrag finden drei evangelistische Nachvorträge statt, für die ungefähr ein Drittel der Besucher vom Schöpfungsvortrag Interesse zeigen. Im Anschluss an die Nachvorträge werden die Bibelstunden angeboten. In der Regel besuchten zwischen 10 und 15 Personen regelmäßig die Bibelstunden.

Es ist ersichtlich, dass diese Vortragsarbeit eine andere Schiene der Evangelisation darstellt als die klassische Evangelisation. Diese Evangelisationsmethode erstreckt sich über das ganze Jahr. Der Kontakt zu den Besuchern reißt nicht ab. Zu den Bibelrunden werden die Interessierten jeweils persönlich per Brief eingeladen. In den Sommermonaten Juni bis Ende August nutzten wir die anhaltenden Kontakte dazu, dass wir über einige Wochen unsere Freunde zu uns nach Hause zur Gartenbesichtigung einluden. Hier durften die Vortragsbesucher in der Praxis sehen, was ihnen während der Wintermonate auf der Leinwand gezeigt wurde. Waren wir als Familie in den Ferien für kurze Zeit in der Schweiz, schrieb ich einige Hundert Ansichtskarten an unsere Gartenfreunde mit einem lieben Feriengruß.

Eine gute Werbung für die Vorträge war die Qualität des Saatguts, das wir bei den Fachvorträgen zum Verkauf anboten. In der Vortragsarbeit ging es uns besonders darum, das Vertrauen der Vortragsbesucher uns gegenüber zu fördern. In dieser hektischen Zeit ist es ein Vorrecht, wenn Vertrauen wachsen darf und kann. Eine Botschaft lässt sich viel leichter und effektiver vermitteln, wenn Vertrauen des Gegenübers vorhanden ist. In unseren evangelistischen Bemühungen sollten wir darauf bedacht sein, unseren Freunden mehr Zeit zu geben, Vertrauen aufzubauen.

Sicherlich ist es ein Vorrecht, wenn der eigene Beruf in die

evangelistische Arbeitsmethode einbezogen werden kann, wie es bei mir der Fall sein durfte. Welches Ausmaß die Vortragsarbeit einmal haben würde, davon hatte ich bei der Entwicklung der Idee mit den Gartenvorträgen keinerlei Vorstellung. Natürlich muss auch akzeptiert werden, dass eine Methode, die sich über viele Jahre bewährt hat, eines Tages nicht mehr funktioniert. Während 30 Jahren Vortragstätigkeit gab es auch schwere Zeiten und Enttäuschungen.

Nie konnte ich mich damit abfinden, nur an einem einzelnen Ort missionarisch aktiv zu sein. Während meines Dienstes verglich ich meine Aufgabe mit dem Fischerberuf. Der Fischer fährt mit seinem Kutter auf die Fläche des Meeres hinaus und breitet seine Netze in der Weite des Wassers aus. Überall gibt es Menschen, die sich auf der Suche nach der Wahrheit befinden – diese sollen gefunden werden. Wenn sich in den Städten, Märkten, Dörfern und abgelegenen Weilern Menschen bekehren, wird dort ein Licht angezündet, das in seiner Umgebung für das Evangelium leuchtet. Somit ist aufs Neue ein weiterer Keim zur Ausbreitung der Frohen Botschaft vorhanden.

* * *

Die Evangelisationsarbeit eines Pioniermissionars erstreckt sich über ein weites Gebiet. An manchen Orten entstehen kleine Bibelgruppen mit interessierten Leuten. Der Pionier weiß, dass er dringend fähige Mitarbeiter braucht, die ihn in seinem Vorhaben unterstützen. Sobald der Hunger nach Gottes Wort zunimmt, ist er kaum mehr in der Lage, die Arbeit alleine zu tun. Der Missionar, der vor Ort bleibt, kann sich hingegen ganz auf sein klein abgegrenztes Gebiet konzentrieren und dort die Gemeinde von ihren Anfängen bis zur Selbstständigkeit führen. In den ersten Jahren benötigt dieser Missionar nicht unbedingt Mitarbeiter, da er sein Augenmerk darauf richtet, aus den Jungbekehrten so bald wie möglich fähige

Mitarbeiter heranzubilden. Der Pioniermissionar möchte von Anfang seiner Tätigkeit an gute Mitarbeiter bei sich haben, während der Missionar vor Ort eher Wert darauf legt, die jungen Gläubigen zur Verantwortung heranzubilden. Beide Überlegungen haben ihre Richtigkeit. Der Pionier sagt, dass er durch die Unterstützung fähiger Mitarbeiter im selben Zeitraum mehr bewegen kann. Der Missionar vor Ort legt Wert darauf, dass er selbst die Entwicklung und den Fortgang seiner Arbeit kontrollieren und prägen kann. Dies wiederum ist dem Pioniermissionar nicht möglich.

Der Missionar vor Ort wird später selbst der erste Prediger seiner Gemeinde. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn die Dienste den Begabungen entsprechen. Der Pioniermissionar besitzt eine evangelistische Begabung und will durch den Einsatz seiner Begabungen die Evangelisation mit allen Mitteln in einem weiten Gebiet vorantreiben. Wenn keine Gemeinde sein Vorhaben mitfinanziert, sucht er sich Freunde, die er für sein Anliegen begeistern kann. Er ist in seinem Planen und Vorhaben nicht aufzuhalten. Beide Arbeiter sollten den jeweils anderen akzeptieren und sich gegenseitig ermutigen. Auf alle Fälle ist es eine Überlegung wert, dass beide Mitarbeiter eng verbunden eine gedeihliche Arbeit aufbauen. Der ortsgebundene Missionar, der eher die Begabung eines Lehrers hat, kann den Pionier mit seinen evangelistischen Vorhaben am besten unterstützen, indem er die am Evangelium interessierten Menschen weiter betreut. Der Pionier wiederum versucht dem örtlichen Missionar den nötigen Handlungsspielraum zu geben.

Ich bin der festen Überzeugung, dass in den vergangenen Jahren in der Gemeindegründungsarbeit mehr hätte bewegt werden können. Wertvolle unwiederbringliche Zeit ist verstrichen, weil man zu wenig füreinander da war und einander zu wenig unterstützte und zur Seite stand. Wie schön kann die Missionsarbeit sein, wenn ein Team von Evangelis-

ten, Gemeindegründern und Lehrern miteinander das Werk des Herrn fördern kann!

* * *

In den ersten Jahren meiner Missionstätigkeit in Niederösterreich lernte ich einen jungen Mann kennen, dessen Vater schon seit einiger Zeit in unseren Bibelkreis nach Herzogenburg kam und ein eifriger Bibelleser war. Andreas arbeitete als Fotograf. An einem schönen Sommertag fragte ich Andreas, ob er mit mir ins niederösterreichische Kamptal fahren würde, um dort die Natur zu fotografieren. Andreas zeigte Interesse und begleitete mich. Was ich an jenem Tag mit Andreas erleben durfte, war großartig. Als ich ihn mit meiner Hasselblad 203FE fotografieren ließ, war er außer sich vor Freude. Eine solche Begeisterung zur Fotografie hatte ich vorher bei keinem anderen Menschen erlebt. Schon nach wenigen Minuten war mir klar, dass Andreas hervorragende Fähigkeiten zum Fotografieren besaß. Zwischen Andreas und mir wuchs eine Freundschaft heran, und es dauerte nicht lange, bis sich Andreas bekehrte. Ich durfte den Freund finden, nach dem ich mich viele Jahre sehnte. Einen Freund, mit dem ich meine Begeisterung für die Fotografie teilen konnte. Wenn wir gemeinsam auf Fototournee waren, redeten wir viel über Gottes Wort und beteten miteinander. Über einige Jahre hinweg war Andreas für mich die ideale Ergänzung. Zu Weihnachten 1995 schrieb mir Andreas eine Karte mit den Worten: »Immer gerne für Dich unterwegs!« Dies durfte ich tatsächlich so erleben.

* * *

Mit Hansi, meinem lieben Freund und Mitarbeiter, durfte ich auf vielen gemeinsamen Fahrten so manche Bewahrung erleben. Wir lernten uns 1991 anlässlich eines Gartenvor-

trags in Herzogenburg kennen. Sein Leben glich einem Scherbenhaufen. Er durfte mit seiner Frau und seiner jüngeren Tochter zum Glauben an den Herrn Jesus finden. Von seiner Bekehrung an war Hansi mein treuer Mitarbeiter und begleitete mich zu fast allen Vorträgen im In- und Ausland. Trotz einer schweren Halswirbeloperation und einem schweren Rückenleiden wurde Hansi mein treuester Begleiter in meiner langjährigen Vortragsarbeit. Hansi ist für mich ein großes Wunder Gottes. Er hat mit mir gelitten, geweint, gebetet, sich gefreut, mich getröstet und ermutigt. Sein Wesen, seine Treue in der Mitarbeit, sein unermüdlicher Einsatz trotz schwerem Leiden trugen ihn durch manche harte Zeit. Seine Frau Edith stand selber ganz hinter diesem Einsatz ihres Mannes. Auch für sie war es ein großes Opfer, manchmal mehrere Wochen hintereinander auf ihren Mann zu verzichten.

* * *

Schon in Harham bei Saalfelden wurde die Idee für die »Tage der offenen Tür« im Garten umgesetzt. Obwohl wir dort eher einen kleinen Garten hatten, konnten doch viele Gartenfreunde begeistert werden. Das eigentliche Gartenparadies befand sich dann in Herzogenburg. Mitte Mai waren die Großvorträge abgeschlossen, und im Juni begann der »Tag« der offenen Tür. Bis dahin musste während der intensiven Vortragstätigkeit der Garten für die vielen Besucher vorbereitet sein. Der Garten war ein kleines Paradies, in dem man sich entspannen konnte – ein Erholungsraum für uns als Familie, aber auch ein Ort, der sich hervorragend für missionarische Einsätze nutzen ließ. Zuweilen diente die Rasenfläche als Campingplatz. Einige Jahre kam eine Gruppe junger Christen aus Langenthal in der Schweiz nach Herzogenburg, um uns bei der Missionsarbeit zu helfen.

Es ging nicht darum, den vielen Besuchern eine perfekte Gartenanlage präsentieren zu wollen, sondern eine Umgebung zu schaffen, in der sich die Gäste wohlfühlten und ungezwungen Gespräche über den Garten und Gott geführt werden konnten. Der Garten ist eine wunderbare Tür zu den Herzen der Menschen. Was mit den Augen gesehen wurde, versetzte in Staunen.

Gezeigt wurde alles, was wuchs, blühte und am Gedeihen war. Der Vorgarten vor unserem Haus in Albersdorf bei Gleisdorf (unserer späteren Heimat) war mit Stauden, Rosen, Sträuchern und Bäumen einladend gestaltet – ein Blumenparadies mit herrlichen Düften aller Art. Der Eingang war mit einem »Mini-Urwald« zu vergleichen, worauf anschließend der Weg über eine Treppe an der Ostseite des Hauses hinauf in den Garten führte, entlang den vielen Beeresträuchern, Wein, Brombeeren und Himbeeren, durchwachsen mit dunkelroten Kletterrosen. In dem Eingangsbereich hielt man sich aber nicht zu lange auf. Es war eher ein Sammelplatz und ein Warteraum für die nächste Führung. Man wollte die Nachbarsfamilien nicht zu sehr durch lautes Reden belästigen. In Herzogenburg befand sich das Hügelbeet direkt vor dem Haus und bildete somit die erste Station der Führung. In Albersdorf bei Gleisdorf waren die Hügelbeete hinter dem Haus von einem Apfelspalier eingerahmt. Die Hügelbeete waren mit einem Hagelnetz und einer Plastikfolie bedeckt. Dunkelgrüne, wuchtig gewachsene Kohlpflanzen und schneeweißer Blumenkohl glänzten in der strahlenden Morgensonne. Auch die Tomaten blühten bereits, und es würde nicht mehr lange dauern, bis die zarten Gurken geerntet werden konnten. Die Bohnen trugen reiche Schoten. Die Erbsen und die ersten Karotten gaben neben den wuchtigen Zucchini-Pflanzen ein prachtvolles Bild. Der butterzarte Kopfsalat erfreute alle, die ihn betrachteten. Die vielen Gewürzkräuter gaben dem Ganzen den letzten Schliff. Hier standen die ge-

ladenen Gäste staunend und fanden nur Worte des Lobes über solch einen Reichtum an Vielfalt gesunder Gemüsepflanzen. Viele Gartenfreunde wurden zum Bau eines Hügelbeetes angeregt. In Albersdorf bei Gleisdorf startete ich zudem den Versuch eines Säulenbeetes: ein Rohr mit 35 cm Durchmesser, 2 m hoch und mit etwa 15 bis 20 Löchern versehen und mit guter Gartenerde gefüllt. Aus den Löchern wuchsen nun die Gurkenpflanzen, und in der obersten Öffnung rankten Stangenbohnen an Stangen in eine Höhe von drei bis vier Metern empor. Hier konnte gezeigt werden, dass auch auf kleinstem Platz ein Garten angelegt werden kann – wenn nicht in die Breite, dann in die Höhe. Waren alle Fragen beantwortet, so ging es weiter zum Kompost und zum Ziergartenbereich. Beim Kompostareal hielten sich die Besucher am längsten auf. Hier wurden viele Fragen gestellt, und manch einer gab seine Bewunderung preis, weil wir hier veranschaulichen konnten, wie innerhalb von vier bis sechs Monaten aus organischem Abfallmaterial beste Komposterde entstehen kann.

In drei bis vier Besichtigungswochen im Juni hatten wir mit zwischen 600 bis 1000 Besuchern zu rechnen. Es brauchte also gutes Fachpersonal, um mit den interessierten Gartenfreunden in Gruppen von 20 bis 30 Leuten durch die Anlage zu gehen. Meine Helfer bei den Gartenführungen waren mein Schwiegersohn Oliver und Hansi. Oliver als gelernter Gärtner und Kenner der Gartenarbeit und Hansi, der sich durch jahrelange Praxis im eigenen Garten ein großes Wissen angeeignet hatte. Unsere Gartenbesucher schätzten die fachgerechte Beratung und die zufriedenstellende Beantwortung der vielen Fragen.

Die kleinen Kinder, die von einigen jungen Familien mitgenommen wurden, hielten sich bei der Schaukel oder beim Sandkasten auf. In Albersdorf bei Gleisdorf richteten wir ein Kinderspielhäuschen ein, das den kleinen Gästen einen Ort zum Verweilen und Spielen bot. Auch die Kleinsten sollten sich bei uns wohlfühlen.

Wenn die letzte Etappe des Rundgangs abgeschlossen war, führten einige Schritte am Rosengarten vorbei in die Weinlaube, einem schattigen Platz mit Tischen, Bänken und Sesseln, wo dann die Zeit des Entspannens gekommen war. Nur schwer vermochte man sich von den schönen Rosen und Lilien zu trennen. Hier standen Esther und ich, im Eingang zur Laube, und baten unsere Gäste herzlich, an den Tischen zu einem kühlen Trunk und kleinen Knabbereien Platz zu nehmen, während Oliver und Hansi wieder mit neuen Führungen begannen.

Es war unser Gebet, dass der Herr die Gespräche bei Tisch so lenken möge, dass herausgehört werden konnte, wer an Lebensfragen interessiert war. Dies war nicht immer einfach, waren doch immer viele dabei, die sich nur für den Garten interessierten. Natürlich war ich gerne dazu bereit, auf sämtliche Fragen den Garten betreffend Antworten zu geben, doch war es unser Wunsch, mit den Besuchern über Gott reden zu können, was der Herr oft schenkte. Es kamen auch Leidende und körperlich Kranke zur Gartenbesichtigung, in der Hoffnung, einen wertvollen Rat für ihre Gesundheit zu erhalten. Wie gerne wollten wir diesen Besuchern sagen, wo sie Hilfe und Genesung ihrer seelischen Leiden finden können. Manche Gespräche in der Laube wurden zum Anfang wertvoller Bekanntschaften und Freundschaften. Einige ließen sich gerne wieder einladen. So wurden Beziehungs- und Vertrauensbrücken geschaffen und die Möglichkeit, von Jesus Christus zu erzählen.

Die Gemeinde wächst

Wie bereits an den anderen Orten zuvor wurde unser Wohnzimmer die Geburtsstätte der neuen Gemeinde. Als nach knapp einem Jahr der Platz dort nicht mehr ausreichte, fanden wir bald eine geeignete Lösung bei den Stadtsälen in St. Pölten, wo wir den »Weißen Saal« mieten konnten. Es hat sich immer wieder als richtig erwiesen, für solche regelmäßigen Zusammenkünfte einen neutralen Ort zu wählen. Sonntag für Sonntag machte ich mich mit unseren Söhnen jeweils eine Stunde vor Versammlungsbeginn von Herzogenburg aus auf den Weg nach St. Pölten, um den Saal für die Versammlung vorzubereiten. Für Esther hieß es oft noch vor der Versammlung eine Mahlzeit vorzubereiten, wenn nach dem Gottesdienst Gäste erwartet wurden. Besonders in der Ballzeit glich der »Weiße Saal« wie auch die übrigen Stadtsäle einem Schlachtfeld von ausgeschüttetem Wein und Bier, zerbrochenen Gläsern und Schmutz. Mit vereinten Kräften reinigten wir den Raum so gut es ging, damit die Versammlung nicht allzu sehr durch unangenehme Gerüche beeinträchtigt würde. Später fanden wir in der Josefstraße ein für uns geeignetes Miethaus, das wir zu einem Versammlungshaus herrichteten.

* * *

Ein junger Mann fand zum Glauben an den Herrn Jesus. Damals wussten wir noch nicht, dass er psychisch krank war. Er hatte sich öffentlich zu Jesus bekannt. Daraufhin wurde der Vorwurf erhoben, es sei als Folge unseres Einflusses und den unserer Sekte auf ihn anzusehen, dass er krank geworden sei. Eines Vormittags klingelte das Telefon, und es meldete sich ein schreiender, zorniger Mann – der

Vater dieses jungen Mannes. Er sei ein Schwein, und wenn er zu mir kommen würde, dann sei er ein Wildschwein. So stellte er sich vor. Der Anruf ließ mich erzittern. Solch lieblose Worte hatte mir am Telefon noch nie jemand gesagt. Von jenem Tag an erreichten uns in gewissen Zeitabständen regelmäßig Anrufe dieser Familie. Es kam so weit, dass uns gedroht wurde, unsere Kinder würden auf dem Schulweg umgebracht. Ihnen sei bereits bekannt, welche Schulwege unsere Kinder gingen. Inzwischen war jedes Klingeln des Telefons für Esther und mich zu einem Schreckensmoment geworden. All das ereignete sich gerade in der Zeit, als wir einen geistlichen Aufbruch in der Gemeindegemeinschaft erleben durften und wir unsere Kräfte ganz für die junge Gemeinde investieren wollten. Wie oft baten Esther und ich Gott um seinen Trost und seine Hilfe!

Ich ging wie gewohnt zur Bibelstunde und freute mich auf die Besucher. Mitten in der Stunde öffnete sich die Tür, und ich wurde gebeten, sofort in ein Zimmer nebenan zu kommen, wo ich zu einem dringenden Gespräch erwartet würde. Ich vertraute den weiteren Verlauf der Bibelstunde einem Mitarbeiter an und folgte dieser Aufforderung. Drei Männer warteten auf mich. Einer von ihnen ergriff das Wort. Sie wären gekommen, um mich zu warnen, denn es werde ein schreckliches Unglück passieren. Der Vater des kranken Mannes sei darin entschlossen, unseren Kindern zu schaden. Es sei bereits alles bis ins Detail geplant, und er müsse mich nun unbedingt warnen.

Durch die vielen brutalen Anrufe und jenes unheimliche Gespräch während der Bibelstunde wurde ich an meiner schwächsten Stelle empfindlich getroffen. Mein vegetatives Nervensystem geriet zunehmend aus dem Gleichgewicht. Die vielen Ängste der vergangenen Monate, besonders aber die Morddrohungen beschäftigten und zermürbten mich. Jedes Mal, wenn ich gegen Mitternacht von den Vorträgen oder Bibelstunden nach Hause kam, war ich innerlich von

der Angst gequält, ob wohl in unserem Haus ein schreckliches Unglück geschehen sei. Esther und ich wollten unsere Kinder nicht in diese Tragik einweihen, um sie zu schützen und ihnen einen normalen Schulalltag zu ermöglichen. In diesen Wochen drohten meine Kräfte zu schwinden. Ich stand der Situation vollkommen machtlos gegenüber.

An einem Samstagvormittag brachen Esther und ich nach Kärnten auf, wo ich für zwei liebe junge Freunde eine Hochzeitspredigt zu halten hatte. Als ich vor der Festversammlung stand, schien es mir, als würde der Boden unter meinen Füßen nachgeben. Ich zitterte am ganzen Körper. Man brachte mir ein Glas Wasser, sodass ich nach einigen Minuten wieder etwas zu Kräften kam und die Predigt halten konnte. In jenen Tagen wurde mir jegliche Herausforderung zu viel. Sobald der Druck etwas größer wurde, begann ich am ganzen Körper zu zittern. Ich bekam Angst, vor Leuten zu sprechen, oft schon nur vor einer kleinen Gruppe, weil ich diesem augenblicklichen Schwächezustand nicht mehr gewachsen war. Deswegen erwog ich im Jahr 1995, aus der Missionsarbeit auszusteigen und ins Berufsleben zurückzugehen. Es ging so weit, dass ich jegliche Freude und Motivation für meine Vorträge und Predigtdienste verlor. Auch wenn Kinder Gottes um den Schutz des Herrn wissen und seine mächtige Hand erfahren dürfen, kann es doch Zeiten geben, in denen der Weg durch dunkle Täler führt. Was mich Tag und Nacht beschäftigte, war die Angst, dass unseren geliebten Kindern Schaden zugefügt werden könnte.

Der Herr hat uns letztendlich durchgetragen und geschenkt, dass die Anrufe und die Morddrohungen nach vielen Monaten aufhörten.

Diese für mich harte Zeit sollte durch eine weitere Begebenheit zusätzlich erschwert werden. Zu unerwartet kam der Beschluss von Floyd, St. Pölten zu verlassen. Er sah sich vom Herrn dazu geführt, mit seiner Familie nach Russland zu gehen. Damit hatte ich nicht gerechnet, und es traf mich

hart. Es schien mir, als würde die noch so schutzbedürftige junge Gemeinde einen besonders begabten Hirten verlieren. 1995 verließen Floyd und seine Familie Niederösterreich.

Anfänglich fühlte ich mich von der neuen Situation vollkommen überfordert. Die Brüder im Leitungsteam der Gemeinde hätten weiterhin Unterstützung und Begleitung durch den hervorragenden Lehrer Floyd gebraucht. Ich konnte nicht anders, als ganz auf die Hilfe des Herrn zu setzen.

Nach Floyds Abschied war es für mich nicht mehr wie zuvor. Eine tragende Säule, ein freudiger, motivierter Mitarbeiter war weg. Viele der hervorragenden Begabungen Floyds lernte ich erst nach seinem Abschied schätzen. Die Leitung der Bibelrunden war einmalig gewesen – das konnte ihm keiner nachmachen.

Die eigene Familie

Als Esther und ich wussten, dass der Herr unsere Wege zusammenführen würde, und wir uns Gedanken über den Hochzeitstermin machten, da dachten wir bereits darüber nach, wie es wohl sein würde, wenn der Herr uns Kinder schenken würde. Esther liebte Kinder über alles, und es war ihr sehnlichster Wunsch, einmal eine fröhliche Mutter sein zu dürfen. Schon lange bevor uns die ersten Kinder geschenkt wurden, hatten wir uns bereits deren Namen überlegt.

Als wir wenige Monate nach der Hochzeit wussten, dass der Herr unsere Gebete für ein Kind erhört hatte, war unsere Freude unsagbar groß. Es ist schwer zu beschreiben, wie man sich fühlt, wenn man das erste Kind erwartet. Die Freude auf dieses Geschenk, es nach neun Monaten auf den Händen tragen zu dürfen, ist unaussprechlich. Daniela, unser erstes Kind, war ganz unserer Herzen Freude und Wonne. Esther sagte oft zu mir, dass sie wohl in Zukunft nicht mehr in der Lage sein würde, ein Kind inniger und tiefer zu lieben. Daniela war ein sehr zartes Kind. Sie war ein überaus musisch begabtes Kind mit vielen wertvollen Gaben. Weil sie das älteste Kind war und bald nach ihr drei Brüder folgten, war sie, was ihre Vorbildrolle anbelangte, oftmals überfordert. Sie musste immer »die Große« sein. Als Daniela älter wurde, wurde sie Esthers beste Freundin. Durch unsere häufigen Wohnortswechsel hat Daniela gelitten. Immer wieder ihre lieb gewonnenen Freundinnen zurückzulassen, war nicht leicht für sie. Als Daniela erwachsen wurde, war sie mit ihren künstlerischen Fähigkeiten für mich eine wunderbare Unterstützung. Sie gestaltete viele Grafiken für meine evangelistischen Vorträge, die lange Zeit in Verwendung waren.

Kinder zu erziehen, ist eine Verantwortung, die mit nichts anderem verglichen werden kann. Es ist die schönste

und mit nichts vergleichbare Art, Verantwortung zu tragen, für das eigene Fleisch und Blut zu sorgen. Ich hatte im Dienst einige Klippen und viel Schmerz und Kummer zu überwinden. Nirgendwo wurde ich so getröstet wie bei meiner Frau und meinen Kindern zu Hause. Liebt man auch die wertvollen Menschen außerhalb, wo man ihnen begegnet, so ist doch die Liebe zur eigenen Familie viel tiefer und einzigartiger. Unsere Liebe gehörte so ganz unseren Kindern – dies war das Leben meiner geliebten Esther. Mit ihrem Herzen voller Liebe zu ihren Kindern opferte sie sich für sie auf. Mein Herz und mein Empfinden waren ebenso. Unsere Kinder sind ein Geschenk Gottes, und dies versuchten wir ihnen früh deutlich zu machen. Denn sie gehören in erster Linie dem Herrn. Schon bevor sie geboren waren, legten wir ihre Leben in Gottes Hände und befahlen sie ihm und seiner treuen Fürsorge an. Jedes von ihnen war ein unaussprechliches Geschenk von Gott, das wir über eine relativ kurze Zeit begleiten durften. Im Bewusstsein, dass sie uns nicht immer gehören würden, versuchten wir unsere Aufmerksamkeit darauf zu richten, ihnen das Allerbeste auf ihren Lebensweg mitzugeben: dass sie ihr Herz auf den Herrn Jesus Christus richten, ihn als ihren Erlöser annehmen und ihr Leben in der Liebe zu ihm führen.

Lukas war als kleiner Junge ein sehr aktives Kind. Manchmal machten wir uns Sorgen darüber, wie wir ihn wohl zu einem gehorsamen Jungen erziehen könnten. Bereits als Zehnjähriger begleitete er mich auf meinen Reisen durch Deutschland für meine Forschungsarbeit über die Geschichte der Salzburger Emigration. Er wurde ein verständiger Jugendlicher, der sich brennend für alles, was ich tat, interessieren konnte. Niemand war so für die Zeltmissionsarbeit und die Gartenvorträge zu begeistern wie Lukas. Er war so richtig zufrieden, wenn sein Bett und sein Schreibtisch in der Nähe meines Büros waren, wo er immer mitverfolgen konnte, was gerade los war und woran ich arbeitete. Schnell war er dann

auch zur Stelle, um mit seinen vielen Begabungen zu helfen, vor allem, was die EDV betrifft. Mit 18 Jahren war er einer meiner engsten Berater und Mitarbeiter in vielen wichtigen Fragen und Entscheidungen.

Markus war ein Kind mit einem ausgesprochen feinen Wesen. Als er im zarten Kindesalter war und durch Ungehorsam seinen Willen durchsetzen wollte, genügte schon ein mahnendes »Aaai« – was so viel heißt wie: »Das darf nicht sein!« –, und schon rollten ihm die Tränen über die Wangen. In der Zeit in Saalfelden war ich noch der Meinung, dass unsere Kinder daran gewöhnt werden sollten, alles Gemüse bei Tisch zu essen. Jonathan lehnte dies ab. An einem der Mittagessen beharrte ich darauf, dass er nun den Teller leer essen solle, sonst müsse er ins Büro gehen und so lange dort bleiben, bis der Teller leer ist. Die Warnrede half nichts, und Jonathan verschwand schließlich mit seinem Gemüseteller im Büro. Es war Markus, der – ganz still und blass geworden – kurz darauf zu betteln begann, dass er zu Jonathan ins Büro gehen dürfe. Wir ließen ihn gehen. Nach wenigen Minuten kamen die beiden freudestrahlend mit dem leeren Teller aus dem Büro zurück: Markus hatte dem Brüderlein den Teller leer gegessen. Diese Begebenheit beschreibt so ganz das zarte und liebevolle Wesen von Markus. Er wurde zu einem besonderen, liebevollen Bruder für Jonathan und später für Barbara. Markus' Liebe zu seinem um viele Jahre jüngeren Schwesterlein ist kaum zu beschreiben. Ein Bruder, der wunderbar trösten konnte, das war Markus. Später wurde Markus für viele Jahre in der Vortragsarbeit mein engster und bester Mitarbeiter.

Jonathan, ein aufgewecktes, liebes Kind, wuchs in seinen ersten Lebensjahren gewissermaßen im Schatten der älteren Geschwister auf. Er war eher in sich gekehrt, aber trotzdem ein fröhliches Kind. Als wir Saalfelden verließen und nach Herzogenburg umzogen, war er neun Jahre alt. Er verkraftete den Abschied und die Trennung von seiner früheren

Heimat schwer. In den Versammlungen beispielsweise saß er teilnahmslos da. Er kehrte noch mehr in sich und äußerte sich kaum über die Gottesdienste. Es kam so weit, dass ich ihm freistellte, überhaupt noch mit uns in die Versammlungen zu kommen. Mit verweinten Augen schaute er mich an und sagte: »Papa, bitte lass mir noch ein wenig Zeit.« In späteren Jahren veränderte sich sein Leben. Er begann bewusst mit Jesus zu leben. Mehr und mehr wurde klar, dass Jonathan im Stillen Führungsgaben entfaltete. Er entwickelte sich zu einem jungen Mann, der andere junge Menschen für die Sache des Herrn begeisterte. Keines unserer Kinder liebte die Gartenarbeit wie Jonathan.

Neun Jahre nach der Geburt von Jonathan schenkte uns der Herr unser letztes Kind, unsere herzige Barbara. Sie war der Sonnenschein unserer Familie, von allen Geschwistern geliebt und umsorgt. Barbara hatte ein sonniges Gemüt. Sie erlebte in jungen Jahren mit, wie ihre Geschwister eines nach dem anderen das Haus verließen. Im zarten Kindesalter und in der Teenagerzeit war dies für sie nicht leicht zu verkraften. Außerdem litt sie darunter, dass sie über viele Jahre keine gleichaltrige Freundin hatte. Umso mehr hing sie an ihren Geschwistern Markus und Jonathan, die für sie zum prägenden Vorbild wurden. Sie wuchs zu einer fröhlichen Persönlichkeit heran. Ihre Liebe zu uns als nicht mehr junge Eltern hat uns stets erfreut.

Esther war für unsere ganze Familie ein Segen. Wie war sie doch um das leibliche und seelische Wohl unserer Kinder besorgt! Dies kann in Worten nicht gebührend ausgedrückt werden. Esther war und ist eine Mutter, die es nur einmal auf diese Weise gibt. Nach außen hin wirkte Esther als stille, zurückgezogene, eher schüchterne Frau. In der Familie aber war sie die besorgte und umsorgende Mutter, die ihre vom Herrn geschenkten pädagogischen Begabungen voll einsetzte. Sie ist eine Beterin und dem Herrn hingeebene Person mit einer stark prägenden Wirkung auf unsere Kinder.

Was aus unseren Kindern geworden ist und wie sie sich geistig und geistlich entfaltet haben, ist vorwiegend dem Einfluss ihrer wunderbaren Mutter zu verdanken. Persönlich finde ich es wertvoll, wenn in der Familie die Mutter als Hausfrau zu Hause bleibt, vor allem dann, wenn die Kinder noch klein sind. Leider ist dies in unserer heutigen Gesellschaft und Lebensweise fast nicht mehr möglich. Gleichwohl ist für die Kinder in den frühen Jahren nichts so wichtig wie eine mit Liebe sorgende Mutter. Wie schön ist es für ein Kind, wenn es von der Mutter nach einem Schultag zu Hause erwartet wird. Auch die gemeinsame Zeit im Kinderzimmer ist kostbar. Abend für Abend war es für Esther eine große Freude, wenn sie viel Zeit mit den Kindern verbringen konnte. Wir wissen nicht mehr, wie viele Bücher Esther unseren Kindern vorgelesen hat. Danach gab es den persönlichen Austausch mit jedem einzelnen Kind. Das gemeinsame Beten und das Liebkosen gehörten auch in diese wunderbare Welt der Kinderstube, fern vom Lärm der Welt. Es handelt sich hier um das liebevolle Vermitteln dessen, dass einem die Kinder das Kostbarste sind und man ganz für sie da ist: »Ihr lieben Kinder braucht keine Angst zu haben, Mutti ist da, ganz nahe bei euch.« In den frühen Lebensjahren brauchen Kinder diese besondere Wärme und Fürsorge einer Mutter. Ich wünschte mir, alle jungen Mütter wären um ihre Kinder so liebevoll besorgt.

In den Jahren, als unsere Kinder im zarten Alter zwischen zwei und sieben waren, war für mich die Zeit, in der ich über viele Jahre fast jeden Abend zu evangelistischen Vorträgen und Predigtstunden unterwegs war. So waren es für mich vor allem die Schulferien, die Essenszeiten bei Tisch und der gemeinsame Familienurlaub sowie die Zeit bei den praktischen Arbeiten im Garten, in der eigenen Hausdruckerei und bei den Vorbereitungen für die großen Vorträge, in denen ich mit den Kindern gemeinsame Zeit verbringen konnte. Es war mir ein wichtiges Anliegen, dass

die Kinder in ihren freien Stunden zur Mitarbeit angehalten wurden. Es ist eine wertvolle Erfahrung, bereits im jungen Alter zu erlernen, dass die Arbeit zum Leben gehört. Mein Anliegen war, dass unsere Kinder Gehorsam lernen. Dieses Erlernen des Gehorsams stellt sicherlich für alle gläubigen Eltern eine Gratwanderung dar. Wie gut, dass wir als Leitfaden Gottes Wort haben dürfen! Niemals werde ich mich darin als fehlerlosen Vater sehen können. So wie meine Kinder bin auch ich ein Mensch, der von der Vergebung und Gnade Gottes lebt.

Das Prägendste, was einem Kind für sein eigenes Leben mitgegeben werden kann, ist, dass es sieht und erlebt, wie die Eltern jedes einzelne Kind unendlich lieb haben, egal welche Veranlagungen und welches Temperament das Kind hat. Gleichsam wachsen und reifen die Eltern an den eigenen Kindern. Liebe zu den Kindern heißt auch, die Kinder für ihre guten Taten zu loben. Hier wollten wir niemals sparen. Wir entdeckten immer wieder Dinge, die lobenswert waren. Das Lob verstärkt das Selbstwertgefühl im Kind. Liebe heißt aber auch, klare Grenzen zu setzen. Böses Benehmen und Reden gegenüber den Eltern ließen wir nicht ungestraft durchgehen. Liebe heißt Erziehen. Nicht-Erziehen ist Lieblosigkeit. Liebe zu den Kindern heißt, die Kinder zu dem hinzuführen, den wir über alles lieben und dem unser ganzes Leben gehört – zum Herrn Jesus Christus. Dazu gehört auch die Freude an den Versammlungen und den geistlichen Aktivitäten.

Die Liebe der Kinder zu den Eltern äußert sich in verschiedener Weise. Das Kleinkind zeigt seine Liebe zu den Eltern anders als das heranwachsende und das pubertierende Kind. Die Liebeserweisungen des Kindes verändern sich laufend. Das reif gewordene Kind bringt seine Liebe durch Gehorsam den Eltern gegenüber zum Ausdruck. Es hat gelernt, in den verschiedenen Lebenssituationen auf das zu achten, was den Eltern Freude bereitet. Geerntet wird hier

erst nach vielen Jahren, was über die gesamte Dauer seiner Entwicklung hin in ein Kinderherz gesät wurde.

Die christusgläubige Familie weiß, was das Wichtigste ist – nämlich dem Herrn Jesus von ganzem Herzen in Hingabe nachzufolgen. Wenn Kinder später mangelndes Interesse an Gottes Wort zeigen und die Versammlungen nur sporadisch besuchen, sehe ich darin oft ein Fehlverhalten der Eltern. Besuchen Eltern freudlos die Versammlungen und wird anschließend über den Prediger oder über Gottesdienstbesucher lieblose Kritik geübt, werden die Kinder ebenfalls den Respekt dem heiligen Wort Gottes und den Gemeindegliedern gegenüber verlieren. Hier werden in vielen christlichen Familien Fehler begangen – Fehler, die später oft nicht wiedergutzumachen sind. Böse Worte lassen sich nur sehr schwer aus der Welt schaffen. Für unsere Familie war es wie eine heilige Pflicht, jeden Sonntag zur Versammlung zu gehen. Wir versuchten den Kindern zu vermitteln, dass es für uns als Eltern eine große Freude und ein Vorrecht ist, gemeinsam mit anderen Gläubigen den Herrn anzubeten und aus seinem Wort zu lernen. Zum Wichtigsten in der Familie zähle ich auch das gemeinsame Bibelstudium und die gemeinsame Gebetszeit.

Die Eltern begeistern ihre Kinder gerne für jene Tätigkeiten, die sie selbst ausüben und die ihr Leben prägen. Für gläubige Eltern sollte es allererste Priorität sein, die Kinder für all das zu begeistern, was der Förderung des Evangeliums dient. Die Welt führt jedermann eine Menge interessanter Möglichkeiten vor Augen. Darum können wir als Eltern nicht passiv erwarten, dass unsere Kinder sich von selbst für Gottes Reich interessieren werden. Viel wahrscheinlicher haben sie zwischenzeitlich längst etwas anderes gefunden, was sie fasziniert. Was mich seit meiner Jugendzeit beschäftigt, ist die Tatsache, dass viele verheißungsvolle junge Menschen aus gläubigen Familien ihr Leben getrennt vom Herrn und nur auf Irdisches gerichtet zu leben geden-

ken. Was hätte doch alles in diesem Land bewegt werden können, wären diese kostbaren jungen Männer und Frauen auf dem Weg mit dem Herrn geblieben! Für überzeugte liebende Eltern muss es ein tiefer Schmerz sein, wenn ihre Kinder und später die Kindeskinde ohne Gott durchs Leben gehen. Aber welch eine Freude, wenn die Kinder treue Jesusnachfolger werden, und ebenso auch ihre Kinder! Dies ist eines der größten Geschenke für an Christus gläubige Eltern.

Um Kinder für den Herrn zu gewinnen, spielt das Vorbild eine wesentliche Rolle. Dies hatte meine Mutter zu Lebzeiten wieder und wieder erwähnt. Obwohl wir keinesfalls sündlose Menschen sind und täglich von der Gnade Gottes leben, tragen wir als Eltern die Verantwortung unseren Kindern gegenüber, ein echtes Vorbild zu sein. Lieben wir den Herrn von ganzem Herzen, so hat solch ein Leben auf unsere Kinder eine ansteckende Wirkung. Ein Kind lässt sich durch das gelebte Vorbild der Eltern prägen. Eltern dagegen werden vor allem durch das lebendige Wort Gottes geprägt. Die Eltern versuchen zugleich das Kind zu Gott selbst hin zu erziehen, dem die Kinder letztendlich gehören und der sie nach seinem Bild formen möchte – besser, als wir es tun könnten. Nach dem Herrn, den wir von ganzem Herzen lieben, lieben wir unsere Kinder am allermeisten – nicht Freunde oder Verwandte oder unsere eigenen Eltern. Diese Haltung vermag bei unseren Kindern Hochachtung zu bewirken.

In unserer Zeit wälzen viele Väter die Verantwortung bezüglich der Kindererziehung von sich ab. Dies kann unter Umständen fatale Folgen haben. Vor Gott trägt der Familienvater die erste Verantwortung für die Kinder. Er ist gewissermaßen der Beschützer seiner ihm anvertrauten Familie. Wenn wir in die zunehmend vaterlose Gesellschaft blicken, wie respektlos sich junge Menschen gegenüber den Älteren verhalten, dann erkennen wir, dass der erziehende Vater fehlt. Einem Kind, das in Respekt und Liebe zu sei-

nem Vater aufblicken kann, wird es später leichter fallen, andere Menschen und Gott zu respektieren. In vielen christlichen Familien erlebten wir den zunehmenden Autoritätsschwund, gerade deshalb, weil das Vorbild der Väter fehlt. Fällt es einem Kind schwer, den Vater als Autorität anzuerkennen, so wird es auch im geistlichen Bereich Mühe haben, sich der göttlichen Autorität unterzuordnen.

Die Aufgabe der Mutter ist nicht in erster Linie, in einem weltlichen Beruf das Geld zur Unterhaltung der Familie zu verdienen. Die Mutter mit ihrem liebevollen und verständnisvollen Wesen gibt der Familie vor allem die Geborgenheit. Sie ist dem Mann als Person ebenbürtig, hat aber andere Aufgaben. Sie ist die allumsorgende Mutter, die auf die Bedürfnisse ihrer Kinder achtgibt. Eine Mutter pflegt ihr Kind vom zarten Säuglingsalter an, bis es immer selbstständiger wird und schließlich ihrer Hilfe nicht mehr bedarf. Leider werden heute oftmals die Rollen vertauscht. Das Kind braucht aber Mütter und Väter nach biblischem Bild, um seine Identität formen zu können und später als gesunde Persönlichkeit den Herausforderungen des Lebens standhalten zu können.

Weder die Kinder noch die Eltern sind ohne Fehler. Als Nachfolger Jesu darf der Christ lernen, aus der Vergebung zu leben. Würden wir für alle Fehlritte sofort bestraft werden, wo wären wir? Wie gut, dass wir den Herrn kennen und lieben dürfen, der Sünden vergibt!

Was muss denn ein kleiner Säugling tun, dass er sich die Liebe seiner Eltern verdient? Er schreit doch so viel und kann noch nicht »Danke« sagen, und trotzdem wird er überschüttet mit innigster Liebe. Er ist Kind seiner Eltern, und gerade deswegen wird er geliebt. Dies ist ein wunderbares Bild für Gottes unendliche Liebe uns gegenüber. Wir können nichts tun, womit wir seine Liebe uns gegenüber verdienen könnten, und trotzdem liebt uns Gott mit seiner grenzenlosen Liebe und errettet uns von unseren Sünden. Wenn ich eines

unserer Kinder bestrafen musste – was eher selten der Fall war –, musste ich selbst dabei weinen. Es tat mir innerlich sehr weh, eine Strafe verhängen zu müssen. Wie wunderbar aber, als das Kind nach Einsicht um Vergebung bat und ich es in meine Arme schließen konnte, mit den Worten: »Mein geliebtes Kind, ich habe dir alles vergeben. Du bist mein liebster Schatz.«

* * *

Nicht jedes unserer Kinder war in der Schule gleich. Dem einen fiel das Lernen leicht, dem anderen weniger. Das eine Kind hatte es eher einfach, das andere musste sich alles erkämpfen. Die Schule war auch oft mit der Herausforderung verbunden, zum eigenen Glauben an Jesus Christus zu stehen, obwohl andere böse über den Glauben sprachen. Wie gut, wenn die Eltern in solchen schwierigen Angelegenheiten den Kindern besonders zur Seite stehen und ihnen Mut machen. Esther und ich pflegten regen Anteil am Schulalltag unserer Kinder zu nehmen, an allem, was sie bewegte, sie bedrückte oder ihnen Freude bereitete. Esther leistete bei den Schulaufgaben wunderbare Unterstützung. Sie vermochte es, alle Kinder liebevoll zu ermuntern.

* * *

Die gemeinsamen Urlaubszeiten waren für uns als Familie besondere Höhepunkte. Früher, als Esthers und meine Eltern noch lebten, fuhren wir jedes Jahr für kurze Zeit nach Neuenegg und Ziefen in unsere Heimat. Dieses Wiedersehen war vor allem für die Großeltern und die Enkel ein besonderes Ereignis – hatten sie doch sonst kaum Kontakt. Wenn es die Gesundheit der Eltern zuließ, machten wir gemeinsame Tagesausflüge. Manchmal reisten wir als Familie auch in ein anderes Bundesland und verbrachten eine oder zwei Wochen

in einem Ferienhaus. Ein seltenes Urlaubserlebnis für uns als Familie war 1989 der zweiwöchige Aufenthalt in Kalabrien an der Mittelmeerküste. Obwohl die Reise in einem nicht klimatisierten Auto zu bewältigen war und die Hitze oft unerträglich wurde, war die weite Reise ein unvergessliches Erlebnis. Ab 1992 gab es für uns als Familie ein wunderschönes Urlaubsdomizil im Berner Oberland, ein Chalet, das einer lieben befreundeten Familie gehört. Bei schönem Wetter bot sich der direkte Ausblick auf das majestätische Dreigestirn: Eiger, Mönch und Jungfrau. Dieses Naturschauspiel vermochte uns unaufhörlich zu faszinieren. An diesem Ort konnten wir uns richtig erholen und für wenige Tage entspannen. Viel schöne Zeit hat Gott uns dort geschenkt.

* * *

Früh sollte damit begonnen werden, die Kinder darin anzuleiten, Verantwortung zu übernehmen. Wenn Eltern für ihre Kinder alles tun, bis sie erwachsen sind, helfen sie ihnen damit nicht. Es ist wichtig, dass schon im frühen Kindesalter damit begonnen wird, die Aufgaben zu verteilen – einem jeden nach seinen Begabungen und Fähigkeiten. Das erfordert ein feines Augenmerk der Eltern für ihre Sprösslinge. Kinder, denen in keinem Bereich der Mitarbeit Verantwortung übertragen wurde, fällt es später in ihrem Leben schwerer, ihren eigenen Haushalt gut zu führen. Weise Eltern leiten ihre Kinder aus Liebe zur tüchtigen Mitarbeit an.

* * *

In jeder Familie gibt es zu gewissen Jahreszeiten verschiedenste Krankheiten zu überwinden. Kinderkrankheiten sind für Kinder Zeiten, in denen sie noch mehr ungeteilte, innigste Zuwendung vonseiten der Mutter empfangen als sonst. Da werden die fiebrigen Füßchen gewickelt, der

Tee und das Essen werden wie einem Königskind ans Bett gebracht. Man ist darum besorgt, dass der Erkrankte möglichst bald wieder auf die Beine kommt. Oft gibt es für die Eltern auch Ängste zu überwinden, zum Beispiel, wenn das Fieber nicht nachlassen will. Wie gut, wenn man in all diesen Dingen gemeinsam den Herrn um seine Hilfe bitten und ihm alle Sorgen hinlegen darf!

Die Krankheiten unserer Kinder beschäftigten mich immer persönlich. Es war, als Esther gerade unseren Jonathan geboren hatte und ich mich zu Hause um die drei kleinen Kinder kümmerte, als Markus am zweiten Abend nach der Geburt von Jonathan plötzlich sehr hohes Fieber bekam. Eine Glaubensschwester, selbst Mutter von mehreren Kindern, gab mir den Rat, sofort den Kinderarzt zu rufen. Er kam schließlich um Mitternacht. Als er Markus untersucht hatte, schrie er mich an. Ich solle mich in Grund und Boden schämen, solch ein Waschlappen von Vater zu sein! Ich solle mir um die Kinder nicht so große Sorgen machen! Nach diesen Worten fühlte ich mich irgendwie schlecht, war aber zugleich froh zu wissen, dass es bezüglich des Fiebers nichts Ernsthaftes zu befürchten gab.

* * *

Es ist ein Vorrecht, die Kinder über einen Zeitraum von fast 20 Jahren in ihrem Leben bewusst zu begleiten. Diese kurz bemessene Zeitspanne gibt uns Eltern Zeit zum Formen und Prägen der zarten Menschenseelen. Es ist eine Zeit, auf die man sich auch bewusst vorbereiten kann. Je nachdem, wie ein Kind in seinen Gemütsregungen besaitet ist, nimmt man entsprechend Rücksicht darauf. Jedes Kind ist ein vollwertiges Individuum, ein ernst zu nehmender Mensch, mit all seinen Schwächen und Stärken. Beim heranreifenden Kind kommt die Zeit, in der wir ihm nicht mehr sagen können: »Tue dies oder jenes.« Es handelt sich um ein Begleiten,

während dem man ihm mit Rat zur Seite steht. Für gläubige Eltern ist es etwas vom Großartigsten, die Erfahrung machen zu dürfen, dass die Kinder gerne mit ihren Sorgen und Problemen zu ihnen kommen und Rat suchen. Es zeigt sich dann, ob die Eltern über die vielen Jahre ihrer Erziehung ein gesundes und gutes Verhältnis zu ihren Kindern aufbauen konnten.

Wer trägt die Verantwortung für die geistliche Entwicklung unserer Kinder? Ist es der Sonntagsschullehrer, der Religionslehrer, sind es die Ältesten der Gemeinde, die Glaubensgeschwister in der christlichen Versammlung? Die erste Verantwortung für die geistliche Entwicklung unserer Kinder tragen die Eltern und von den Eltern besonders der Vater. Wir Väter werden einmal bezüglich der Erziehung unserer Kinder Rechenschaft ablegen müssen. Wie wollen wir von unseren Kindern erwarten, dass sie den Herrn lieben und ihm nachfolgen, wenn wir selbst nur mit halbem Herzen Gott gehören!? In meinem Leben waren es meine Eltern und im Weiteren meine älteren Geschwister, die mir ein Vorbild waren und mein Leben prägten. Es macht mich oft traurig zu hören, wie heute in manchen christlichen Familien kaum mehr gebetet oder die Bibel gelesen wird. Die Eltern sollten ein sichtbares Zeugnis ihren Kindern gegenüber sein und vorleben, was der Herr Jesus ihnen bedeutet. Kein Schulungsprogramm und keine Bibelschule vermögen diese Versäumnisse auszugleichen. Der heranwachsende junge Mensch benötigt beständige Ermutigung vonseiten der Eltern, ganzen Einsatz für Jesus zu leisten. Dies zeigt sich im Interesse der Eltern für seine evangelistischen Aktivitäten und Anliegen für die Gemeinde.

* * *

Bevor das Kind geboren ist, wissen die Eltern, dass das zarte kleine Baby eines Tages als reifer, erwachsener Mensch das

Elternhaus verlassen wird. Auf das ganze Leben eines Menschen gesehen sind die Kinder uns für eine relativ kurze Zeit geliehen. Für die Mütter ist das Ausziehen der Töchter oftmals schwerer zu ertragen. Wenn ich an meine Heirat denke, dann erinnere ich mich an die Tränen meiner Mutter. Auch wenn die Eltern ein volles »Ja« zu meiner Frau hatten, war doch der endgültige Schritt in das eigene Zuhause ein großer Einschnitt in ihrem Leben. Inzwischen haben Esther und ich solches schon drei Mal bei den eigenen Kindern erlebt. Der Abschied unseres ersten Kindes hat uns das Herz über eine längere Zeit schwer gemacht. Vor allem Esther hatte mit der Trennung von Daniela zu kämpfen. Mir fiel es vor allem schwer, als Lukas und Markus uns Eltern verließen, um ihre eigenen Familien zu gründen. Von solchen Schmerzen weiß man kaum, hat man sie nicht selbst erlebt. Und doch ist dies der gute und richtige Weg. So überwog stets die Freude über das Glück, welches unsere Kinder erfahren durften, dass sie einen gläubigen Ehepartner fanden, mit dem sie den weiteren Lebensweg gehen und teilen wollten.

* * *

Welch ein Vorrecht war es für mich, dass Esther und unsere Kinder während der vielen Jahre zu mir standen. Die wunderbarste Unterstützung durfte ich durch die eigene Familie erfahren. Im Besonderen waren es Lukas und Markus, die sich schon von Kind an für die Vortragsarbeit interessierten. Aus der Begeisterung aller unserer Kinder für die vielen verschiedenen missionarischen Aktivitäten entwickelten sich Fähigkeiten und Begabungen, die auch in der Öffentlichkeitsarbeit zum Segen werden sollten. Lukas entdeckte seinen Weg vor allem auf dem Gebiet der EDV. Schon mit 16 Jahren begann er, die große Adressdatei zu verwalten. Er arbeitete das System immer weiter aus, bis es letztlich für Tausende von Adressen im In- und Ausland, in Regionen

und Vortragsgebiete eingeteilt, verwendet werden konnte. Bei Markus entdeckten wir bald seine künstlerischen Begabungen. Mit 18 Jahren war er bereits der eigentliche Lithograf und Gestalter meiner Multi-Media-Schauen. Viele Jahre gestaltete Markus außerdem die Fach-, Schöpfungs- und evangelistischen Bücher. Die Multi-Media-Schauen gestaltete er mit grandiosem Können. Je mehr ich auf die Digitaltechnik umstieg, umso größer waren seine gestalterischen Möglichkeiten, aber auch umso mehr Arbeit und Zeit musste er in meine Visionen stecken. Dies führte dazu, dass Markus ernsthaft erwog, mit seinem Studium an der Technischen Universität in Wien aufzuhören, um ausschließlich für mich zu arbeiten. Da er Jahr für Jahr viele Monate in die Vorbereitungen der Vorträge investierte, führte dies zu einem beträchtlichen Verzug seines Studiums. Es war für mich bewegend zu sehen, wie mein eigener Sohn sich so hingebungsvoll und begeistert meiner Anliegen annahm und mich unterstützte.

Wieder Abschied nehmen

Während der Zeit in Herzogenburg kam ich mit dem himmelblaufarbigem VW-Bus unfallfrei auf 400 000 km mit demselben Motor. Ich wurde von der VW-Betriebswerkstatt und dem VW-Importeur in Österreich zu einem Festessen eingeladen, an dem mir feierlich eine Urkunde überreicht wurde.

Genau 24 Stunden später erlebte ich meinen bis dahin schwersten Unfall.

Der Herr hat uns immer zur rechten Zeit die richtigen Autos für die große Vortragsarbeit geschenkt, die wir doch so dringend brauchten. So kam es auch wieder nach diesem schweren Unfall. Der VW-Bus war schrottreif. Ohne einen Bus wäre meine Vortragstätigkeit nicht denkbar gewesen, und ich selbst besaß nicht genügend Geld, um einen neuen zu kaufen. Nach einigen Tagen Krankenhausaufenthalt in Enns durfte ich nach Hause zurückkehren, mit allerdings noch starken Schmerzen des gebrochenen Brustbeins wegen. Noch am selben Tag erreichte mich der Telefonanruf eines lieben Freundes, der sich nach meinem Wohlergehen erkundigen wollte. Er stellte mir zudem die Frage, ob ich mir schon bezüglich eines neuen Autos Gedanken gemacht hätte. »Oh, wo denkst Du hin«, sagte ich voller Entsetzen. »Ich habe solche Schmerzen, dass ich kaum atmen kann. Entschuldige bitte, ich kann gerade nicht über Autos sprechen.« Ich wusste nicht, dass der liebe Bruder gerade aus diesem Grund angerufen hatte. Freundlich sagte er mir, dass ich mir bezüglich eines neuen Autos überhaupt keine Sorgen zu machen brauche. Er würde mir einen neuen VW-Bus kaufen und zwar den besten, den es gerade gebe. Das konnte ich nun kaum fassen! Wie treu ist der Herr! In der Schrift steht: »Ehe sie rufen, will ich antworten« (Jesaja 65,24). So

war es hier in diesen schweren Stunden. Auf diese Weise hat uns der Herr die ganzen 20 Jahre hindurch alle unsere Autos geschenkt, die Esther und ich fuhren.

Der Unfall ging nicht spurlos an mir vorüber. Mein Verhältnis zum Herrn Jesus wurde vertieft. Es folgte für mich eine Zeit der tieferen bewussten Reinigung und Hinkehr zu Jesus. Ich durfte vieles in meinem Leben bereinigen, wofür mir die Augen geöffnet worden waren. Viele der äußerlichen Dinge, die mir bis dahin noch wichtig gewesen waren, verloren an Wert. Der Unfall brachte mich für kurze Zeit an den Rand des Grabes und weckte in mir ein noch größeres Verlangen, die mir geschenkte Lebenszeit in Hingabe für das Werk des Herrn einzusetzen.

* * *

Die Gemeinde wuchs, und der Herr tat die hinzu, die die Gnade Gottes in ihrem Leben erfahren durften. Es wurden verantwortungsvolle Brüder als Älteste eingesetzt, welche die noch junge Gemeinde leiten und für die Belange der Gemeindeglieder besorgt sein sollten. Über einige Jahre hinweg fuhren diese Brüder und ich regelmäßig in die Steiermark auf den Rosenberg. Dort verbrachten wir jeweils bis zu drei Tage im gemeinsamen Austausch und Gebet. Diese Zeiten waren für uns alle kostbar. Es wurde über die Lehre in der Gemeinde gesprochen und über persönliche Anliegen, die uns bewegten. Wir studierten gemeinsam das Wort Gottes und beteten für die zahlreichen Anliegen in der Gemeinde.

* * *

Fünf Jahre nachdem Floyd die Gemeinde in St. Pölten verlassen hatte, war nun auch für uns die Zeit gekommen, Niederösterreich zu verlassen und in die Steiermark zu ziehen. Während drei Jahren nahm ich mir die Zeit, die Geschwister

in der Gemeinde auf unseren Abschied vorzubereiten. Für mich war es wichtig, die Gemeinde in die Selbstständigkeit zu führen. In mancher Gemeinde wurde der Gemeindegründer später zum Pastor oder Prediger in »seiner« Gemeinde. Ich meine, dass der ausländische Missionar, dessen Auftrag es ist, Gemeinde zu gründen, darauf bedacht sein sollte, nach guter Grundlegung das weitere Gedeihen der Gemeinde den einheimischen Ältesten anzuvertrauen. Die Gemeinde ist wie eine Familie. Man liebt jeden Einzelnen darin und durfte einander über viele Jahre kennenlernen. Doch dann kommt der Abschied.

Zu den schwierigsten Entscheidungen in meinem Leben gehörte jeweils das Festlegen des neuen Arbeitsgebiets. Natürlich könnte man auch bis an das Lebensende in der Gemeinde bleiben, die man über die vergangenen Jahre gegründet hat. Es gäbe immer noch genug zu tun, das Missionsfeld wäre immer noch groß und die Zahl der Arbeiter zu gering. Und doch zog es mich immer weiter, in Gebiete, in denen das Evangelium noch weniger verbreitet war und es noch kaum Gemeindegründungsarbeit gab. »Herr, wohin sollen wir gehen? Was ist Dein Plan für unser Leben?« Die ersten Gartenvorträge in der Steiermark, damals noch von Saalfelden aus, waren mir in lebendiger Erinnerung geblieben. Besonders in den Jahren 1985 bis 1990 begegnete ich dort einer großen Offenheit gegenüber dem Wort Gottes. Immer wieder erwog ich, dort einmal meinen Dienst fortsetzen zu dürfen. Und nun schien der Zeitpunkt dafür gekommen zu sein.

Daniela und Lukas waren bereits verheiratet. Markus studierte in Wien, war aber als mein engster Mitarbeiter dazu bereit, mit in die Steiermark zu ziehen und mich zu unterstützen. Jonathans Weg führte nach Wien in die Berufswelt und später zum Theologiestudium nach Basel. Barbara musste nun wie ihre Geschwister vor ihr die Erfahrung machen, die liebsten Freunde zurücklassen zu müssen. Dies

fiel ihr schwer. Esther und ich waren um einige Jahre älter geworden, doch hatten wir bereits unsere Erfahrungen in Bezug auf Umzüge. Und diesmal sollte es das erste Mal in ein eigenes Haus gehen. In dieser Vorbereitungszeit beschäftigte mich vor allem eine Frage, die mir öfter den Schlaf raubte: Wie wird es nach unserem Abschied mit den Bibelkreisen in Niederösterreich weitergehen? Mir war bewusst, dass es zu einer Änderung kommen würde. Wie lange würden in Zwettl, Horn, Langenlois, Traismauer, St. Pölten, Traisen, Wieselburg, Melk, Amstetten und Waidhofen an der Ybbs die Bibelrunden weiterbestehen? Ich freute mich, dass Brüder aus der Gemeinde in St. Pölten diese Arbeit weiterführen wollten. Es wäre mein Wunsch gewesen, dass im Raum Wieselburg eine zweite Gemeinde gegründet worden wäre. In Salzburg hat das Entstehen der ersten Gemeinde zu vielen neuen Gemeindegründungen geführt. Mir war bewusst, dass der Lauf der Gemeindegründungen in Niederösterreich ein anderer sein würde. Die Gemeindestruktur in St. Pölten wurde eine andere als die in den Salzburger Gemeinden. In die Gemeinde kamen auch einige Geschwister aus der evangelischen Kirche und aus anderen Gemeinden der Umgebung. Diese Konstellation empfand ich nicht als negativ.

Gerne hätte ich in Niederösterreich einen ähnlichen Aufbruch erlebt wie im Salzburger Land. Meine schriftlichen Pläne von damals sind noch vorhanden, die meine Visionen festhielten, wie durch ein Netz von Gemeinden das ganze Bundesland Niederösterreich erreicht werden könnte. Doch musste ich diese Pläne ganz Gott anheimstellen. Der Herr geht seinen Weg mit seiner Gemeinde, und seine Geschichte mit ihr ist noch nicht zu Ende.

* * *

Der Heimgang meines Vaters hinterließ bleibende Eindrücke. Nachruf, Flamatt, 22. Januar 1998: »*Der Herr spricht:*

›Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.« Jeremia 31,3. Gestern Abend ist unser herzenguter Vater, Großvater, Urgroßvater, Bruder, Schwager und Onkel Hans Mauerhofer-Beyeler für uns alle unerwartet infolge eines Schlaganfalles, im 86. Lebensjahr, von seinem geliebten Heiland und Erlöser in die ewige Herrlichkeit heimgerufen worden.«

Der Herr fügte es so, dass ich während des Heimgangs meines Vaters in der Schweiz auf Vortragsreise war. Folgenden Brief schrieb ich damals nach Österreich an die Glaubensgeschwister und Freunde in St. Pölten: Flamatt, 28. Januar 1998: *»Nun sind Hansi und ich schon länger als zwei Wochen in der Schweiz. Die Vortragsarbeit bereitet uns Freude. Doch geht unser tägliches Sehnen hin zu all unseren Lieben in Niederösterreich, dort, wo unsere Heimat, unsere Familien und all die Geschwister sind. Wir wissen uns täglich mit Euch verbunden und danken für alle Gebete. Wie Ihr alle wisst, ist mein Vater in die ewige Herrlichkeit Gottes eingegangen. Wie gnädig war die Hand des Herrn darin sichtbar, dass ich das Vorrecht hatte, meinen Vater in den letzten Stunden seiner irdischen Laufbahn zu begleiten. Heute vor einer Woche um 5:30 Uhr hörte ich meinen Vater noch laut in seiner Wohnung beten. Von seiner Bekehrung vor 65 Jahren bis zu seinem letzten Lebenstag war er ein treuer Beter. Er liebte es, am Morgen früh aufzustehen und mit dem Herrn durch Bibellesen und Gebet Gemeinschaft zu haben. Um 6:40 durchdrang ein lauter Ruf das Haus. Es war mein Vater, welcher rief: ›Heiland, hilf mir.« Und sogleich: ›Herr Jesus, ich danke Dir, dass Du mich erhört hast.« Meine Schwester Lydia und ich eilten sofort in die Wohnung des Vaters und fanden ihn zusammengekauert mit einer halbseitigen Lähmung. Wir ahnten nicht, dass dieser Tag der letzte in seinem Leben sein würde. Als alle meine Geschwister, Hansi und ich nach einer genauen Untersuchung im Krankenhaus in Bern über das schwere Ausmaß der Hirnblutung informiert wurden, wussten wir, dass unser Vater von uns Abschied nehmen würde. Die Stunden zu beschreiben, in denen Vater noch unter uns weilte, ist fast nicht möglich. Es waren schwere Stunden, und doch fühlten*

wir die Gegenwart des Herrn. Es war ein solcher Friede spürbar, dass selbst eine Krankenschwester bat, ob sie sich in diesem Zimmer aufhalten dürfe. So einen Frieden hätte sie in diesem Krankenhaus noch nie erlebt. Meine Geschwister und ich sangen unter Tränen Vaters Lieblingslieder. Es waren Lieder, die von der Herrlichkeit Gottes sprechen. Mit Bibelworten und Gebeten durften wir Vater bis an die Tore der himmlischen Heimat begleiten. Es wurde mir bewusst, welch ein Vorrecht gläubige Menschen angesichts der Todesstunde haben dürfen. Da ist keine Angst und kein Schrecken, nein, da ist ein Nach-Hause-gehen – ein Hineintreten in die ewige Welt Gottes. Nun durfte mein Vater dorthin gehen, wo er sehen darf, was er geglaubt hat. Welch eine Freude und Wonne für ihn! Für meine Geschwister und mich bedeutete dies aber Trauer und Heimweh. Mit Vater ist ein treuer Beter heimgegangen. Täglich hat er für uns gebetet und für die Geschwister in Österreich, die er von Angesicht nicht kannte. Er nahm Anteil am Fortgang unserer missionarischen Arbeit in Österreich. Der Herr segne und behüte Euch und lasse uns alle gesund wiedersehen. Ich habe Sehnsucht nach Euch allen. In Liebe verbunden grüßt Euch Walter.«

* * *

Einer der letzten Rundbriefe aus Herzogenburg: Herzogenburg, 2. Januar 2000: »In Deinem Namen, Retter und Befreier, der Du hoch über allen Namen bist, zieh'n wir hinaus; Du sich're Burg und Feste, Du Herr des Himmels, Heiland Jesu Christ.« Aus dem Liederbuch ›Singt von Jesus‹, Nr. 190, Strophe 2.

Ein großer Tag: Nach 9½ Jahren Missionsarbeit und Gemeindebau in Niederösterreich durfte ich vier Brüder als Älteste bestätigen. Sechs Monate vor unserem Umzug in die Steiermark ist es ein Wunder des Herrn, dass die junge Gemeinde in Zukunft ohne unseren Dienst die Aufgaben bezüglich Evangelisation, Hirtendienst und Lehre (Eph 4,11-12) tun kann.

Ein großes Ziel: 1973 zogen Esther und ich als jungverheiratetes Paar nach Sankt Johann im Pongau, 1978 nach Bischofshofen

und 1983 nach Saalfelden. Seit 1990 wohnen wir in Herzogenburg, und nun sehen wir hier unseren Auftrag als erfüllt. Wir sind bereit, eine neue Aufbauarbeit in der Süd-, Ost- und Weststeiermark zu beginnen. Nach bald 27 gemeinsamen Dienstjahren sind wir noch in der gleichen inneren Spannung wie damals, als wir in Sankt Johann im Pongau den ersten Wohnsitz nahmen. Inzwischen ist Esther 50 und ich 55 Jahre alt. Uns ist bewusst, dass es die Kraft des Herrn ist, die uns zum Dienst befähigt. Wir sehnen uns nach Bekehrungen in den nächsten Jahren, wenn der Herr noch nicht wiederkommt.

Abschied nehmen: ›Wir gehen im Glauben, fühlen unsre Schwachheit, wir brauchen deine Gnade Tag für Tag. Wir preisen und anbeten Deine Liebe, von der uns keine Macht je trennen mag.‹ Strophe 3.

Dieses Lied sangen wir als Familie zum Abschied in der Gemeinde Saalfelden im Juni 1990. Auf den Armen von Esther lag behütet unser jüngstes Kind von drei Wochen. Jetzt ist Barbara schon 9½ Jahre alt, ein liebes großes Mädchen. Ihr wird der Abschied von hier am schwersten fallen. Alle ihre lieben Schul- und Gemeindefreundinnen muss Barbara zurücklassen. Auch für Esther und mich wird der Abschied schwer – von den lieben Geschwistern in Niederösterreich und vor allem, was uns beiden sehr nahegehen wird, der Abschied von einigen unserer Kinder und Schwiegerkinder und den uns sehr ans Herz gewachsenen Enkelkindern. Unsere Kraft finden wir in unserem Begleiter, dem Herrn Jesus.

›Wir traun auf Dich, Du Schirmer und Beschützer. Wir gehen nicht allein ins Feindesland. Du machst uns stark, wir sind in Dir geborgen und traun auf Dich! Du hast uns ausgesandt.‹ Strophe 4.

Eine neue Heimat: Durch Führungen des Herrn wurden wir ermutigt, ein Haus zu kaufen. Bis jetzt wohnten wir in Miethäusern. Die sehr hohen Monatsmieten – besonders in Herzogenburg – waren für uns eine große Belastung. Mit dem Haus in Albersdorf bei Gleisdorf geht für Esther und mich der Wunsch in Erfüllung, unser Haus als eine Heimstätte für viele Menschen

offen zu halten und in Hingabe Gastfreundschaft zu leben, was wir auch in den vergangenen Jahren mit großer Freude getan haben.

Unsere Kinder: Unsere Kinder und Schwiegerkinder sind für uns eine große Freude und Unterstützung im Werk des Dienstes. Daniela und Oliver haben im September das dritte Kind, Christian, bekommen. Lukas und Sylwia erwarten Ende Januar ihr zweites Kind. Sie wohnen seit Sommer 1999 in der Nähe von Amstetten, wo Lukas die evangelistischen Bibelstunden betreut. Markus ist Student an der Universität (TU) Wien. Er ist für meine Arbeit eine unersetzliche Stütze geworden. Ohne seine Mitarbeit könnte ich mir meine spezielle Vortragsarbeit nicht mehr vorstellen. Jonathan leistet einen treuen Dienst und Einsatz in Wien unter den drogensüchtigen Menschen. Im Juni 2000 wird er mit seiner Ausbildung an der HTL in St. Pölten fertig sein. Barbara wird voraussichtlich in Weiz mit der Musikhauptschule beginnen.

Gebetsanliegen: Die Garten- und Schöpfungsvorträge in der Schweiz, in Niederösterreich und in der Steiermark. Die Fertigstellung der baulichen Arbeit in Albersdorf. Umzug nach Albersdorf, so der Herr will und wir leben, im Juli 2000. Beginn der evangelistischen Tätigkeit mit Vorträgen, Bibelkreisen und Sonntagsversammlungen ab Herbst 2001.

Dank: »Gepriesen sei Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus! Er hat uns gesegnet mit jeder geistlichen Segnung in der Himmelswelt in Christus.« Auch danken wir für die treue Gebetsunterstützung und alles Mittragen der Pioniermission in Niederösterreich und in der Steiermark. Kolosser 4,2-3: »Haltet fest am Gebet und wacht darin mit Danksagung; und betet zugleich auch für uns, dass Gott uns eine Tür des Wortes öffne, das Geheimnis des Christus zu reden.«

Mein persönlicher Wunsch an unsere lieben Briefempfänger: Judas 24-25: »Dem aber, der euch ohne Straucheln zu bewahren und vor seine Herrlichkeit tadellos mit Jubel hinzustellen vermag, dem alleinigen Gott, sei Herrlichkeit, Majestät, Gewalt und Macht

vor aller Zeit und jetzt in alle Ewigkeit! Amen.◀ Es grüßen in herzlicher Verbundenheit Eure dankbaren Walter und Esther mit Kindern.◀

Die vorletzte Abschiedsfeierlichkeit war auf den 19. Juni angesetzt. Zu dieser waren die Nachbarn aus der unmittelbaren Umgebung eingeladen. Es tat uns leid, dass wir über die vergangenen Jahre nicht mehr Zeit mit ihnen verbracht hatten. Doch freuten wir uns nun darauf, sie alle nochmals zu uns einladen zu dürfen. So trafen wir uns wenige Tage vor unserem endgültigen Umzug in unserem Garten in der Bahnzeile 19 zu einem gemütlichen Beisammensein. Einer der Nachbarn sagte, dass mit unserem Wegzug die Seele aus diesem Gebiet wegziehen würde.

Zuletzt veranstaltete die Gemeinde in St. Pölten ein beeindruckendes Abschiedsfest für uns. Jeder Abschied fällt schwer. Bleibt doch jeweils ein Stück des eigenen Herzens zurück. Es war auch hier wieder der Blick nach vorne, der uns gespannt der neuen Zukunft entgegengehen ließ.

Noch einmal neu beginnen

Kurz nach unserem Umzug nach Albersdorf bei Gleisdorf in der Steiermark wurde ich 56 Jahre alt. Inzwischen lagen schon einige Stationen hinter meiner Frau, mir und der ganzen Familie. Was würde hier nun auf uns zukommen? Werden die Kräfte für ein neues Missionsgebiet noch ausreichen? Mit Gottes Hilfe wollten wir diesen Neuanfang wagen. Wie oft hat mich Esther ermutigt! Auch sie selbst nahm alle neuen Herausforderungen immer wieder mutig an. In den vergangenen Jahren hatte ich manch enthusiastische Vorstellungen abgelegt. Es war uns bewusst, dass auch ohne uns das Werk des Herrn vorangehen würde. Dennoch war es unser Anliegen, als treue Diener unsere Aufgabe mit Hingabe zu erfüllen.

Seit unserer Heirat hatten Esther und ich immer in Mietwohnungen oder Miethäusern gewohnt. Am Anfang unseres gemeinsamen Weges waren wir übereingekommen, in Österreich kein Eigentum besitzen zu wollen. Abgesehen davon wäre dies mit unserem Einkommen und insbesondere mit der geldintensiven Vortragstätigkeit nicht möglich gewesen. Auch wenn durch das Mieten eine gewisse Flexibilität gewährleistet wurde, so waren doch die über Jahrzehnte hinweg verhältnismäßig sehr hohen Monatsmieten eine Belastung für uns als Familie gewesen. Aber wir lebten im Glauben an unseren Herrn, der uns nie im Stich ließ. In der Steiermark sollte Wirklichkeit werden, was ich früher abgelehnt hatte: Wir würden hier ein eigenes Haus besitzen. In der Vergangenheit machten wir oft negative Erfahrungen, wenn es darum ging, am Miethaus oder im Garten Veränderungen vorzunehmen. Hinzu kamen die Ängste, dass wegen unserer missionarischen Aktivitäten einmal eine Kündigung eintreffen könnte und man dann mit der Familie auf der Straße

stünde. Als es nun wieder um die Entscheidung ging, wo wir in der Steiermark unseren neuen Wohnsitz nehmen sollten, stellten wir uns bewusst die Frage, ob es nun nicht an der Zeit sei, ein Eigentum zu erwerben. Auf unserer Suche entdeckten wir ein für uns geeignetes Haus in Albersdorf bei Gleisdorf. Der Rohbau war bereits fertig, der Rest sollte noch ausgebaut werden. Das Haus sowie der Garten gefielen uns von der ersten Besichtigung an sehr gut, und ich bat den Herrn, dass er mir auf einen bestimmten Tag hin einen Geldbetrag schenken möge, der den Kauf jenes Hauses bestätigen solle. Über die Höhe des Betrags hatte ich keine konkrete Vorstellung.

Bevor die Entscheidung für den Kauf getroffen werden sollte, verbrachten wir als Familie einige Tage in der Südsteiermark auf dem Rosenberg. Der Stichtag kam immer näher. Angespannt wartete ich darauf, ob nicht doch noch ein Geldbetrag speziell für unser Hausprojekt überwiesen würde. Ich hatte mit niemandem über die Absicht vom Kauf eines Hauses gesprochen. In der Zeit des Wartens machten sich auch Zweifel bemerkbar. Kann es wirklich des Herrn Wille für uns sein, ein eigenes Haus zu besitzen? Für mich war dies keine leichte Entscheidung. »Herr, was ist Dein Wille?« Der Tag der Entscheidung kam. Auf unser Konto war kein Geld überwiesen worden. Werden wir den Kauf des Hauses absagen müssen? Es war ungefähr 9 Uhr vormittags, als unsere jüngste, gerade 10 Jahre alt gewordene Tochter Barbara mit einem Briefumschlag zu mir kam und mir diesen überreichte. Auf dem Briefumschlag stand geschrieben: »Geld für das Haus«. Im Umschlag befand sich ein kurzer Brief mit den Worten: »Lieber Papa, ich gebe dir eine kleine Spende für das Haus. Ich glaube du freust dich darüber. Barbara« »O, mein liebes Kind, wer hat dir dies in dein Herz gelegt, genau zu diesem Zeitpunkt mir diesen Brief zu geben?« Barbara wusste nichts von meinem Gebet bezüglich einer Bestätigung. Im Briefumschlag lagen 75 Öster-

reichische Schilling als erste Anzahlung für unser Haus. Nun war für mich klar: Ja, wir werden das Haus kaufen.

In weiterer Folge durften Esther und ich immer wieder staunen, wie der Herr diese Entscheidung bestätigte und im weiteren Verlauf des Kaufens und Bauens Hilfe und Segen schenkte. Nach dem Heimgang von Esthers Mutter konnten wir uns mit dem Erbe die Anzahlung für das Haus leisten. Mit Volkmar aus Kärnten wurde uns der richtige Baumeister für dieses Projekt zur Seite gestellt. Alle Entscheidungen für das Fertigstellen des Hauses klärte er mit den Baufirmen ab. In all diesem durften wir als Familie Gottes wunderbare Hand erfahren. Für viele Arbeiten kam die rechte Hilfe zur rechten Zeit. Das Projekt wäre ohne die Hilfe lieber Freunde nicht möglich gewesen. Der Herr möge ihnen alles reichlich belohnen.

Im Juli 2000 war es so weit. Das fertige Haus konnte bezogen werden.

Obgleich die Fertigstellung des Hauses viel Zeit in Anspruch nahm, durfte die Missionsarbeit daneben nicht aufhören. Bereits im Frühjahr 2000, als der Wohnortwechsel noch nicht vollzogen war, begannen wir im neuen Missionsgebiet aktiv zu werden. Der Jahresplan sah wie folgt aus: Januar: Gartenvorträge in der Schweiz; Februar: Gartenvorträge in Niederösterreich; März: Gartenvorträge in der Steiermark; April: Schöpfungsvorträge in der Steiermark; Mai und Juni: evangelistische Nachvorträge in der Steiermark; Juli: Umzug nach Albersdorf.

In Niederösterreich waren in folgenden Orten Vorträge geplant: St. Pölten, Melk, Wieselburg, Amstetten, Hainfeld, Traismauer, Kilb, Waidhofen an der Ybbs, Horn, Zwettl, Langenlois. In der Steiermark und im Burgenland: Gleisdorf, Weiz, Graz, Leibnitz, Mureck, Köflach, Deutschlandsberg, Hartberg, Oberschützen, Fürstenfeld, Feldbach.

Das zweite Halbjahr war ebenfalls verplant: August: Vorbereitungen für die Vorträge im nächsten Jahr, Familien-

urlaub; September: Evangelisation in der Steiermark; Oktober: Bibelstunden in der Steiermark; November: Monat der auswärtigen Dienste, Konferenzen und Tagungen, Bibelstunden in der Steiermark; Dezember: Bibelstunden, Weihnachtsfeiertage.

* * *

Im ersten Jahr in Albersdorf bei Gleisdorf schrieb ich auf ein Stück Papier folgende Zeilen: *»Es mutet wie ein Wunder an, wenn man bedenkt, dass wir als Familie schon über ein Viertel-Jahrhundert in dieser Vortragsarbeit stehen. Niemals hätte ich damit gerechnet, dass die Multi-Media-Arbeit mein Leben auslasten würde.«*

Was über die Jahre zum Vertrauen der Besucher gegenüber meinen Vorträgen beitrug, war die gute Qualität der Gemüse- und Blumensamen. Schon damals, als Esther, Vreni und ich von Bauernhof zu Bauernhof gingen, wollten wir nur das beste Saatgut weitergeben. Jahr für Jahr wurde von vielen Seiten bestätigt, dass unser Saatgut beste Qualität sei. Diese Bestätigung machte mir große Freude, denn dieser Same sollte ja mit der Botschaft des Wortes Gottes in Verbindung gebracht werden, die jeder Mensch gratis erhalten kann. Letztendlich ist Gottes Wort allein der kostbarste Same, der in unsere Herzen ausgestreut wird. Das Beste, was diesem Wort dazu noch gegeben werden kann, ist der Beweis der Liebe. Oft stimmte es mich traurig, wenn man mit halbem oder kaltem Herzen ein Geschenk überreicht bekam, wenn genau zu spüren war, dass das Geschenk kein Opfer abverlangte. Manches hatte man vielleicht selbst geschenkt bekommen und versuchte es wieder loszuwerden. Manchmal war es nur die Verpackung, die noch gut aussah, das Haltbarkeitsdatum war aber abgelaufen. So sollte es unter Christen nicht sein. Wenn wir Gemüse verschenken, dann das schönste und beste – das, was man auch gerne für sich

behalten hätte. Außer dem Besten haben wir nichts weiterzugeben.

* * *

Noch bevor wir als Familie in die Steiermark umzogen, erklärte sich ein junger Bruder mit seiner Familie dazu bereit, ebenfalls in die Steiermark zu kommen. Für diese junge Familie war dies ein mutiger Schritt. Sie verließen Heimat, Eltern, Geschwister, Verwandte und Gemeinde. Anfänglich verlief die gemeinsame Arbeit harmonisch, bis sich unterschiedliche Überzeugungen bemerkbar machten und sie uns erklärten, dass sie nicht mehr mit uns zusammenarbeiten wollen. Die Entscheidung dieser Familie, sich von den Versammlungen und unserer Missionsarbeit zu trennen, war ein schwerer Schlag für mich und verursachte auf beiden Seiten Schmerzen.

In den 40 Jahren meines Missionsdienstes an der Front standen mir viele verschiedene Mitarbeiter und Praktikanten zur Seite. Nur in wenigen Fällen konnte ich mir meine Mitarbeiter selbst aussuchen. So durfte ich über viele Jahre lernen, mit den von Gott geschenkten Mitarbeitern zusammenzuarbeiten, ohne Wenn und Aber. Dies funktionierte nur dann, wenn sowohl ich als auch meine Mitarbeiter die Bereitschaft dazu zeigten, sich selbst formen zu lassen.

* * *

Von ganzem Herzen freute ich mich auf die neuen Herausforderungen. Bald schon begannen wir mit einer kleinen Gemeinde in unserem Haus. Doch die ersten Jahre sollten sich als schwere Jahre herausstellen. Nach sieben Jahren Aufenthalt in der Steiermark, als wir über unseren Dienst nachdachten, kamen wir zur Überzeugung, dass, wenn wir von all den Schwierigkeiten auf diesem Missionsfeld gewusst

hätten, wir diesen Schritt wohl nicht getan hätten. Nie zuvor ging ich durch solche Tiefen. Wie oft musste ich in dieser Zeit meine Arbeitsmethode infrage stellen. Wie oft wollte uns so manch entmutigendes Erlebnis bedrücken. Wir sehnten uns nach jener Zeit, als trotz vieler Anfeindungen von außen eine Erweckung stattfinden durfte.

Dank dessen, dass unser Schwiegersohn Oliver mit Daniela und ihrer noch jungen Familie zu uns in die Steiermark kamen, konnten die Bibelstunden in geregelten Zeitabständen stattfinden.

Als wir noch in Saalfelden waren, machte ich mir bereits Gedanken darüber, wann ich wohl mit meiner großen Vortragsarbeit aufhören würde. Damals dachte ich, dass es mit meinem 60. Lebensjahr so weit sein würde. Die Jahr für Jahr intensive Vorbereitungsarbeit (fotografieren, Neues im Garten testen und umsetzen, fachliche Weiterbildung, Bücher schreiben usw.) wurde auf Dauer anstrengender, stand ich doch nicht mehr in derselben Kraft wie am Anfang meines Dienstes. Im Jahr 2004 gedachte ich mich im Januar in der Schweiz bei meinen lieben Gartenfreunden zu verabschieden und teilte ihnen mit, dass ich nun wohl nicht mehr kommen würde. Doch die Vortragsbesucher wollten dies nicht akzeptieren. Und so entschloss ich mich, so der Herr will, Esther und ich leben und unsere Gesundheit dazu ausreichen würde, bis zum Pensionsalter die Vortragsarbeit weiterhin zu tun. Gott schenkte es tatsächlich, dass ich bis zu meiner Pension und dem Wegzug von Albersdorf bei Gleisdorf die Großvorträge durchführen konnte. Zudem durften wir schließlich erfahren, wie Gott auch in der Steiermark die große Vortragsarbeit zum Segen werden ließ.

Immer mehr musste ich lernen, einen Tag nach dem anderen zu nehmen, so wie er kam. Früher reichten meine Kräfte weiter. Tag und Nacht mit meinen Mitarbeitern unterwegs, war mir keine Anstrengung zu groß. In der Vortragszeit von Januar bis Mai bis zu 40 000 km unterwegs zu sein,

früher in schlecht heizbaren Autos, nach Mitternacht ins Bett und am Morgen wieder sehr früh aufstehen, um alles für die nächste Reise vorzubereiten, dies hatte über viele Jahre mein Herz und Leben erfüllt. Das viele Reisen wurde in den neuen Autos angenehmer, doch ließen unterdessen meine Kräfte nach. Meine Freude an der Vortragsarbeit blieb bis zuletzt ungetrübt, doch wurde ich zusehends von der Hilfe anderer abhängig. Ich musste mich vermehrt bei den Vorbereitungen zum Abendvortrag schonen, damit die Kräfte für den Vortrag ausreichten. Zusehends war ich nach dem Vortrag zum Mithelfen beim Wegräumen der Anlage nicht mehr fähig. Doch will ich hier weniger von den Ermüdungserscheinungen sprechen als viel mehr über die Kraft und Motivation, welche der Herr Jesus täglich schenkte.

Im Juli 2006 waren es genau 40 Jahre seit den bescheidenen Anfängen meines Dienstes in Österreich gewesen. Beim Nachdenken über die vielen Stationen des Dienstes wurde mir letztendlich trotz aller Schwierigkeiten Gottes Güte Esther und mir gegenüber bewusst, die uns die Freude zur Arbeit gab. Wie gut meinte es Gott mit uns, dass er uns schwache Werkzeuge in seinen Dienst stellte und uns leitete! Oft fühlte ich mich zu unwürdig für diesen Dienst. Mächtig durften wir die Güte und Gnade des Herrn erfahren. Welch ein Geschenk, dass wir zu seiner Ehre wirken durften! Ihm, dem Herrn, gebührt aller Lobpreis und alle Ehre.

* * *

Während der Missionstätigkeit hatte sich die Zeit verändert. Welch große Begeisterung vermochten anfangs gewöhnliche Diabilder hervorzurufen. Die Veränderungen in den letzten Jahren auf dem Gebiet der elektronischen Unterhaltung und der Angebotsvielfalt sind enorm. Zusehends musste ich darüber staunen, dass überhaupt noch Leute für meine Vorträge zu begeistern waren. Die Medienlandschaft hatte

sich grundlegend verändert. Der Besuch eines Fachvortrags scheint kaum mehr notwendig zu sein. Der Mensch kann sich nun zu jeder Zeit mit Informationen durch Bild und Ton eindecken, so wie es ihm gefällt. Was nicht spannend und mitreißend ist, ist heute oftmals nicht mehr interessant.

Es kam die Zeit, als sich die Leute durch schön gestaltete Einladungszettel kaum mehr zu einem Vortrag bewegen ließen. So musste ich vermehrt darauf setzen, so viele Gartenfreunde wie möglich per Brief persönlich einzuladen. Diese Umstellung vom Postwurf an jeden Haushalt zum Briefversand hatte sich gelohnt, auch wenn dies ein Mehraufwand für uns als Familie bedeutete. Natürlich konnte in neuen Gebieten nicht auf den Postwurf verzichtet werden, weil noch kein Freundeskreis dort aufgebaut war. Doch waren erst viele Adressen gesammelt, so wurde nur noch per Brief eingeladen, wo auf 1000 versandte Briefe etwa 300 bis 400 Besucher zu erwarten waren. Als begeisterter Pionier bin ich davon überzeugt, dass es sich immer lohnt, neue Orte mit solchen Vorträgen aufzusuchen, auch wenn das Gewinnen des Vertrauens und das Sammeln der Adressen viel langsamer vor sich geht als noch vor 20 Jahren. Obgleich die Menschen toleranter wurden, wurden sie doch vorsichtiger und skeptischer.

* * *

Jedes Mal war meine Freude groß, wenn ich auswärts zu einem Vortrag eingeladen wurde. Es war mir ein Anliegen, den verschiedenen Gemeinden in ihrer Missionsarbeit behilflich zu sein. Einige Gemeinden luden fleißig zu den Vorträgen ein, andere weniger. Wie enttäuschend war es für mich, wenn ich nach einem oder zwei Jahren zu hören bekam, dass ein weiterer Vortrag nicht mehr erwünscht sei, da sich durch diese Vortragstätigkeit niemand bekehrt hätte. »Walter, deine Vorträge bringen nichts für die Gemeinde.« Wie oft

versuchte ich die lieben Geschwister darin zu ermutigen, dass sich diese Art der Missionsarbeit oft erst nach einigen Jahren lohne. Manchmal sollten 10 Jahre oder mehr in ein Gebiet investiert werden, bis das Vertrauen der Bevölkerung aufgebaut ist, damit sie für das Evangelium offen werden. So gerne ich Ermutigung weitergab, so benötigte ich diese doch auch selbst in den schwierigen Zeiten in der Steiermark, in denen über lange Zeit die große Vortragstätigkeit mit all den Bibelrunden nur wenig Bewegung zeigte. Zunehmend hörte ich den Einwand, dass meine Arbeit zu teuer sei. Die Einladungszettel, der Postwurf, die Saalmiete und manches mehr würden zu viele Kosten verursachen. Das Leben stellte größere Ansprüche, und das Geld für das Werk des Herrn schien knapper zu werden. So blieb mir oftmals nichts anderes übrig, als sogar in Orten, in denen ich eingeladen wurde, sämtliche Kosten selbst zu übernehmen. Während der vergangenen Jahre durfte ich es lernen, die finanzielle Angelegenheit in Gottes Hände zu legen – Er sorgt für das Nötige!

Als ich andere dazu motivieren wollte, dasselbe wie ich zu wagen und mit ähnlicher Öffentlichkeitsarbeit aktiv zu werden, kam der Einwand, dass solche Gartenvorträge eben nur von einem Gärtner veranstaltet werden könnten. Freilich mag dies stimmen, aber es gibt doch so viele andere Themen, für die sich die Österreicher begeistern lassen würden. Hierin sollte man erfinderisch sein. Viele von uns haben eine gute Ausbildung und einen Beruf erlernt. Wäre es denn nicht möglich, mit den beruflichen Kenntnissen, die jeder von uns besitzt, einen gewissen Interessentenkreis zu finden, um über diese fachlichen Kenntnisse zur Evangelisation zu gelangen? Gottes Wort möchte praktisch in jeder Lebensaufgabe gelebt werden, und so kann durch viele Tätigkeiten hindurch sein Wort und seine Liebe zu uns aufgezeigt werden. Es gibt unzählige Berufe, die sich für Vortragsdienste eignen würden. Der Tischler könnte zeigen, wie mit Holz etwas Brauch-

bares geschaffen werden kann. Der Maurer erklärt, wie fachgerecht gemauert wird. Der Arzt hält Gesundheitsvorträge; usw.

Mit Erstaunen durften wir über einige Jahre feststellen, wie ein gut einstudiertes Musical von lieben Geschwistern aus Deutschland und Österreich großes Interesse hervorrief. Viele Besucher wunderten sich darüber, dass ein solch beeindruckendes Programm innerhalb einer Woche von jungen Christen einstudiert werden konnte.

Leider habe ich im Lauf der Jahre viele Gemeinden kennengelernt, die meines Erachtens zu wenig evangelisieren. Es geht in erster Linie nicht um die Art der Evangelisation, doch ich bin davon überzeugt, dass die Öffentlichkeitsarbeit unbedingt ihre Berechtigung hat. Dies sage ich, obwohl ich ein überzeugter Befürworter der Evangelisation über Beziehungen bin. Denn beides ist wichtig, und keines der beiden sollte vernachlässigt werden. Alle Geschwister einer Gemeinde sollten ihre persönlichen Beziehungen pflegen, darin von Jesus Zeugnis ablegen, und dabei die großen Aktivitäten nicht außer Acht lassen. Ich denke nicht, dass Versäumnis dessen auf Geldmangel zurückzuführen ist. Dies ist zu oft nur eine Ausrede, da man seine Zeit bereits anderweitig verplant hat. Was nützt, ist, dass wir uns wieder gegenseitig zur Evangelisation ermutigen. »Komm, mach mit! Mit des Herrn Hilfe planen wir etwas Großes!«

* * *

In den Jahren 1975 bis 1990 hatte ich immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass die Tür für die Evangelisation im Land Österreich so offen sei wie nie zuvor. Ich wurde darin nicht müde, dies auf Glaubenskonferenzen, in persönlichen Gesprächen und Missionsmitarbeitertreffen in Erinnerung zu rufen. In allen Bundesländern Österreichs, ja selbst in der Stadt Wien, war eine große Offenheit bei den

Besuchern meiner Gartenvorträge festzustellen, nicht nur gegenüber den fachlichen Informationen, sondern auch für Gottes Wort. Ich erinnere mich daran, wie damals die Leute in den übervollen Sälen kaum Platz fanden. Dieses Interesse nahm zusehends ab, und nach dem Jahr 1995 wurde es in unserem Land sichtlich schwieriger, die Menschen mit dem Evangelium zu erreichen. Oft beschäftigt mich der Gedanke, dass wir mit vereinten Kräften in unserem Land mehr hätten bewegen können, als es letztendlich der Fall war. Was hätte alles geschehen können, wenn jede größere Gemeinde ein motiviertes Ehepaar in die Missionsarbeit ausgesandt hätte? Wie viel hätte bewirkt werden können? Unser Dienst ist durch unsere Lebenszeit begrenzt und nochmals dadurch, dass Gott in seiner Gnade besondere Aufbruchzeiten schenkt, die wir zu seiner Ehre nutzen sollen. Sind auch diese wunderbaren Segensjahre vorbei, so ist es dennoch meine tiefe Überzeugung, dass Gott heute noch in diesem Land Großes tun will. Und wer weiß, ob er nicht bald einen neuen Aufbruch schenkt? Werden sich dann genügend Arbeiter in seinen Dienst stellen lassen?

* * *

Was ich rückblickend auf die Vortragsarbeit anders gemacht hätte, könnte ich nochmals 20 Jahre zurück, das wäre, einen Freundeskreis zu motivieren, einen fähigen jungen Bruder, mit oder ohne Familie, finanziell zu unterstützen. Dieser hätte mir die rechte Hand sein sollen. Wie gerne hätte ich solch einen Mitarbeiter über viele Jahre an meiner Seite gehabt, der sich mit meiner Arbeit identifiziert und das Anliegen der Mission stets mitgetragen hätte! Dessen Eifer auch gleichzeitig mein Eifer gewesen wäre. Ein Mensch, der sein Leben in völliger Hingabe in den Dienst für den Herrn zu stellen beabsichtigt hätte. Hatte mich Gott doch nie im Stich gelassen und immer zur rechten Zeit Hilfe geschickt,

durfte ich auch gute Praktikanten haben und waren auch Esther und unsere Kinder immer für mich da, so hätte doch solch ein tüchtiger Mitarbeiter mir zu einer anderen Art von Hilfe und zum Segen werden können. Er hätte Jahr für Jahr die Vortragstournee planen, Säle mieten, die Werbung organisieren, Mitarbeiter schulen, die gesamte Verantwortung für das Einrichten der Säle übernehmen sollen. Er hätte mehr und mehr sehr gute Kenntnisse im Umgang mit dem Computer haben müssen sowie mit der Zeit digitale Multi-Media-Vorträge erarbeiten sollen. Wichtiger noch wäre ein Herz voller Liebe für die Verlorenen gewesen und die Bereitschaft für den Dienst von früh bis spät. Opferbereit, nicht leidensscheu, einen starken physischen und psychischen Druck aushaltend, robust und kräftig, mit allen Mitarbeitern und deren Temperament gut auskommend und jemand, der gerne Gemeinschaft mit dem Herrn pflegt. Der selbst einen Garten anlegte und bepflanzte, sich in die eigene Familie hätte integrieren lassen, ein Beter, der Korrekturen vertragen hätte und mit dem ein offener und ehrlicher Umgang möglich gewesen wäre. Vieles fällt mir zu den Qualitäten eines solchen Mitarbeiters ein. Hätte ich solch einen Mitarbeiter gefunden? Wie auch am eigenen Leib, so durfte ich mit meinen Mitarbeitern erfahren, dass Gott oftmals mit dem Schwachen Großes zu wirken und tun vermag.

Dem Himmel näher kommen

Im Älterwerden tut es not, sein eigenes Lebenshaus unter die Lupe zu nehmen. Ein weiser 80-jähriger Glaubensbruder erzählte bei seiner mir in lebendiger Erinnerung gebliebenen Rede auf einer Glaubenskonferenz, wie er und seine Frau, als sie 65-jährig wurden, sich dazu entschlossen, ihr eigenes Haus nun genauer unter die Lupe zu nehmen. Alles, was sich in den Jahren angesammelt hatte und nicht mehr dringend gebraucht würde, sollte verschenkt werden. Da gab es so manche schmerzhaft Trennung von Gegenständen, die ihnen über Jahre lieb geworden waren. So taten sie es auch in ihrem 70. und 75. Lebensjahr. Die Wohnung wurde immer leerer. Als die beiden in ihrem 80. Lebensjahr noch einmal bewusst durch ihre Wohnung gingen und die Dinge besehen wollten, war nur noch das Notwendigste da. Die Wohnung war fast leer geworden. Es gab nichts mehr, woran ihr Herz hätte hängen können. Die Herzen jener betagten Menschen hatten sich immer mehr von den irdischen Schätzen gelöst, die doch alle zurückbleiben müssen. Stattdessen wurde ihr Herz mit den himmlischen Schätzen erfüllt.

Persönlich darf ich es ähnlich erleben, dass, wenn ich nun dem Himmel näher komme, das Verlangen immer größer wird, mich von dem zu lösen, was unbedeutend und zweit-rangig ist. Ewige Werte hingegen gewinnen dabei an unsagbarem Wert. Es kommt nun die Zeit, in der ich an meinen Abschied von dieser Erde denken muss. Als meine Großeltern starben, war ich ein junger Mann zwischen 16 und 20 Jahren. Bei dem Heimgang meiner Eltern war ich zwischen 42 und 50 Jahre alt. Ich weiß, dass ich zur nächsten Generation gehöre, die Abschied nehmen wird. Langsam kommt die Zeit, in der ich sagen möchte, dass mein Tagewerk vollendet ist. Die Zeit, in der ich mich mit Esther auf meinen Abschied

vorbereite, ist nahe. Und natürlich sollte man als überzeugter Christ täglich vorbereitet sein, seinem Herrn zu begegnen. Es ist der Gnade des Herrn zu verdanken, so wir ein höheres Lebensalter erreichen und die besondere Zeit des Sich-vorbereiten-Könnens geschenkt bekommen.

Ich möchte daran denken, dass eines Tages nun mein Abschied kommen wird, aber noch will ich die mir zur Verfügung gestellte Lebenszeit für die Evangelisation einsetzen. Denn dies ist meine Berufung, bis der Herr mich heimholen wird. Das Leben ist viel zu kurz für Nebensächlichkeiten.

Als Christ darf man wissen, dass nichts so bleiben kann und muss, wie es ist. Das Szenario auf der Weltbühne unterliegt Veränderungen. Leider haben wir oftmals in den genauen Plan Gottes mit dem Lauf der Zeitgeschichte zu wenig Einblick. Doch dürfen wir wissen, dass Gott letztendlich alles in seinen Händen hält und die Geschicke aller Völker lenkt. Dies sollte uns Mut machen. Wir sind keiner blinden Willkür ausgeliefert, sondern es muss geschehen, wie es uns in der Bibel gesagt ist. Als ich noch ein Kind war, wurde in fast jeder Versammlung über die Wiederkunft Jesu gepredigt. Diese herrliche Zukunftserwartung wurde durch den wachsenden Wohlstand in unseren Ländern verdrängt. Die Heimat- und Pilgerlieder werden kaum noch gesungen. Man kann es sich so schön und bequem in dieser gegenwärtigen Welt einrichten. Eines Tages wird die Sehnsucht nach dem Wiederkommen des Herrn, seine Kinder heimzuholen, wieder größer werden. Dies miterleben zu dürfen, wäre mein sehnlicher Wunsch. Bis zu diesem großen, der Menschheit noch bevorstehenden Ereignis wollen wir einander zur Evangelisation ermutigen.

Es ist gut, wenn man seine eigenen Prioritäten von Zeit zu Zeit neu überprüft. Was hat heute höchste Priorität? Sollte es nicht die Verherrlichung und Anbetung des Herrn Jesus Christus sein? Ihm allein gebühren aller Lobpreis und alle Ehre in Ewigkeit! Zudem soll die Gemeinde Gottes hohe

Priorität haben, zu der all jene gehören, welche Vergebung ihrer Schuld fanden und zu den Herausgerufenen gehören dürfen. Dies wird vor allem bei der Abendmahlsfeier verdeutlicht, wo Gottes Lamm verherrlicht, sein Tod und seine Auferstehung verkündigt wird, bis dass Er wiederkommt. Die weitere Priorität ist die eigene Familie. Dass wir als Eltern danach streben, ein Vorbild zu sein und die eigenen Kinder in die Nachfolge Jesu zu führen, dass wir zu ihnen stehen, sie stärken, ermutigen, ihnen beistehen und Rat geben. Die nächste Priorität ist die Evangelisation und Gemeindegründung. Für diese Prioritäten wollte ich in den vergangenen Jahren alles, was ich habe und bin, einsetzen. Wie lange noch? Solange mein Herz schlägt und solange ich atme.

Im Jahr 1966 begann ich mit meinen 22 Jahren im Missionsdienst. Damals hatte ich schon dieses Ziel vor Augen, ganz für den Herrn da zu sein. Ich kann mich gut an den Abend erinnern, als ich Gott mein ganzes Leben hingelegt habe und ihm gesagt habe, dass er damit machen solle, was er will. Im Jahr 2008 suchte ich diesen Ort am Klausenpass in der Schweiz nochmals auf. Als ich mich auf denselben Steinen niedersetzte, wanderten meine Gedanken über 40 Jahre zurück in die Vergangenheit. Mein Herz war voll des Lobes und Dankes über die gütige Hand Gottes über mir und meiner Familie. Hier sagte ich dem Herrn ganz neu, dass mein Leben ganz ihm gehören soll und dass ich auch weiterhin dazu bereit bin, zu tun, was er von mir will. In diesem Moment war mir bewusst, dass ich mit meinen schwächer werdenden Kräften nicht mehr so viel bewegen könne wie damals als junger Mann.

* * *

Wenn sich das eigene Nest leert, ändert sich manches. Esther war über 35 Jahre ihres Lebens für unsere Kinder besorgt. Sie war in dieser, wie sie gerne sagt, wunderschönsten Auf-

gabe als Mutter glücklich, und ich spürte zusehends, dass Esther oft Heimweh nach jener Zeit bekam, als unsere Kinder noch klein waren und auf ihre Hilfe angewiesen waren. Unterdessen sind wir älter geworden. Die besten Kräfte des Lebens liegen hinter uns. Wir durften an unseren geliebten Kindern innerlich reifen und wachsen. Die gemeinsame Zeit mit ihnen erlebten wir als unvergleichlichen Reichtum. Im Jahr 2008 wurde Barbara volljährig. Für Esther und mich wird es zu einer neuen Erfahrung, vermehrt Zeit nur für uns allein zu haben. Wir wachsen auf einer anderen Ebene zusammen als vor 36 Jahren. Vieles wird tiefer, und manches Unbedeutende kann abgelegt werden. Gemeinsam blicken wir zurück und staunen über die Gnade des Herrn. So wollen wir Mut machen und von der Hoffnung zeugen, die wir erleben durften.

Meine Familie hat mich reich gemacht. Viele Erinnerungen sind uns lebendig vor Augen. Wie gerne wäre ich bei der Geburt unserer Daniela dabei gewesen. Als ich Esther ins Krankenhaus in Schwarzach brachte, bettelte ich den Frauenarzt an, er möge mich bei der Geburt dabei sein lassen. Die knappe Antwort war, dass dies keine Männersache sei. Als ich daraufhin im Treppenhaus warten wollte, bis die Geburt vorbei war, schickte mich der Arzt nach Hause. Beim zweiten Kind Lukas war es dasselbe. Beim Besuch am zweiten Tag nach seiner Geburt traf ich Esther mit verweinten Augen an. »Stell dir vor, Walter, unser Kind wird wohl einen Wasserkopf haben und niemals ganz gesund sein.« Wir begaben uns ins Kinderkrankenhaus, wo Lukas aufgrund einer Gelbsucht behandelt wurde. Dort wollte man uns das Kind nicht zeigen, was unsere Bedenken zu bestätigen schien. Esther und ich weinten, und wir baten den Herrn darum, dass er sich über unseren Lukas erbarmen möge. Wie dankbar waren wir, als man uns einige Stunden später mitteilte, dass sich die Geburtsgeschwulst ungünstig über das Gesicht des Kindes ausgebreitet hatte, aber Lukas gesund sei. Bei Markus

durfte ich bei der Geburt ebenfalls nicht dabei sein. Umso größer war meine Freude, bei Jonathan und Barbara dabei sein zu dürfen. Es gehört zu den erhabensten Momenten in einem Menschenleben, wenn man unmittelbar nach der Geburt das Kindlein in seine Arme nehmen darf. In solchen Augenblicken kann man den Schöpfer, der Himmel und Erde gemacht hat, für dieses wunderbare Geschenk einfach nur preisen. Welch ein Reichtum, wenn der Herr uns Kinder anvertraut, die wir für ihn erziehen dürfen! Es gibt Situationen im Leben, die einen so vor Freude überwältigen, dass man keine Worte findet. Genau dieses Empfinden hatte ich bei unseren fünf vom Herrn geschenkten Kindern, wenn ich sie in meine Arme schließen und ihren hauchzarten Atem spüren durfte.

Der alljährliche gemeinsame Familienurlaub war stets eine kostbare Zeit für uns alle. In diesen Tagen nahm ich mir bewusst Zeit, mit jedem einzelnen Kind bei Spaziergängen Gespräche zu führen. Mich interessierte dabei brennend, wie es unseren Kindern seelisch erging, was sie belastet und traurig macht und wo sich Schwierigkeiten eingeschlichen hatten. Wenn ich heute an diese gemeinsamen Spaziergänge in der majestätischen Bergwelt zurückdenke, dann empfinde ich Heimweh nach diesen Momenten. Spaziergänge besonderer Art waren jene, die ich mit den drei älteren Kindern jeweils vor ihrer kurz bevorstehenden Hochzeit ging. Hier blickten wir zurück in die Vergangenheit im Elternhaus und vorwärts in die Zukunft. Hier lachten, weinten und beteten wir gemeinsam. »Mein geliebtes Kind, der Herr segne dich auf allen deinen Wegen.« Viel Gutes hat uns Gott durch unsere Kinder erfahren lassen. Sie sind uns das Wertvollste, das wir auf dieser Welt von Ihm erhalten haben.

Zu beschreiben, wie der Herr Jesus in seiner unendlichen Güte uns als Familie in den nun bald 40 Jahren Missionsarbeit hindurchgetragen und behütet hat, würde allein ein Buch füllen. Wollte man alle finanzielle Belastungen der

Pionierarbeit beschreiben, wo wollte man anfangen? Bei den Saalmieten oder beim Benzin und Diesel für die Fahrzeuge? Was wäre mit den Hausmieten, Heizöl, Telefon usw., zudem die Postgebühren, Drucksachen, die Belange der siebenköpfigen Familie? Ich erachte es als ein großes Wunder Gottes, dass wir uns in all diesen vielen Jahren nicht verschuldet haben. In dieser Hinsicht gab es jedoch Jahr für Jahr so manchen seelischen Druck auszuhalten. Heute darf ich sagen, dass Gott uns niemals im Stich gelassen und uns bis zum Ende treu hindurchgetragen und geholfen hat.

Österreich lieb gewonnen

In den vielen Jahren der intensiven Missionsarbeit sind Esther und mir die Österreicher sehr ans Herz gewachsen. Obwohl wir beide einen Schweizer Pass besitzen, wurden wir in unseren Herzen schon lange zu Österreichern. Dieses Land wurde unsere Heimat. In all den Jahren hat uns nichts so sehr erfüllt wie ein Leben für den Herrn Jesus. Nichts konnte uns solch unbeschreibliche Freude ins Herz legen wie dieser Dienst. Könnten wir nochmals von vorn beginnen, wir würden uns neu dazu entschließen, unser ganzes Leben für das Werk des Herrn hier in Österreich einzusetzen. Einiges würden wir nicht mehr machen wollen, anderes aber umso intensiver. Nichts in aller Welt könnte unser Herz tiefer erfüllen als ein bedingungsloser und hingeebener Einsatz für unseren Erlöser. Auf diesem Weg durften wir so manche liebe Freunde kennenlernen. Einige von ihnen wurden uns zu treuen und lieben Weggefährten. Sie nahmen Anteil an unserem Geschehen, sie beteten für uns und trugen an der finanziellen Belastung mit. Wie wohl haben sie uns als Familie getan! Der Herr möge es ihnen reich vergelten!

* * *

Im Frühling 2009 neigte sich unsere Zeit in Albersdorf bei Gleisdorf dem Ende zu. Im ersten Stock unseres Hauses durfte die Gemeinde heranwachsen. Wie dankbar sind wir dafür, dass Gott uns hindurchgetragen hat und Kraft schenkte, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Gott weiß um die vielen interessierten und gläubig gewordenen Menschen, die überall verstreut in der Steiermark leben und noch keiner christlichen Gemeinde angehören. Gott wird sie nicht vergessen. Auch wissen wir nicht, wie die Gemeinde in Gleisdorf weiterhin gedeihen wird und was Gott noch alles vorhat. Wie dank-

bar bin ich dafür, dass unser Schwiegersohn Oliver und auch unser langjähriger, treuer Mitarbeiter Julian in den schweren Zeiten mit uns ausharrten! Die Verantwortung liegt nun bei den Brüdern vor Ort, die die weitere Arbeit leiten werden und mit der Hilfe des Herrn noch Großes bewirken mögen.

* * *

2009 sollte das Jahr meiner letzten großen Multi-Media-Schauen sein. Der Vortrag wurde ein ganz anderer als in all den Jahren zuvor. Er war in drei Teile geteilt. Im ersten Teil sprach ich kurz über den Garten. Im zweiten Teil sprach ich über mein Leben, warum ich nach Österreich kam und mit den Garten-Vorträgen begann. Der dritte Teil war gefüllt mit Gedanken über das Wichtigste in einem Menschenleben und der Erklärung der Botschaft von Jesus. Als ich an den Vortragsorten in Niederösterreich und in der Steiermark den Besuchern sagte, dass dies mein letzter großer Vortrag bei ihnen sei, mussten an allen Orten viele Besucher weinen. Sie wollten es nicht glauben, dass diese Großvorträge nun der Vergangenheit angehörten.

Das Haus in Albersdorf bei Gleisdorf wurde verkauft und ein neues in Eisenstadt in Burgenland gebaut und fertiggestellt. So sollte unser Weg, der ganz im Westen Österreichs begann, ganz im Osten enden. Ich befinde mich nun im »Ruhestand«. Aber ich möchte nicht aufhören, für das zu leben, was mir bis heute die größte Freude und Erfüllung war. So der Herr will, wir leben und die notwendige Kraft vorhanden ist, wollen Esther und ich den Dienst an der österreichischen Bevölkerung weiterhin tun und die gute Saat des Evangeliums ausstreuen.

Apostelgeschichte 20,24: »Aber ich achte mein Leben nicht der Rede wert, damit ich meinen Lauf vollende und den Dienst, den ich von dem Herrn Jesus empfangen habe: das Evangelium der Gnade Gottes zu bezeugen.«